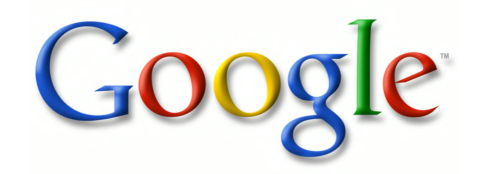
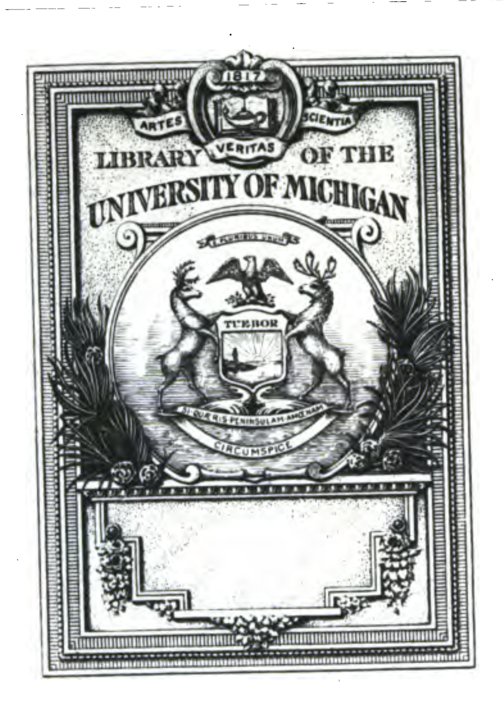
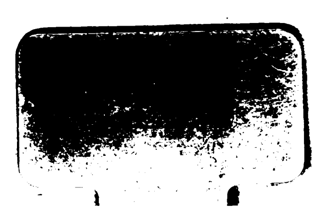



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



r.

eipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1871.

Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Schwarzgelb.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1871.

Schwarzgelb.

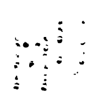
Roman

von

Alfred Meißner.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1871.



Vorwort.

(1862.)

Europa hatte im August des Jahres Achtzehnhundertfünfzig, wo die Handlung unserer Geschichte beginnt — so und nicht Roman möchte ich ein Buch nennen, das durchweg auf der Unterlage der Thatsachen und des Geschehenen beruht — Europa hatte im August Achtzehnhundertfünfzig zwei Jahre hinter sich, die in der Weltgeschichte ohne ihresgleichen waren. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich gegen die alten Staatsordnungen erhoben, und unter seinem gewaltigen Flügelschlage bebten die Kronen und stürzten die Throne. Fast alle Völker Europas riefen gewaltsam ihre Mündigkeitserklärung aus und wollten fortan ihre Geschicke in die eigene Hand nehmen. Das Phänomen war so neu, so unerwartet, so überwältigend, daß sturmerprobte Staatsmänner, die ein Menschenalter lang am Steuerruder gesessen, sich von ihren Plätzen stoßen ließen und die ältesten Machthaber bestürzt ihre Fahnen senkten. Der moderne Geist hielt seinen Siegeseinzug in die alten Burgen und Schlösser, und die Lanzknechte, welche zu deren Vertheidigung dast an fielen, von dem wetterleuchtenden Scheine geblendet, wie wehrlos nieder. Alle großen Ideen, die bisher nur in den Büchern der Denker ein geistiges Schein- und Traumleben geführt,

stiegen in das Menschengewühl, auf die Straße hinab und sollten die Gegner, welche die Möglichkeit ihrer Verwirklichung geleugnet und bespöttelt hatten, auf's Tiefste beschämen. Die physische Gewalt, der die Humanität die bisherige Alleinherrschaft entrissen, schien verzweifelnd in ihrer mittelalterlichen Rüstung zum letzten Mal zu rasseln, bevor sie sich in das Grab einer gespenstigen Vergangenheit, der sie angehört, hinabstürzte. Mit der feierlichen Anerkennung, daß der Mensch ein zur Freiheit geborenes Wesen, schien zugleich dem religiösen Fanatismus die Brandfackel genommen, mit welcher er Städte und Hütten bedroht, und der wilde Kampf der Unduldsamkeit beseitigt. Wie jeder Einzelne das Recht erhielt, sein irdisches Schicksal mitzubestimmen, so sollte es auch seinem Gewissen freistehen, sich die Leiter zu wählen, auf welcher er zum Himmel hinansteigen wolle. Derselbe Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit, der zu Hause zur Geltung gelangt, wollte alle Völkerfamilien mit liebenden Armen umfassen und an die Stelle der zerfleischenden Kriege einen friedlichen Wettkampf der Künste und des industriellen Fortschritts setzen, welchen das abgethane militairische Zeitalter zwar nie zu vereiteln und zu unterdrücken, doch aber oft zu unterbrechen vermocht hatte.

Es ist selbst heute schwer zu beurtheilen, ob das Programm des wiedergeborenen Europa zu phantastisch war und an seiner Unausführbarkeit zu Grunde ging; soviel aber steht fest, daß auch das leichteste, alltäglichste Werk einer Hand mißlingt, welche die Mittel zum Zwecke verkennt und die praktische Geschicklichkeit zur Ausführung nicht besitzt. Europa war damals nicht reif, es kannte die Wege, die zum angestrebten Ziele führen, nicht und ahnte kaum, wie ungebahnt, von wie viel Hindernissen durchschnitten sie seien. Es glaubte in seinem Enthusiasmus, daß das Unternehmen, in's Land der Freiheit

zu kommen, eine interessante Luftreise sei, während es ein furchtbarer Alpenübergang ist, ein Hannibalzug, auf welchem die Hälfte Derer elend liegen bleibt, welche todesverachtend ausgezogen ...

Die Enttäuschung war fürchterlich und stand zu dem trunkenen Jubel der vor Kurzem noch flüchtigen Sieger in gleichem Verhältniß. Tausende wurden an sich selbst und ihren Ueberzeugungen irre, es brach manches Herz, als die scheintodte Gewalt wieder ihr Haupt aus dem Staube erhob, den herabgefallenen Helm wieder aufsetzte, das fallengelassene Schwert wieder ergriff und sich ihre Krone wieder holte. Aber noch jetzt gab es Enthusiasten genug, welche die Größe ihrer Niederlage nur halb kannten und ihre ängstlich in die Arme geschlossenen Ideale auf den Ikarusflügeln ihrer Phantasie retten zu können glaubten. Aber sie konnten sich nicht lange in den Wolken halten und taumelten bald wieder auf die Wahlstatt herab ...

Es war eine böse, schreckliche Zeit, als alle Gespenster, die unter den Ruinen der feudalen Vergangenheit für immer gebannt schienen, wieder erwachten, am hell-lichten Tage umgingen und die Sonne am Himmel mit ihren Leichentüchern zu verhüllen suchten, um das ihren Eulenaugen unerträgliche Licht zu entfernen und eine lange endlose Nacht zu haben, weil diese allein ihrer schattenhaften Existenz angemessen ist. Die nackte Macht war Herr der Welt geworden, die geistliche und weltliche Inquisition wieder hergestellt und ein übermüthiges Ritterthum begann die Nachbarschaft des Bürgers zu meiden und sich in den verlassenen Burgen wieder niederzulassen. Es war, wie wenn die Menschheit eine große Völkerwanderung in's Mittelalter zurück wieder antreten müßte ...

Dieser Zustand, der wie ein Alp auf Europa drückte, mußte

sich natürlich bei der großen österreichischen Völkergruppe mit ihren vielen Sprachen, weit von einander abstehenden Bildungsstufen und Stammeseigenthümlichkeiten am grellsten und schärfsten symptomisiren, und es wird Denjenigen, die den Schicksalen dieses Reichs mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, eine vielleicht nicht unwillkommene Erinnerung sein, ein Gemälde aus jener verhängnißvollen Zeit vor ihren Augen aufgerollt zu sehen.

Oesterreich, ein Staat ohne alle Analogie, bot damals bei seiner Erhebung dem erstaunten Europa das Schauspiel, auf dem politischen Schauplatz Volksstämme erscheinen zu lassen, welche in der Geschichte theils längst verschollen waren, oder deren Namen die Welt beinahe zum ersten Mal hörte. Diese, seit langer Zeit friedliche verträgliche Nachbarn, stellten sich plötzlich, die Farben ihrer Nationalität auf den Fahnen, als Todfeinde gegen einander. Jeder Stamm, selbst der kleinste, wollte nicht nur seinen ethnographischen Ursprung in einer abstracten Reinheit, die kaum vor tausend Jahren mehr rein vorhanden war, wiederherstellen, sondern erhob auch den Anspruch, auf Kosten aller übrigen zur Herrschaft zu kommen. Dieser Brüder- und Bürgerkrieg, Allen unheilvoll, selbstmörderisch, war jedoch nicht zu vermeiden, wie man zu glauben verführt wäre, weil er der machiavellistisch großartigen Intrigue, welche ihn leitete, zu Statten kam und den Absolutismus wieder auf's Neue befestigte; denn früher muß der Brandstoff da sein, ehe sich eine verwegene Hand seiner bemächtigen kann, und ebenso mußten hier die Elemente vorliegen, welche sich ihrer Natur nach gegenseitig aufheben und vernichten. Es lassen sich demnach wohl die Motive der betheiligten Parteien vor den Richterstuhl der Vernunft und Gerechtigkeit ziehen, aber die geschehenen Thatsachen waren und bleiben eine historische Nothwendigkeit,

ein unvergängliches, aber auch warnungsvolles Nachtstück in den Annalen unserer Epoche...

Oesterreich stand wieder gerettet da, aber es stand auf Trümmern. Das fühlte es selbst, als es der Welt das Programm seines Neubaues und seiner Verjüngung ankündigte. Dieses Programm war leider das Product eines ungeheuren Irrthums, eines um so maßloseren, je länger die eiserne Consequenz der Durchführung dauerte und der blinde Glaube an die Möglichkeit des Erfolges währte... Man begnügte sich nicht, wie anderwärts, mit der Reaction gegen die Ausschreitungen der Reformbedürfnisse und deren überstürzte Befriedigung, sondern entschloß sich zur offenkundigen Contrerevolution, ebenso gewaltsam, so radical nach einer Richtung, wie der kaum niedergeworfene Aufstand der Völker nach der andern, entgegengesetzten. Um diese Politik zu begreifen, kann man nur annehmen, daß die Idee derselben auf dem Schlachtfeld, unter dem Donner der Kanonen geboren und mit der ganzen Erbitterung des Kampfes in's Cabinet hinübergenommen worden sei. Es sollte fortan, um die Ursache der letzten Kriege zu beseitigen, gar keine Nationalitäten mehr geben, sogar keine historische Ueberlieferung mehr bestehen, an die Stelle der Freiheit ein unbedingter Gehorsam treten und Oesterreich erst vom Tage des betreffenden Decrets datiren...

Mit unsäglichen Anstrengungen hatte die Contrerevolution die Durchführung ihrer Aufgabe unternommen und zehn Jahre ausgeharrt, erst oben aber, fast auf dem Gipfel der Vollendung, mußte sie mit Schrecken selbst erkennen, daß der Steinblock, den sie mit so zäher Geduld emporgewälzt, der Stein des Sisyphus gewesen. Sie ließen ihn da aus freien Stücken mit verzweiflungsvollen Händen fahren, und er rollte wieder in die Tiefe zurück, in der er ehemals gelegen.

So befindet sich Oesterreich, von den alten Stürmen umlagert, jetzt wieder. Die Gefahr verkündet sich diesmal nicht so laut, so ungestüm und kampffertig, die Luft wird zwar noch nicht von wilden Windstößen erschüttert, aber es ist schwül und Alles läßt dieselben erwarten; den Himmel zerreißt noch kein Blitz und durchtobt kein Donner, aber er ist rings umzogen und die Wolken hängen schwarz und ungewöhnlich tief nieder, wie vor einem seltenen und schrecklichen Elementarereignisse...

Wird Oesterreich die Krise glücklich überstehen? Der Rückblick auf die letzten Jahre lehrt mit einer überzeugungsvollen Beredsamkeit, daß unsere Zeit in die Anschauungen eines abgethanen vergangenen Zeitalters mit aller Gewalt nicht mehr zurückzuwerfen sei. Ja, ich möchte beinahe glauben, daß Oesterreich, wenn es abermals, von einem bösen Dämon berathen, seine alte Rückschrittspolitik wieder aufnehmen wollte, es dies nicht könnte und daß der Stein des Sisyphus, als er zuletzt in die Tiefe fuhr, in tausend Stücke zerschmettert ward.

Erstes Buch.

Dulder und Renegaten.

Erstes Kapitel.

Beginnt in vornehmer Gesellschaft.

Auf dem Schlosse des Grafen von Thieboldsegg, im westlichen Böhmen gelegen, flatterte die Fahne, die lange nicht aufgesteckt worden war, wieder und verkündigte den Bewohnern der kleinen Landstadt Kraßnitz, daß der Besitzer nach zweijähriger Abwesenheit wieder erschienen sei, um dort einen Theil des Hochsommers und den Herbst nach alter Weise zuzubringen.

Dem äußeren Ansehen nach schien sich inzwischen nichts verändert zu haben. Das weitläufige, stattliche Schloß mit dem waldähnlichen Park schaute von der Anhöhe auf das zu seinen Füßen gelegene Kraßnitz mit seinem ganzen feudalen Stolze hernieder, und in dem lebendigen, betriebsamen Städtchen gingen die Leute ihren Beschäftigungen nach, wie sie es von jeher gewohnt waren. Dennoch hatten große, tiefgreifende Veränderungen innerhalb der letzten zwei Jahre stattgefunden. Das Schloß war freilich unangetastet stehen geblieben, aber es hatte inzwischen seine gutsherrliche Majestät eingebüßt und sie an das neu eingeführte Landesgericht und die Bezirkshauptmannschaft abgetreten. Der Patrimonialgerichtsherr war zu einem Großgrundbesitzer herabgesunken. Die Bewohner von Kraßnitz hatten von dieser Seite her gewonnen, aber es ließ sich nicht sagen, daß sie über den Gewinn von Herzen froh waren. Die alte Wirthschaft mit ihren unleugbaren Gebrechen

hatte einen milden und patriarchalischen Charakter, während sich das neue Regiment mit seiner Gleichstellung unter einer abstoßenden eiskalten Form durch seine gemüthlose unerbittliche Härte kennzeichnete. Der Gewinn, der den Leuten so problematisch erschien, wurde aber von Verlusten anderer Art noch weiter aufgewogen. Ehemals ließ sie der alte Gerichtsdiener schwatzen und streiten nach Herzenslust, während sie jetzt jedes Wort auf die Goldwage legen mußten. Früher zahlten sie mäßige Steuern, gegenwärtig mußten sie das Doppelte entrichten, unaufhörlich Beiträge zu Kriegskosten liefern und Militaireinquartierungen tragen. Früher hatten sie mit dem Herrn Dechanten und seinem Kaplan Umgang, die beiden geistlichen Herren waren ihre Freunde und Rathgeber, besuchten die Belustigungsplätze ihres Sprengels und nahmen an Kegel- und Kartenspiel Theil. Jetzt plötzlich waren sie nirgends mehr zu sehen und benahmen sich als eine neuerstandene Obrigkeit. Dadurch hatte der gesellige Ton des Ortes natürlich arg gelitten, aber es gab noch tiefere Gründe zur allgemeinen Verstimmung. Man war in den letzten zwei Jahren um glänzende Illusionen ärmer geworden und mit den bittersten Erfahrungen bereichert. Man hatte mit einem Worte das Jahr Achtundvierzig hinter sich und befand sich im August des Jahres Fünfzig, als dem kaum verhallten Donner der Schlachten und dem Kleingewehrfeuer der Strafgerichte eine Sündfluth organischer Gesetze zur fundamentalen Umgestaltung des Reiches nachströmte.

Man hätte nicht glauben sollen, wenn man das stille, in sich gekehrte Städtchen wiedersah, daß daselbst so viel Politik getrieben worden sei. Wenn die Leute jetzt im Wirthshause zusammensaßen, redeten sie am liebsten über Privatangelegenheiten und landwirthschaftliche Interessen, es fiel Niemandem mehr ein, sich über Selbstregierung und die beste der Staatsformen zu erhitzen. Im äußersten Falle besprach man jetzt den Inhalt der tonangebenden Regierungsjournale, aber sehr vorsichtig, ohne Kritik, ohne Interpretationen, ohne den oft peinlichen Eindruck durch einen Mienenzug zu verrathen. Da saßen sie alle friedlich und freundnachbarlich bei einander, Föderalisten und Unionisten, Slaven und Deutsche, und ließen

sich ihr Bier schmecken, ohne sich ihrer früheren nationalen und politischen Gegnerschaft zu erinnern. Diese leblose Eintracht hatte Entmuthigung und Ergebung in Alles, was da komme und wie weit es komme, zur Unterlage — ihr ewig wachender Garant war der Herr Bezirkshauptmann von Rack, ein Mann, welcher sich auf einer langen Laufbahn die vorzüglichste Praxis erworben und bereits Polen und Deutsche, Italiener und Slovaken mit demselben Grad nationaler Vorliebe und mit derselben Unparteilichkeit beherrscht hatte.

So standen die Sachen, als der Graf von Thieboldsegg im Sommer 1850 wieder erschienen war. Aber auch der Graf war seit dem Jahre 1847, als er das letzte Mal seine Villegiatur im Schlosse von Kraßnitz gehalten, ein Anderer geworden. Auch ihn hatte die Revolution verändert. Sie hatte ihn aus den Armen eines feinen ästhetischen Epikureismus gerissen und das Herz des milden geistreichen Diplomaten aus der Gentz-Metternich'schen Schule mit Bitterkeit und Härte erfüllt. Irre geworden an den staatsmännischen Schöpfungen, zu welchen er seit fünfundzwanzig Jahren das Seinige beigetragen, hielt er es bei dem Ausbruch der großen politischen Katastrophe für eine Ehrenpflicht, das einfallende Gebäude zu stützen, daß es sich wieder in seinem alten Stolze emporrichte. Seine erschlaffte Energie wurde wieder wach und steigerte sich bis zu einer aufreibenden und verzehrenden Thätigkeit. Zwei Jahre lang war er auf wichtigen Missionen in allen Residenzen Europas, ohne bei Tag und Nacht zu rasten, ohne Athem zu schöpfen. Erst jetzt, als die volle Ordnung wieder hergestellt war, ging er auf Ferien, denn die noch obschwebenden Fragen, wie die von Kurhessen, Holstein und die preußische Union, waren secundärer Natur und durch Notenwechsel, von einem Theaterfeldzug begleitet, zu lösen. Darum betrachtete er aber das Tagwerk der Restauration keineswegs als gethan und die Zeit nicht für gekommen, sich in seliger Selbstvergessenheit wiegen zu können, im Gegentheil, er war überzeugt, daß der Staat, obgleich seine Basis die Gewalt sei und bleibe, doch nicht auf die Dauer auf Degenspitzen und Bajonnetten emporgehalten werden könne, sondern erst durch eine langsame, consequente, staatsmännische Campagne im Innern gegen die libe-

ralen, zum Umsturz führenden Tendenzen der Geister consolidirt und gesichert werden müsse. Vollständiger Bruch mit dem Historischen, aus welchem die centrifugalen Elemente ihre Nahrung schöpfen, und Verzichtleistung der Nationalitäten zu Gunsten eines abstracten Staatsprincips auf der einen Seite, auf der andern vollständiger Bruch mit den neuen Doctrinen, welche dem altmonarchischen Staatsleben ein drohendes Gift bereiten, sollten die Grundlage und Vorbedingung des neuen staatlichen Aufbaues werden und die erschütterte Macht der Alleinherrschaft befestigen und wieder verjüngen.

Das war das contrerevolutionäre Programm, welches man das System der ersten zwölf Jahre Franz Joseph's nennen darf und welches man mit einer ebenso erstaunlichen als beklagenswerthen Consequenz bis an die Grenzen des Unmöglichen ausführt. Mit diesem System haben es die Meisten, die daran Theil genommen, aufrichtig gemeint, nur in den Mitteln der Ausführung gingen sie auf zwei verschiedenen Wegen nebeneinander. Eine dieser Parteien war die militairische, wenngleich sie auch aus geistlichen und bürgerlichen Elementen bestand, weil sie gewissermaßen mit der drohenden Waffe und im Sturmschritt vormarschirte. Die andere Partei konnte man die diplomatische nennen, obgleich auch diese Soldaten und Priester in ihren Reihen führte. Während jene die offene Proclamirung der Gewalt, unverzügliche Auslöschung der modernen Ideen und gewaltsame Rückkehr zur alten, frommen Glaubenszeit forderte, wollte diese, in einen zeitgemäßen Mantel gehüllt, unter den Fanfaren der liberal klingenden Phrase die Macht des Freiheitsgeistes sachte und langsam, aber so lange biegen, bis sie zersprungen sei.

Graf Thieboldsegg gehörte natürlich seiner Schule, wie seinem ganzen Wesen nach zur diplomatischen Richtung, welche mit der militairischen so kunstvoll zusammenspielte. Ein Mann, der an solch einem Riesenplane mitbetheiligt war und auf das Thätigste wirkte, mußte begreiflicherweise selbst auf seinem Sommersitze von gedankenschweren Sorgen umhüllt sein und von den Reizen des Landlebens nur spärlich angezogen werden. Dennoch genoß er verhältnißmäßig ruhige und an Zerstreuung reiche Tage, da dort für ihn die Ueberfülle der gewöhnlichen

Tagesgeschäfte wegfiel und sich in seinem gastlichen Schloß eine zahlreiche Gesellschaft von nah und fern zusammenzufinden pflegte.

Der Graf war früh Wittwer geworden. Seine Gemahlin hatte ihm eine einzige Tochter hinterlassen, auf welche er nun Alles concentrirte, was sein Herz an Liebe und Zärtlichkeit besaß. Cornelia war aber auch sowohl in Hinsicht auf Schönheit, als in Hinsicht auf ihre geistigen Anlagen des gerechten Stolzes ihres Vaters werth. Ein poetischer Anhauch lag auf ihrem schönen Gesicht und ihrer edlen, hohen, graziösen Erscheinung, und diese Erscheinung war nur der klare Abdruck ihres Wesens. Ein sonnenhelles Gemüth, in dem Heiterkeit und Güte wie Schwestern wohnten, war ihr eigen und vereinigte sich mit allem Reiz echtweiblicher Schönheit, um eine poetische Gestalt aus ihr zu machen, die Keiner vergaß, der ihr im Leben begegnet war.

An einem schönen Morgen im August saß der Graf, welchen es, da seine Familie so klein war, besonders auf dem Lande freute, Verwandte und Bekannte bei sich zu sehen, in Erwartung seiner Gäste in dem hart an's Schloß angrenzenden Wäldchen, dessen Bäume den lieblichsten Schatten boten. Es war ein reizendes Plätzchen. Unter den breiten Wipfeln, welche die Sonnenstrahlen nie zu durchdringen vermochten, war auf bequemen Gartensesseln süß zu ruhen, angenehm zu plaudern, oder man konnte schweigend in die Natur versunken am Rande einer plätschernden Cascade, von allen schweren Gedanken befreit, träumerisch dahindämmern. Nach zwei entgegengesetzten Seiten genoß das Auge von hier aus eine reizende Fernsicht. Einerseits sah man in das weit hinabziehende fruchtbare Thal von Kraßnitz mit dem rasch dahinjagenden, von Weiden umsäumten Flüßchen, auf der andern Seite, im nächsten Vordergrund, blickte man auf den schönen Teich, der, mit Schilf reich umwachsen, im Walde verschwand.

Auf diesem Platze pflegte man nicht selten zu frühstücken, oft auch die Nachmittage zu verbringen, wenn nicht Ausflüge auf der Tagesordnung standen. Auch heute war hier gefrühstückt worden. Der Graf lag bequem ausgestreckt, die Stirn tiefgefurcht, die Augen gedankenvoll auf den Boden fixirt.

Ihn schien die Lectüre der Zeitungen, die neben ihm auf dem Tisch und auf der Erde zerstreut lagen, aus jeder idyllischen Stimmung gerissen und auf ein ernstes Gebiet geschleudert zu haben.

Er war ein Fünfziger, von hochgewachsener, hagerer Gestalt; sein volles krauses Haar war vollkommen erbleicht, seine Stirn weit gewölbt. Alle seine Züge waren regelmäßig, wie man es bei den Gliedern der englischen Aristokratie findet, seine Augen groß und dunkel, auffallend ruhig. Sie verriethen die Gewohnheit des Nachdenkens und der Beobachtung, wie der schmale geschlossene Mund die Gabe, zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen andeutete. Des Grafen blasses, wenig gefurchtes Gesicht machte einen jugendlichen Eindruck, wozu die sorgfältige Entfernung des Bartes das ihrige beitrug. Dieses Aeußere, mit einem ursprünglich liebenswürdigen Naturell verbunden, hätte allen Voraussetzungen nach überall Glück machen sollen, und doch war dies, Alles zusammengenommen, nicht der Fall. Aus dem Wesen des Grafen wehte bei aller Freundlichkeit und aller Anlage zu launigen Scherzen ein Geist mißtrauischer Zurückhaltung, der immer erschien, um gleich wieder hinter einem Lächeln zu verschwinden, und da man ihn verbannt glaubte, plötzlich wieder aus einem Blicke hervorsprang. Die Zeit und ihre Erfahrungen, so wie das Diplomatenhandwerk, waren gewiß Schuld daran, denn als er den Congreß von Verona als jugendlicher Attaché mitmachte, war er der gefeierte Liebling der Damen, an welchem man den Leichtsinn und die Unbefangenheit lobte, während jetzt sogar ihm wohlgewogene Personen, welche ihn schon damals gekannt hatten, bei Seite zu sagen pflegten, daß er etwas Falsches in seinen Augen habe. Seine angeborene Liebenswürdigkeit war erkaltet und lebte nur noch in der Glätte verbindlicher Manieren und Weltmannsformen fort; das Gefühl war nur noch da, wenn es sich um seine Tochter handelte, da vermochte das verglühte Diplomatenherz noch in den hellsten Flammen emporzubrennen.

Dem Grafen gegenüber saß seine Schwester, Comtesse Sophie, ihren alten Spitz Lara an der Herzensseite. Mechanisch spielte sie mit einer weiblichen Handarbeit, während ihre Augen

mit andachtsvoller Aufmerksamkeit auf das vor ihr aufgeschlagene Buch geheftet waren. Es war eine Kirchengeschichte in streng katholischer Darstellung. Comtesse Sophie war zweiundvierzig Jahre alt, mager und nervös. Sie hatte eine gescheidte, aber strenge und kalte Physiognomie von verwittertem Aussehen, in welcher die schwarzen, stechenden Augen das einzige Lebendige waren. Ihre Schönheit, jetzt bis auf die letzte Spur vergangen, hatte ihr trotz eines ungeheuren Vermögens keinen Mann zu verschaffen vermocht: sie war noch Jungfrau. Böse Zungen behaupteten zwar, daß sie sich, bereits im vorgerückten Alter, dem Major von Holubina auf's Engste angeschlossen habe und für den ewig geldbedürftigen Ritter zu einer wahren Goldquelle geworden sei; Thatsache war es, daß sie, seit der Major in Ungarn gefallen, in eine Schwermuth versank, durch welche ihr schon vormals vorhandener religiöser Hang sich zu dem frommen Eifer einer fanatischen Betschwester steigerte.

Weit im Hintergrunde des Teiches ruderte Cornelia mit ihrer Gesellschafterin und Jugendfreundin Frau Hassenfeld auf dem blauen Wasserspiegel den zierlichen Kahn an dem sanft sich wiegenden Schilfrohr vorüber. Das heitere Lied der beiden Schifferinnen war aus der Ferne kaum zu vernehmen und konnte weder den Grafen in seinen Meditationen, noch die fromme Tante in ihrer ernsten Lectüre stören.

„Wo bleibt die Wallhof so lange?" fragte der Graf plötzlich.

Die Schwester, offenbar unwillig über die Störung, ließ eine Weile auf die Antwort warten, während sie das Buch dichter an sich rückte und damit gleichsam zu verstehen gab, daß sie, vom höchsten Interesse gefesselt, den Absatz wenigstens zu Ende lesen müsse; endlich erwiderte sie ganz trocken:

„Wo die Wallhof steckt? Wo kann sie stecken? Sie zieht sich an! Die lebt ja nur für Putz und Toilette. Eine Frau in ihren Jahren — Großmama" — Sie hob die Augen zum Himmel, wie über solche weltliche Thorheit klagend.

„Du solltest mehr Nachsicht mit ihr haben!" rief der Graf. „Sie ist herzensgut und in ihren kleinen Schwächen so harmloskomisch. Ich freue mich jedesmal, wenn sie uns besucht!"

„Mir ist sie schrecklich," entgegnete die Gräfin. „Diese Leichtfertigkeit und diese Frivolität, mit diesem Mangel an

Logik verbunden, bringen mich regelmäßig außer Fassung. Wenn sie das dummste Zeug durcheinander schwätzt, Widerspruch auf Widerspruch häuft und im Nachsatz das Gegentheil von dem sagt, was sie im Vordersatz behauptet, lachst Du — mir aber regt es alle Nerven auf, und mit wirklicher Beschämung muß ich mir sagen, daß solch ein Geschöpf doch nur in unserem Geschlecht möglich ist!"

„Du bist sehr fromm, liebe Schwester," sagte der Graf, „was aber den Besitz christlicher Milde anbelangt —"

„Die christliche Milde," erwiderte die Gräfin, „besteht nicht in der Nachsichtigkeit, in der schlaffen und saloppen Indulgenz gegen Schwächen, die aus der weltlichen Eitelkeit hervorgehen, sie ist nur die liebende Schonung gegen Solche, die auf dem Wege sind, ihre Verkehrtheit einzusehen ..... Aber ist dies jemals bei der Wallhoff zu hoffen?"

Sie war im besten Zuge fortzufahren, in diesem Augenblick aber kam eine umfangreiche Gestalt, wie ein Schiff mit vollen Segeln vor dem Winde fahrend, über den Wiesenplan daher. Es war die in Rede stehende Frau von Wallhof. Die corpulente Gestalt strotzte von Gesundheit; Gutmüthigkeit und ein heiterer Sinn strahlte aus den lachenden Augen und den weltfreundlichen Zügen, die sehr hübsch gewesen sein mochten, ehe sie in die Breite gezogen worden waren. Nur nähere Bekannte wußten, daß Frau von Wallhof schon zweiundvierzig Jahre zählte; ihrem Aussehen nach mußte man ihr Alter auf dreißig schätzen. Sie war die Wittwe eines Diplomaten, der ein intimer Freund des Grafen gewesen, und hatte die Gewohnheit behalten, in jedem Sommer, den der Graf auf seiner Besitzung zubrachte, für vierzehn Tage auf das Schloß von Kraßnitz zu Besuch zu kommen, wie zu Lebzeiten ihres Gatten, obwohl dieser schon seit zehn Jahren todt war.

Auf wenige Schritte herangekommen, eilte Frau von Wallhof dem eisernen Kanapee zu und warf sich neben der frommen Comtesse in die andere Ecke hin.

„Wie glücklich ich bin," rief sie in ihrer plauderhaften, lebhaften Weise, „daß ich mich wieder in meinem lieben Kraßnitz befinde, kann ich Niemandem beschreiben! Mein Gott, ein, zwei, drei Sommer sind es, seitdem ich zum letzten Mal auf

dieser Stelle gesessen! Mir geht es überall gut, aber bei Thieboldseggs ist mir's am besten."

„Ich weiß nicht, ob Sie nach drei Tagen noch so sprechen werden, liebe Freundin," sagte der Graf. „Sie lieben die große Welt und ihre Zerstreuungen, und Kraßnitz ist doch nur ein Dorf. Ich fürchte, Sie werden sich nur zu bald zu langweilen anfangen."

„Mein Gott, warum soll ich mich langweilen?" fragte die Baronin. „Langweilt man sich bei Thieboldseggs? Hat sich schon Jemand bei Thieboldseggs gelangweilt? Ist es möglich, sich bei Thieboldseggs zu langweilen? Sind nicht Sie da, Graf, Sie meine liebe Sophie und meine unvergleichliche Cornelia? Kommt nicht unser lieber Greifenstein? Das ist doch auch ein Mensch, bei dem die Langeweile nicht aufkommt! Wann erwarten Sie ihn eigentlich?"

„Heute oder morgen," sagte der Graf. „Er wird vermuthlich zugleich mit der Schwadron, die zur Einquartierung nach Kraßnitz kommt, hier eintreffen."

„Cavallerie? Husaren? Hellblaue Attilas?" rief Frau von Wallhof. „Die sind da! Sind soeben eingetroffen! Ich habe dem ganzen Zuge, wie er einrückte, vom Balcon aus zugesehen! Herrliche, martialische Leute, echte, gebräunte Pußtasöhne — auch ein interessanter Rittmeister ist dabei. Der wird sich doch sicherlich im Laufe des Tages bei Ihnen melden lassen?"

„Aber, Baronin," rief Comtesse Sophie, „dieses Feuer, diese Aufregung, mit der Sie von den braunen Pußtasöhnen und ihrem interessanten Anführer sprechen, ist wirklich hochkomisch! In Ihren Jahren —"

„Warum," fragte die Baronin, „soll ich nicht in Aufregung sein? Ja, ich bin in Aufregung! Ich gestehe es und glaube es gestehen zu können! Der Augenblick steht mir bevor, wo ich nach langer Zeit wieder einmal mit Officieren reden soll! Was wird man aus ihrem Munde für Details aus den grauenhaften Kriegen hören! Wie Mancher noch, den wir gekannt, wird sein Leben für den Thron gelassen haben! Ach, es ist schrecklich, daß es das Loos des Soldaten ist, in den

Krieg ziehen zu müssen! Seine Bestimmung sollte eine andere sein — eine edlere —"

„Aber, liebe Wallhof," warf die Gräfin ein, „welche andere vernünftige Bestimmung könnte der Soldat haben? Eine harte Nothwendigkeit —"

„Bien, bien, vous êtes philosophe!" sagte die Baronin. „Ich sage nur soviel: der Krieg ist etwas Schreckliches, etwas Gräuliches. Man könnte sich ja begnügen lassen einander zu erschrecken — zu verjagen — es ist auch jammerschade um das liebe junge Blut! Wäre es denn nicht besser, die Armeen, wenn sie ja bestehen sollen, zusammenzustellen aus lauter hochbetagten Männern, an deren Tod nicht viel gelegen ist? Ja ja, der Krieg ist etwas Horribles — man sollte eigentlich vor jedem Soldaten ein moralisches Grauen empfinden, und es ist mir unbegreiflich, daß man dieses nicht hat! Ach, diese Kriege! Welche Opfer an Menschenleben! Wie viel Bekannte habe ich allein verloren! Dieser arme Holubina! An diesem Tische ist er zuletzt mit uns gesessen! Ein so lebensfroher, liebenswürdiger Mensch, ein so erprobter Freund Ihres Hauses! Er dauert mich in's Herz!"

Comtesse Sophie fuhr bei dieser Anspielung an ihren Liebhaber merklich zusammen, bemeisterte aber die schmerzende Wirkung dieser Erinnerung und erwiderte:

„Wer für eine große, edle Sache fällt, ist, liebe Wallhof, über das gewöhnliche Bedauern erhaben."

Ihr Bedauern ein gewöhnliches genannt zu hören, hätte die Baronin bald aus aller Fassung gebracht, indeß sagte sie ziemlich ruhig, wiewohl einen großen Schlag wagend:

„Nicht alle Menschen haben Ihren starken Geist, um sich auf einen solchen Standpunkt zu erheben. Der armen Rottau z. B. kann es Niemand übel nehmen, daß sie den Verlust des Majors weniger heroisch trägt."

„Wie so?" fragte die Comtesse, die nicht wußte, wo das hinausgehen sollte, sehr gespannt, während der Graf, scheinbar unaufmerksam, sich an diesem weiblichen Hahnenkampf ergötzte.

„Nun?" antwortete die Baronin, „Sie fragen? Hatte denn der Major nicht in der letzten Zeit ein Verhältniß mit Frau von Rottau?"

„Eine gräßliche Erfindung!“ rief Comtesse Sophie von einem Gefühl der Eifersucht getroffen. „Eine Erfindung, welche auf gänzlicher Unkunde von Major Holubina's Charakter beruht. Sie dürfen nicht so leichtgläubig sein, liebe Wallhof, besonders wenn die Fabeln dem Rufe unserer Freunde nachtheilig sind.“

„Nachtheilig?“ fiel die Baronin ein. „Der Major war ledig und frei, Frau von Rottau Wittwe — eine Frau in der vollen Blüthe des Lebens, voll Jugendlust — eine jener Frauen, bei welcher es keiner Nebenrücksichten bedarf, um sich zu verlieben ...“

Die Comtesse bebte vor Wuth. Die Handarbeit tanzte ihr wild zwischen den Fingern. Offenbar wäre ein Krieg ausgebrochen, wenn in diesem Augenblick nicht ein Besuch in Sicht gekommen wäre.

Der Herbeikommende war der Bezirkshauptmann Cölestin Freiherr von Rack.

Freiherr von Rack machte schon von Weitem, in einer Entfernung wo nur besonders scharfe Augen eine Person erkennen, die allerunterthänigsten Bücklinge, so daß sein Hut beinahe den Staub von der Erde fegte.

Der Freiherr gehörte seiner Abstammung nach dem Lande an, das das Privilegium besitzt, dem großen österreichischen Kaiserstaate Beamte, besonders aber Polizeimänner zu liefern; er war ein Böhme, wie schon sein Name anzeigt, der in der Sprache der Czechen soviel wie Krebs bedeutet. Er war ein Fünfziger, sehr lang und dürr, vom Leben unendlich arg mitgenommen, nichts weniger als schön. Aus seinen blauen Augen sprach wohl Intelligenz, aber eine solche, die fast einzig und allein auf die Nachtseiten der menschlichen Natur gerichtet war und rastlos umherspürte, um Verbrechen und Gesetzübertretungen zu suchen und zu bestrafen. Blick und Bewegungen waren höchst unruhig, wie wenn er überall auf seiner Hut sein müsse oder rechts und links Contravenienten ertappen wolle. Seitdem von den höchsten Instanzen das Wort ausgegangen war, daß sich der Kaiserstaat im Stadium der Verjüngung befinde, hatte er es auch für seine Pflicht gehalten, sich thunlichst zu verjüngen. Das war ihm vor der Hand

nur in soweit gelungen, als er seit einiger Zeit über seine Glatze eine rabenschwarze Perrücke gezogen und seinen ergrauten Schnurrbart auffallend gefärbt hatte ...

Er war ein merkwürdiger Mann, der zwei scharf geschiedene Naturen in sich vereinigte. Die eine war mild, nachgiebig und im Stande, auf seinem Gesichte das lieblichste Grinsen stundenlang festzuhalten und seiner rauhen Stimme melodische Schmeichellaute zu verleihen; die andere dagegen war hart, rücksichtslos, wild, barsch, gewaltsam, beinahe brutal. Die eine oder die andere Seite dieses originellen Doppelwesens kehrte sich von selbst und ungerufen hervor, je nachdem der Bezirkshauptmann vor einem Mächtigen und Einflußreichen oder vor einem Hülflosen und Untergebenen stand.

„Was bringen Sie Neues, lieber Rack?" rief ihm die Baronin entgegen. „Ist das Militair schon einquartiert?"

„Gehorsamst zu dienen!" erwiderte Herr von Rack ganz ehrerbietig.

„Nehmen Sie Platz!" rief ihm der Graf freundlich zu.

„Ich danke verbindlichst!" gab von Rack zur Antwort, sich dem Grafen nähernd. „Ich habe mich nur auf einen Moment aus meinem Büreau entfernt, um Excellenz die Zeitungen auf's Schnellste zukommen zu lassen."

Er zog ein Paquet aus seinem Hute hervor.

„O, Sie sind zu charmant, meinen Postboten zu machen, lieber Rack!" erwiderte der Graf, ihm die Zeitungen aus der Hand nehmend. „Das kann ich künftighin nicht dulden!"

„Mir fehlt sonst," sagte von Rack in Lieblichkeit zerfließend, „alle Gelegenheit, Excellenz meinen Diensteifer an den Tag zu legen. Ich habe ohnehin eben das Paquet mit Zeitungen revidirt und da konnte ich mich nicht zurückhalten —"

„Giebt es was Neues?" fragte der Graf, den Journalen einen flüchtigen Blick zuwerfend.

„Die Prager Zeitungen," erwiderte der Bezirkshauptmann, „berichten eine Reihe bestätigter rechtlicher Erkenntnisse der militairischen Untersuchungscommissionen, die Wiener bringen Instructionen für die neuen politischen Behörden, eine ganze Fluth von Erlassen —"

„So, so," murmelte der Graf.

„Imposante Schöpfungen!“ rief von Rack. „Man muß wirklich diese Productionskraft anstaunen! Das, wozu andere Regierungen Jahrzehnte, wo nicht Jahrhunderte brauchen, wird hier in Monaten vollendet. Die neue politische Organisation nimmt einen so wunderbaren Fortgang —“

„Ich fürchte nur,“ bemerkte der Graf, „daß wir da eine Fluth von Gesetzen bekommen, die theilweise ohne eine Reform zu erzielen, den Wust der Gesetze und deren Verwirrung nur vermehren.“

„Ich meinestheils vertraue ganz auf den wahrhaft organisatorischen Geist unseres Gesammtministeriums,“ rief der Bezirkshauptmann. „Der bewährt sich meines Erachtens klarer mit jedem Tage. Richtig! Excellenz dürfte es angenehm sein, zu hören, daß wir ein schlechtes Blatt weniger haben — das Donaureich, ein verwerfliches urdemokratisches Blatt.“

„Das ist ja nur suspendirt! Ich habe die Nachricht soeben gelesen.“

„Suspendirt oder unterdrückt, das ist wohl Eins und Dasselbe!“ versetzte von Rack mit einem herzlichen, gemüthlichen, aus dem Innern quellenden Lachen. „Die Suspension läßt dem vielbeschäftigten Redacteur Zeit, jetzt eine Ferien- und Erholungsreise zu machen. Er ist ein Kraßnitzer und befindet sich seit gestern hier.“

„Das ist Doctor Schmey,“ sprach der Graf. — „Was ist das eigentlich für ein Mensch? Kennen Sie ihn?“

„Allerdings kenne ich ihn — ich habe ihn sogleich zu mir auf's Amt citiren lassen — eine höchst, höchst unansehnliche Persönlichkeit! Es macht wirklich einen überaus komischen Eindruck, wenn man ihn vor sich hat und sich dabei der freiheitgeschwollenen Tiraden und souverainen Aufwallungen in seinen Artikeln erinnert! Ein kleines, schmiegsames, höfliches Männchen, welches nur so lange zu imponiren bemüht ist, bis man es scharf ansieht und kurz anredet. Ich war von seiner Ankunft avisirt und habe ihn mir gleich holen lassen — doch verzeihen Excellenz, daß ich über eine so völlig uninteressante, abgethane Größe so viel Worte mache ...“

„Von seiner politischen Richtung abgesehen,“ erwiderte der Graf, „habe ich doch aus seiner Zeitung ersehen, daß er ein

ziemlich praktischer Kopf ist und einen auffallenden Instinkt besitzt, Situationen zu berechnen."

„Excellenz halten ihn für gefährlich?" rief von Rack lebhaft, während das Lächeln von seinem Gesicht scheu wegfloh und einer wilden Grimasse, welche der finstern Seite seiner Doppelnatur angehörte, Platz machte.

„Das eben nicht," versetzte der Graf gelassen. „Die Umstände sind nicht danach." Er erhob sich und ging, in Nachdenken versunken, auf und nieder, von einem spähenden Seitenblicke des Bezirkshauptmanns gefolgt, welcher den Gedankenproceß des Grafen halb und halb errathen zu haben glaubte.

„Ist dieser Schmey nicht ein Jude?" fragte Comtesse Sophie.

„Ein unverkennbarer Orientale!" rief von Rack, sich rasch umwendend.

In diesem Augenblick bemerkte er, daß Cornelia mit ihrer Gesellschafterin hart an's Ufer herangerudert war und das dichte Schilf sich der Landung mit Gewalt widersetzte. Mit einigen jugendlichen Sprüngen stürzte er hin, um den Kahn, der schon mit den Händen zu erreichen war, an's Land zu ziehen. Seine flugartige Eile, die den beiden Damen sehr auffällig war, hatte aber auch den alten faulen Spitz, ein böses, verdrießliches Thier, das neben seiner Herrin eingeschlafen war, aufgeschreckt. Er lief dem Bezirkshauptmann laut bellend nach und zerschlitzte ihm, als er seine galante Arbeit eben vollbracht hatte, mit seinen Zähnen das Beinkleid.

Die erste unwillkürliche Bewegung des Beschädigten wäre, wenn ihn das Auge der Gräfin nicht beherrscht hätte, ein grimmiger Fußtritt gewesen, unter diesen Umständen aber ließ er es bei einer väterlich milden Anrede bewenden.

„Aber Lara, Lara," sagte er zu dem Hunde, „du erinnerst mich recht deutlich, daß ich dir heute dein Bisquit mitzubringen vergessen habe!"

Der Spitz sah ihm mit drohenden Mienen in's Gesicht...

Zweites Kapitel.

Spielt in minder vornehmer Gesellschaft weiter.

Auf einer gelichteten Stelle des waldigen Abhanges, der von der Anhöhe, auf welcher das gräfliche Schloß steht, in das Kraßnitzer Thal hinabläuft, sieht man eng zusammengerückt zwischen mäßig großen Felsblöcken mehrere niedere graue Hütten, halb zwischen Erlen und Eschen versteckt. Ihre aus ganzen Baumstämmen roh zusammengefügten Wände zittern ununterbrochen von der Grundmauer bis zum First von der Wucht niederfallender Hämmer und der dumpfe Tact der Schläge ist weithin hörbar. Seitwärts steht ein größeres, einstöckiges, weißgetünchtes Wohnhaus von ländlicher Bauart, um dessen unteren Theil auf der Sonnenseite Obstbäume und Weinreben am Spaliere gezogen sind. Hier wohnt Aaron Scheppkes, ein einfacher, aber sehr reicher und sehr industriöser Mann, Besitzer der Kraßnitzer Eisenwerke.

Aaron Scheppkes ist ein Jude, aber ein solcher, der im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung die Schroffheiten und Eigenheiten seines nationalen Typus so ziemlich abgestreift hat. Man sieht ihm den gemachten Mann, den Grundbesitzer an, er selbst scheint das Bewußtsein in sich zu tragen, daß er ein solideres Geschäft treibt, als die meisten seiner Glaubensgenossen. An den Juden mahnt nur noch bei ihm, nebst der Physiognomie, die Devotion, mit welcher er Hochgestellten begegnet, eine übertriebene Furcht vor Allem, was Beamte oder Soldat heißt, und eine große Liebe zum Gelde.

An jenem selben Morgen, an welchem Graf Thieboldsegg den Besuch des Bezirkshauptmanns Freiherrn von Rack erhielt, saßen zwei Männer in der Gartenlaube hinter dem Eisenhammer vor einem Glase Wein. Der Eine von beiden, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von starkem, hohem, beinahe athletischem Bau, mit blauen Augen und blondem Haar, hat ein festes, derbes aber interessantes Gesicht. Er bekundet in seiner Sprache den Wiener. Er heißt Philipp Stropp und ist der Bruder

eines in der Residenz sehr bekannten Mannes, der, nachdem er als Mehlhändler mit einem kleinen Capitale angefangen, es in kurzer Zeit durch bedeutende Fruchtlieferungen für die Armee zum Millionär hinaufgebracht hat.

Der Andere, klein, hager, mit röthlichem krausem Haar, lebhaften Augen und zurücktretendem Kinn, ist uns in seinen Hauptzügen bereits durch die graphische Beschreibung Rack's bekannt. Es ist Doctor Schmey, Redacteur des suspendirten Donaureichs. — Er ist auf der Reise mit Stropp, den er oberflächlich kennt, zusammengestoßen und wie Dieser Gast im Hause des Eisenwerkbesitzers. Aaron Scheppkes hat es nicht zugelassen, daß er im Wirthshause bleibe, und rechnet es sich zur größten Ehre an, Doctor Schmey unter seinem Dache zu beherbergen, auf welche Gastfreundschaft der Genannte auch in dreifacher Eigenschaft als Landsmann, Glaubensgenosse und berühmter Publicist Anspruch hat.

Die beiden Männer in der Laube saßen nachdenklich, beinahe stumm da. Der Wein, das Symbol des Frohsinns, schien keinen von Beiden zu erheitern. — Stropp hatte den Gesichtsausdruck eines Menschen, der über die nächsten Schritte, die er zu thun hat, scharf nachdenkt, seine Augen irrten in die Ferne, wo sich an der Berglehne, halb im Grün begraben, ein graues, wie Silber schimmerndes Dach eines weitläufigen Gebäudes zeigte.

Doctor Schmey's Ernst war anderer Art. Die politische Wendung der Dinge beschäftigte rastlos seinen Kopf, er mußte es für schlechterdings unmöglich halten, sich mit seiner Zeitung fernerhin über dem Wasser zu halten. Eine eigentlich trostlose Zukunft lagerte sich vor ihm hin, und es kam ihm in Momenten der Entmuthigung vor, wie wenn er nach einem kurzen, flüchtigen Wohlwollen des Glücks da wieder aufhören müsse, wo er angefangen. Er war in den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen und hatte lange das saure Brod der Abhängigkeit und der Gnade gegessen. Hier in Kraßnitz, eben jetzt, stieg manche bittere Erinnerung in ihm wieder auf, und Vergangenheit und Zukunft schienen sich verschmelzen zu wollen.

Dort, über den hohen Berg, der ihm gegenüber lag, hatte er als achtjähriger Junge einem Nachbarn zur Zeit der stärksten

Julihitze einen Ranzen mit fünfundzwanzig Pfund Fleisch für drei Kreuzer mit Freuden hinübergetragen!

Das war seine Vorbereitung für's Gymnasium gewesen, auf welchem er sich durch Freitische, Lectionen, kleine Stipendien mühsam fortgeholfen!

Das fiel ihm ein und er schämte sich dieser Erinnerungen. Er warf einen Blick auf seinen derben, stämmigen Nachbar, und kam sich so klein neben ihm vor, weil die Wucht kümmerlichen Lebens früh auf ihm gelastet. Er sah ihn an, erschrocken forschend, ob er ihm nicht seine Erinnerungen von der Stirn abgelesen habe ... Ihm war die verzeihliche Schwäche der Emporkömmlinge, ihre ehemals demüthige Stellung zu verbergen, im hohen Grade eigen.

„Wo nur Scheppkes bleibt?" rief Philipp gähnend und die Arme weit ausbreitend. „Er soll mich heut da hinauf, in die Bergmühle führen, und nun verliere ich den ganzen Vormittag!"

„Der Mann hat sein Geschäft," erwiderte Doctor Schmey, „der ist nicht immer zum Ausgehen bereit, wie wir, die hier nichts zu thun haben, als den Tag todtzuschlagen."

„Sie irren sich in Bezug auf mich —" versetzte Philipp, ruhig aber entschieden. „Ich gedenke die Tage hier keineswegs todtzuschlagen. Ich bin als Geschäftsmann da."

„Entschuldigen Sie!" sagte der Redacteur ironisch. „Ich habe Sie im letzen Halbjahr in Wien so viel am Billard und am Whisttisch gesehen, daß meine Aeußerung verzeihlich war!"

„Ich war viel am Whisttisch," entgegnete Philipp. „Es war die traurigste Zeit meines Lebens! Denn sehen Sie, ich bin gar nicht zum Faullenzen geboren, in mir steckt ein Kaufmann, ich habe einen rastlosen Thätigkeitstrieb. Ich habe wider Willen gefeiert — Sie wissen doch von meinen Zerwürfnissen mit meinem Bruder?"

„Nur oberflächlich," erwiderte der Redacteur, obwohl er die Sache aus Arnold Stropp's Munde im Wesentlichen kannte — „nur höchst oberflächlich!"

„Nun, Gottlob!" rief Philipp, „wir sind wieder vollständig ausgesöhnt — die besten Freunde, mit einem Worte das, was Brüder sein sollen!"



„Ei, ei!“ rief Schmey, „das überrascht mich wirklich!“

„Wir sind ausgesöhnt,“ sagte Philipp, „und das auf Grundlagen, die künftighin jeden Zwist unmöglich machen. Ich werde ein selbstständiges Geschäft übernehmen und damit werden alle Reibungen wegfallen.“

„Nun, da gratulire ich!“ rief Schmey, nicht ohne daß ein ironischer Zug des Unglaubens um seine Lippen herum sichtbar geworden wäre.

In diesem Augenblick kam Aaron Scheppkes, der Hausherr, sehr aufgeregt und roth im Gesicht heran.

„I, das ist doch eine verdammte Geschichte mit der Einquartierung!“ rief er. „Ist das ein Spectakel, eine Molestirung! Ich komme seit dem frühen Morgen nicht aus dem Aerger heraus. Ei, das sind mir saub're Gäste!“

„Ein so guter Patriot, wie Sie, lieber Scheppkes,“ sagte der Redacteur, „sollte nicht murren, wenn die Reihe an ihn kommt, die Vertheidiger von Recht und Ordnung bei sich zu beherbergen.“

„Schon gut, schon gut!“ sagte der Alte. „Recht und Ordnung! Die sehen mir nicht aus, als ob sie gerade für Recht und Ordnung auf der Welt wären! Da hab' ich vier zigeunermäßige Raitzen im Hause und vier Pferde im Stalle, die mir meine alten frommen Braunen krumm und lahm schlagen werden! Und der Lieutenant — ein Croat — der scheint mir ein wahrer Eisenfresser zu sein! Er verlangt soeben eine Matratze, ich erwidere, daß ich sie vor Morgen nicht schaffen kann. Er meint, das seien Ausreden, es sei eine kaiserliche Verordnung da, daß den Herren Officieren Matratzen gebühren. Ich bemerke ganz bescheiden, die früheren Herren Officiere, die bei mir im Quartier gewesen, hätten die ihrigen mitgehabt; ich müsse höflichst bitten, bis Morgen Geduld zu haben, alle Herren Officiere seien bei mir zufrieden gewesen — da wird er ganz wild, klirrt fürchterlich mit dem Säbel und sagt: Auch ich bin ein Freund von Eintracht und guter Nachbarschaft, das aber sage ich Ihnen, wenn die Matratze heut Abend nicht da ist, lass' ich Sie von Gensdarmen arretiren, lege Beschlag auf Ihr eigenes Bett und — das sagt er mit erhobener Stimme:

lasse Ihnen und Ihren Leuten die Köpfe scheeren, damit ich zur Matratze noch ein Polster kriege!"

„Ei, da stehen Einem ja die Haare zu Berge!" rief Stropp.

„Ja, so lange man noch welche hat!" erwiderte Scheppkes. „Denken Sie sich einen Insassen, der sich sein Polster mit unseren Haaren ausstopfen lassen will!"

Er fuhr sich durch den vollen, krausen Kopfschmuck.

„Wie die Dinge jetzt stehen," meinte Doctor Schmey, „sollte man sich über solche Lappalien gar nicht aufhalten! So geht's einmal bei unserem System der Einquartierung. In einem Ort, der mir bekannt ist, fordert der Officier ein Zimmer. Man sagt ihm, daß dort die Hausfrau krank liege. Er behauptet, sie stelle sich nur krank, der Arzt wird gerufen, die Debatte dauert fort, endlich läßt der Officier die kranke Frau sammt dem Bette in's untere Geschoß hinabtragen. In einem andern Orte findet sich nirgendwo ein Haus mit vier Zimmern, wie es der Oberst beansprucht. Was thut man? Man läßt eine Thür in's Nebenhaus durchbrechen. Alles dies geschieht ohne Anstand, ohne daß die Leute die Courage finden, sich gegen solche Maßregeln aufzulehnen. Uebrigens — so geht es in allen Branchen! Wie oft ist unser Blatt beinahe gesetzt, da erscheint in später Stunde ein Befehl, einen Vorfall nicht zu besprechen oder in einer beliebten Darstellung zu bringen. Es kostet oft einen schweren inneren Kampf, es kostet oft nahebei die Ueberzeugung — aber was hilft's? Am nächsten Morgen muß die Matratze geliefert werden."

„Sehr weise," sagte Scheppkes mit lächelndem Beifall, der weniger Gesinnungstüchtigkeit als Coulanz des Geschäftsmannes verrieth. „Die Matratze muß geliefert werden, auch ich werde die meinige heute Abend liefern. Die Politik ist erfunden, um uns durch's Leben zu bringen, nicht aber in's Loch."

„Liebe Freunde!" begann Philipp. „Was soll ich Ihnen geben, damit Sie nicht mehr von Politik sprechen? Politisch Lied, ein garstig Lied! Ein anderes Thema! Ist es wahr, Herr Scheppkes, daß die Grundstücke des Bergmüllers so bedeutend sind?"

„Das will ich glauben," erwiderte der Gefragte. „Er hat

mindestens seine hundertzwanzig Strich Aussaat, dabei mögen an fünfzig Strich Wiesen und an zweihundert Joch Waldung sein. Im ganzen Ort ist Niemand, der eine so schöne Sach' besitzt, und wohlgemerkt, es hängt Alles zusammen ..."

„Lebt seine Frau noch?" fragte Schmey mit Interesse, denn die Genannte hatte manche gute That an ihm gethan, als er in Kraßnitz noch als armer Waisenknabe umherzog.

„O, die ist lange todt!" erwiderte Scheppkes. „Der Sohn ebenfalls. Die zwei Todesfälle, die rasch auf einander folgten, haben einen bleibenden Eindruck auf den Müller zurückgelassen. Es ist nicht mehr derselbe. Ehemals gab es im ganzen Kreise keinen fröhlicheren Mann."

„Ja, ja," sagte Schmey, „ich erinnere mich noch dunkel an manche seiner lustigen Streiche!"

„Die Streiche sind ihm noch immer nicht ausgegangen," gab Scheppkes zur Antwort. „Nur waren die früheren lustig und die jetzigen sind recht ernst."

„Wie so?" fragte Schmey, während Philipp, wie es schien, zum Zwecke genauer Personalkenntniß aufmerksam zuhörte.

„Er ist ein großer Politiker, ich will sagen: er politisirt viel, denn nichts kann heut unpolitischer sein, als seine Gesinnungen an die große Glocke zu hängen. Er ist aber ein studirter Mann, ist auf dem Gymnasium gewesen und war im Jahre Achtundvierzig sehr beliebt. Kein Wunder, da er sehr freisinnig ist, ein grundverständiger Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und alle Ortsverhältnisse genau kennt! Man hat ihn zum Bürgermeister gewählt, und da seine Wahl nicht die obrigkeitliche Bestätigung erhalten, ist eine Reihe von bösen Geschichten daraus erwachsen. Der Bergmüller, ein hitziger Kopf, wollte nämlich lange nicht weichen und, kurz gesagt, mit seinem Kopf durch die Wand rennen, was, wie Sie wissen, nicht geht! Endlich wurde er von allen Seiten angefeindet und von seiner eigenen Partei im Stich gelassen. Seitdem lebt er ganz zurückgezogen, nichts freut ihn mehr, Kraßnitz ist ihm verhaßt, und ich weiß, daß er seit Jahr und Tag daran denkt, seine ganze Habe zu verkaufen und, Gott weiß wohin, fortzuziehen. Es haben auch vor Kurzem Verkaufsunterhandlungen stattgefunden, sind aber ohne Resultat geblieben."

„Vielleicht," rief plötzlich Philipp, „werde ich glücklicher sein! Ich habe nämlich — unter uns gesagt — die Absicht, die Mühle zu kaufen; deshalb bin ich hier, nicht zum Vergnügen, Herr Doctor!"

„Ha, ha!" lachte Schmey, „Sie wollen Müller werden? Sie, der Theaterhabitué, der Protector des Ballets, der echte Wiener Bonvivant? Im Kraßnitzbach giebt's keine Austern und in den Waldcoulissen ringsum keine freundlichen Nymphen!"

„Sie verkennen mich ganz!" erwiderte Philipp, der das Gelächter übel nahm, im Innern aber vergnügt schien, sich in der Mühle in der Eigenschaft eines Käufers vorstellen zu können. „Ich scheine ein Lebemann und bin's auch gewesen, aber ich habe die Gabe, mich jeden Augenblick in einen Geschäftsmann verwandeln zu können. Doch genug des Geplauders, die Thatsachen werden sprechen. Auf, lassen Sie uns gehen! Lassen Sie uns die Bergmühle ansehen und Bekanntschaft mit Herrn Dubsky machen!"

Sie erhoben sich und verließen den Garten.

Die Drei waren eine kleine halbe Stunde einen von Hecken eingefaßten Weg gegangen und stiegen, linker Hand vom Bache begleitet, der sowohl Scheppkes' Eisenwerke, als auch Dubsky's Räder in Bewegung setzte, durch wechselnde und anmuthige Gründe hinan. Der Himmel war blau, die Fluren glänzten in der Morgensonne, das Getreide, hoch emporgeschossen, senkte das Haupt in Erwartung der Schnittzeit, die in dieser etwas bergigen Gegend spät eintritt. So erreichten die Drei, gemächlich plaudernd, das Gehöft, das sie schon lange vor sich gehabt hatten.

Die sogenannte Bergmühle war ein einstöckiges, aber lang hingezogenes Gebäude mit verschiedenen Seitenflügeln und Nebengebäuden; sie sah äußerst stattlich und behäbig aus. Die weißgetünchten Wände, das weit vorgebaute, wie Schiefer in der Sonne glänzende Schindeldach, das auf phantastisch geschnitzten Tragbalken ruhte, Alles machte den Eindruck alter, von den Voreltern ererbter, ländlich-tüchtiger Wohlhabenheit.

Die Wanderer traten in die Thalsenkung, die gleichsam den Vorhof der Mühle bildete. Da war ein kleiner Teich von Erlen umsäumt, welche ihre Schatten klar im schwarzen

Wasserspiegel abzeichneten. Ringsum standen moosige Felsen, theilweise mit Nadelholz bedeckt; das klare Bergwasser schäumte über die arbeitenden Räder und mischte sein Brausen mit dem Tiktak der Mühle. Türkische Enten auf dem kleinen Teich, allerlei Hausgevögel, pickend um den alten Taubenschlag versammelt, eine schwarze Katze, die auf dem Geländer der zum ersten Stock hinaufgehenden Freitreppe lag und sich sonnte, bildeten die weitere ländliche Staffage des Bildes.

Man traf den Bergmüller in einem kleinen Stübchen vor einem großen in grüne Leinwand gebundenen Hauptbuch, in welchem er Zahlen summirte. Er war ein Fünfziger, von untersetzter, gedrungener Statur und mit jenem jugendlich freundlichen Ausdruck im vollen, gerötheten Gesicht, der Vertrauen und rasche Familiarität erweckt. Auf seiner breiten Stirn liegt Intelligenz; der Mund, der gern zu lachen scheint, läßt zwei Reihen wohl erhaltener Zähne sehen; die Augen sind blau und blicken freundlich, aber ihre Lebhaftigkeit läßt auch im Fall des Angriffs eine ganz gehörige Widerstandskraft erwarten. Er selbst ist aus diesem Gesicht leicht zu deuten: ein tüchtiger, jovialer Mann, der nicht viel Worte macht, wohl aber immer das Rechte findet, wo's Noth thut.

„Ei, lieber Scheppkes!" rief Dubsky, als ihm Jener die beiden Fremden vorgestellt, „welche Ueberraschung! Seien Sie herzlich gegrüßt, Herr Stropp! — Ihr Bruder steht mit mir in vieljähriger Verbindung, und Sie —" er wandte sich an Doctor Schmey, „sind Sie wirklich der kleine Markus? Klein sind Sie zwar noch immer, es ist aber aus Ihnen inzwischen 'was Tüchtiges geworden! Wie die Jahre dahinfliegen! Ich erinnere mich, wie Sie mit einigen Jungen unweit von den Mühlenrädern gebadet haben — ich fing Sie ab und schrieb Ihnen eine Warnung für künftige Fälle auf den nackten Rücken. Nichts für ungut! Die Striemen sind vergessen? Nicht wahr? Und dieser kleine Gassenjunge, der mich damals so geärgert, ist jetzt der Redacteur einer großen Zeitung, die mir täglich ein solches Bedürfniß ist, wie das Mittagessen selber! Doch — da ich von der Zeitung spreche — da sind Sie mir eben zu unrechter Zeit in den Wurf gekommen. Warum kriege ich

sie nicht mehr seit einigen Tagen? Haben Sie alle Ihre Drucker und Setzer auf die Sommerferien mitgenommen?"

„So wäre ich der Erste," antwortete Schmey, „der Ihnen sagt, daß unser Blatt suspendirt ist?"

„Suspendirt! O Du mein Herr!" rief Dubsky mit einem tragikomischen Seufzer. „Sehe ich denn die Dinge noch immer zu rosenfarben an? Das wäre mir nicht eingefallen. Suspendirt! War doch immer nur ein gemäßigt-oppositionelles Blatt! Und glauben Sie, daß man es wieder freigiebt?"

„Das kann der einfache staubgeborene Mensch nicht wissen," erwiderte Schmey bitter scherzend. „Das steht bei den höheren Militairmächten, den Göttern der Heerschaaren."

„Ja wohl, die haben jetzt zu entscheiden!" brummte Dubsky finster, sich mit geballter Faust hinter das Ohr fahrend. „Jetzt lernt man wieder an den Gott der Heerschaaren glauben! Nun, Sie, lieber Doctor, wissen sicherlich so gut wie ich davon zu erzählen. Doch — still davon. — Sie wollen meine Mühle kaufen?" sagte er zu Stropp gewendet. „Ich wünschte, daß der Kauf zu Stande käme ... Ich möchte aus diesem Neste fort, je eher, je lieber. Sie werden an mir keinen unbilligen Mann finden, und Sie sehen mir wie Einer aus, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden läßt. Ja, ja, zu Ihnen hätte ich Zutrauen, wenn Sie mir auch nicht durch einen so braven Mann, wie meinen Nachbar Scheppkes empfohlen würden und einen Namen hätten, der in der Geschäftswelt einen so guten Klang hat."

Stropp nickte bescheiden und wollte eine Erwiderung machen, als ein junges Mädchen mit einigen Flaschen und einem Kaffeebrett, auf welchem Gläser standen, eintrat.

Das Mädchen — es zählte höchstens achtzehn Jahre — war die lieblichste Blondine, die sich denken läßt. Etwas Frisches, lieblich Neckisches, war in ihrer ganzen Erscheinung. Auf ihren zarten, sanften Wangen lag das zarteste Roth, das Haar, von dunklem Goldblond, hob sich leicht emporgehoben in natürlichen Ringeln von der klaren, reinen Stirn, die großen, schönen Augen von dunklem Braun leuchteten beim Aufblick mit einem hinreißenden Feuer. Sie hatte etwas so Mildes, Weiblich-Sanftes in ihrem ganzen Wesen. Und doch

3*

fehlte es, wie der aufmerksame Blick erkannte, diesem zarten Köpfchen nicht an Ernst und Festigkeit. Diese braunen Augen blickten sicher und manchmal beinahe trotzig in die Welt, dieser Mund mit den perlengleichen Zähnen hatte etwas Energisches. Man merkte gleich in der Art, wie sie das Tischtuch entfaltete und mit einem raschen Gruß die Fremden einlud, daß sie sich trotz ihres zarten Alters als Hausfrau in der Mühle fühlte.

„Meine Tochter Hedwig!" sagte Dubsky. „Mein einziges Kind!"

„Wohl einzig!" sagte Doctor Schmey mit innigem Wohlgefallen, während Stropp ruhig dreinschaute und sich den Schnurrbart drehte, „wohl einzig!"

„Bei Gott!" sagte Scheppkes, der, wie die meisten Israeliten, einen regen Sinn für das Familienleben hatte, sein Gläschen leerend, „was Gut und Geld auf Erden werth ist, weiß ich, aber ich begreife nicht, wie der ärmste Schlucker ganz unglücklich sein könnte, wenn er eine so liebe, schöne, wohlgerathene Tochter besäße, wie Ihre Hedwig ist! Doch darüber ist nur eine Stimme im ganzen Pfarrbezirke!"

Hedwig erröthete und Dubsky meinte: „Sie können auch an Ihrer Sarah Freude haben! Das ist ein Mädchen, gegen das die Hedwig da nur ein ungebildetes und einfältiges Ding ist."

„Meine Sarah," sagte Scheppkes mit Achselzucken, „liest Französisch, kann singen und Clavier spielen. Sie hat es so gewollt. Mir wäre sie ebenso lieb, wenn sie das Alles nicht könnte. Wozu braucht das ein Mädchen auf dem Lande? Ja, ich kann wohl sagen, sie hat viele Sachen und Künste gelernt, und wenn sie mich frägt: wie gefällt Dir das? möchte ich antworten: je besser, je schlimmer! Mit dem Clavier ging's noch, da hat sie sich in der letzten Zeit eine Physharmonika angeschafft — o diese Physharmonika! — und schon spricht sie wieder von der Zither —"

„Seien Sie nicht ungerecht!" rief Dubsky. „Was man weiß, ist gut, man kann nicht genug lernen —"

„Grundfalsch, da muß ich protestiren!" brauste Scheppkes empor. „Leute, die zu viel wissen und können, werden unausstehlich. Und vollends die Mädchen, die Frauen — denen



steht die Unwissenheit in tausend Dingen so gut, wie das einfache Hauskleid, in dem man an die Arbeit gehen kann. Denn die Frauen — eitel sind sie Alle — ob sich die Eine mit Bändern und Ohrringen herausputzt, die Andere mit raren Kenntnissen — das läuft auf Eins hinaus. Die Eine staffirt sich den Kopf auswendig, die Andere inwendig — das ist der ganze Unterschied! Die Eine will vor ihren Freundinnen den neuen Mantillenschnitt voraus haben — die Andere ihr Englisch oder den Heine und Börne."

„Ei, lieber Herr Scheppkes," rief Hedwig, „Ihr Urtheil ist hart! Müssen wir armen Mädchen denn Alles nur lernen, um damit zu prunken? Man kann freilich leben und glücklich sein im schlichtesten Zimmer und mit dem einfachsten Hausgeräth, aber ist die zu tadeln, die sich den Raum, in dem sie sich bewegt, ausschmückt und verschönert? Das einfache Hauskleid ist gut, aber manchmal wird dem Herzen sonntäglich zu Muthe, und die Stimmung müssen Sie ihm auch gönnen. Wenn das Mädchen, statt immer nach dem Kochbuch, einmal nach Gedichten greift, ist es darum zu tadeln? Stellen wir nicht auch Blumen vor's Fenster, die eigentlich überflüssig sind, um uns an ihrem Duft zu erfreuen?"

„Herrlich! herrlich!" rief Schmey. „Sie haben diesen Vandalen glorreich geschlagen! Sie sind für die Ehre der weiblichen Bildung eingestanden und haben für sie mit der Wärme eines schönen Gemüths plaidirt. Dies Glas auf Ihr Wohl, mein schönes Fräulein!"

„Ei, die wird stolz werden, wenn ein Herr von der Feder sie lobt!" sprach Dubsky. „Es sind doch Alles nur Flattusen! Sie spricht Kluges und Dummes durcheinander, wie sich's trifft."

Unter solchem Geplauder hatte man ausgetrunken und Vater Dubsky gab das Zeichen zum Aufbruch, um seinen Gästen die Räumlichkeiten der Mühle und die Grundstücke zu zeigen. Hedwig ging mit.

Der Bergmüller unterzog sich seiner Aufgabe als Wegweiser auf's Gewissenhafteste und schenkte den Mitgehenden die Besichtigung keines noch so unbedeutenden, noch so schwer zugänglichen Gelasses. Er begann mit den geräumigen Kammern, wo hier die von den Landleuten herbeigeschafften Getreidesäcke



aufgestaut lagen, dort das Mehl der Verladung harrte, wobei denn ein Langes und Breites von der Kraßnitzer Mühlengerechtigkeit gesprochen wurde, und führte dann seine Gäste in die Mahlkammer hinab, deren schmucke und praktische Einrichtung alle Anerkennung fand. Und nun ging's weiter durch das alte, phantastische, wie von einem geheimen Leben pulsirende Labyrinth von Kammern und Kämmerchen, wie man es eben in einer ehrbaren, alten und alterthümlichen Mühle auf dem Lande findet.

Dubsky war mit Stropp, der ganz Geschäftsmann schien, weit vorangegangen, während die Uebrigen weit hinten zurückblieben und sich Zeit ließen, mit Hedwig zu scherzen und zu lachen. Doctor Schmey war ganz entzückt von dem Kinde und vergaß auf dem Wege alle Kriegsgerichte, Censur, den Herrn von Rack und die ganze Reaction.

Stropp fiel es auf, daß Dubsky, der doch kein Loch unbesehen ließ, mit einem Kämmerchen im oberen Stockwerk eine Ausnahme machte. Er drehte den im Schlosse steckenden Schlüssel rasch um und schob ihn in die Tasche.

„Was ist das für eine Kammer?" fragte Stropp scheinbar unverfänglich.

„Die hat kein Fenster," erwiderte der Bergmüller rasch weiter eilend, mit plötzlich ernsten Mienen.

Der Zufall strafte ihn Lügen. Nachdem der Schlüssel abgezogen war, zeigte sich der Thür gegenüber auf der weißgetünchten Wand ein Licht, das nur zu klar bewies, daß die Sonne gerade in die Kammer scheine.

„Mir war es doch," sagte Stropp, „wie wenn Jemand darin gewesen wäre?"

„Der hätte sich gewiß gemeldet!" rief der Müller und stieg, wie es schien, eiliger als nöthig, die Treppe herunter.

Nun ging es an die Wiesen, Aecker und den Wald. Stropp besichtigte sie fortwährend mit den Mienen des ernst an den Kauf denkenden Geschäftsmannes, und Dubsky, dem das seiner Besitzung und deren Verwaltung gespendete Lob schmeichelte, war oft über die sachkundigen Bemerkungen eines so jungen Mannes ganz erstaunt.

„Ich wundere mich nur," sagte er zuletzt, „daß ein Mann

von Ihren Kenntnissen und Mitteln sich hier in Kraßnitz vergraben will, zumal Sie einen Bruder haben, mit dessen Hülfe es Ihnen leicht wäre, irgend ein Geschäft in einer großen Stadt anzulegen."

Stropp lächelte überlegen und sagte erst dann: „Was heißt heutzutage eine große Stadt? Der Geschäftsmann sieht nicht auf die Bewohnerzahl, sondern auf den Ort, wo es sich leicht und gut producirt, wo sich ein gutes Verkehrsnetz befindet und ein Markt ist. Das ist dann für ihn eine große Stadt."

„Sie werden nicht sagen," bemerkte Dubsky sceptisch, „daß das in Kraßnitz der Fall ist?"

„Heute noch nicht," erwiderte Stropp unendlich sicher, „aber morgen, vielleicht übermorgen. Wie dann, wenn in ein, zwei, drei Jahren eine Eisenbahn hier durchzöge?"

„Ja," sagte Dubsky, „dann freilich hätte die Sache ein anderes Gesicht!"

„Es ist eigentlich unklug von mir," sprach Stropp, „daß ich als Käufer davon rede, aber ich weiß, daß Sie nicht der Mann sind, der aus meinen Mittheilungen einen unbilligen Vortheil zieht. Die Eisenbahn, von der ich gesprochen, ist eine beschlossene Sache."

„Ah!" rief Dubsky hochverwundert.

„Mein Bruder Arnold," sprach Stropp, „hat, wie Sie wissen, große Connexionen. Er hat mir Alles an die Hand gegeben. Unsere Regierung, der man Reaction vorwirft, hat aus der letzten Revolution viel gelernt. Sie wird freilich jene Freiheiten, die die Völker verlangen, nicht geben, wird aber das Uebel auf einer andern Stelle, und, wie ich glaube, an der richtigsten, curiren. Der Handel, die Gewerbe werden mit aller Macht gehoben, Eisenbahnen und Verkehrswege gebaut, eine Marine geschaffen werden. Oesterreich muß ein Industriestaat ersten Ranges werden. Die allgemeine Wohlfahrt wird allen Freiheitsgelüsten den Stachel nehmen."

„Sie glauben?" erwiderte Dubsky im Tone des Zweifels. „Ich höre und lese immer, daß gerade die Freiheit das Mittel und der Weg zur Wohlfahrt ist. Ich meine, daß das befruchtende Element für Handel, Verkehr- und Gewerbsflor solche

staatliche Einrichtungen sind, durch welche die Völker glücklich und zufriedengestellt werden, und daß Handel, Verkehr und Gewerbe kein System vertragen, das dem Volke mit Gewalt aufgedrängt wird."

„Ich theile fast durchwegs Ihre Ansichten," erwiderte Stropp, „doch — lassen wir uns nicht in theoretische Debatten ein! Ich sage Ihnen, an Kraßnitz vorüber wird in einigen Jahren eine Eisenbahn laufen. Da wäre das Geschäft verdreifacht! Man müßte die herrlichen Wasserkräfte auf's Aeußerste ausnützen, eine Dampfmühle errichten, ein Exportgeschäft nach dem nahen Bayern organisiren. So muß man die Sache angreifen — dann kann man auch eines großen Erfolges gewiß sein."

Dubsky war von dem Unternehmungsgeiste des jungen Mannes ganz hingerissen. Er sah ihm beistimmend im Geiste zu, wenn auch damit nicht gesagt ist, daß er sich, als ein in seinen Kreisen sehr verständiger Mann, an der verwegenen Speculation mit einem Capital betheiligt hätte.

„Natürlich billigt es Ihr Bruder?" fragte er.

„Nur halb und halb," lautete Stropp's Antwort. „Ihm wäre es am liebsten, wenn ich in seinem Geschäfte, das er selbst kaum übersehen kann, geblieben wäre. Doch, mein Gott! man will sich auf seine eigenen Füße stellen. Eins ist aber sicher: wenn mich mein Bruder in der ersten Zeit ganz entbehren könnte, er wäre der Erste, der mich zum Ankauf der Mühle antriebe."

Man war inzwischen wieder beim Hause eingetroffen. Stropp hatte sich entschlossen, die Mühle zu kaufen und kam mit dem Bergmüller überein, daß er Nachmittags wieder erscheinen werde, um von den Büchern Einsicht zu nehmen. Der Müller freute sich, einen so soliden Käufer gefunden zu haben, und versprach, einen annehmbaren Preis zu fixiren und Stropp alle Bequemlichkeiten bei der Erlegung desselben zu gewähren. Er sagte sogar, daß es ihm lieb wäre, zwei Drittel in seinem eigenen Interesse auf der Mühle stehen lassen zu dürfen.

Mit diesem Anfange hochzufrieden, entfernte sich Stropp mit seinen beiden Begleitern.

„Das ist ein prächtiger Mensch, dieser Stropp!“ rief der Müller, als er mit Hedwig wieder auf der Stube allein war.

„Er ist sehr ernst für sein Alter,“ erwiderte Hedwig. „Er macht eine rechte Ausnahme von den Stadtherren, die den Mädchen immer schön thun. — Wird er die Mühle kaufen?“

„An mir soll es nicht liegen, wenn der Handel nicht zu Stande kommt,“ meinte Dubsky.

„Ach, wie ungern werde ich das Haus verlassen!“ seufzte Hedwig. „Alle meine Erinnerungen bleiben hier! Doch — wir haben darüber schon oft gesprochen — ich will Dir nicht im Wege stehen.“

Dubsky zog sein Kind zärtlich an sich, küßte es auf die Stirn und sagte schelmisch lächelnd:

„Du gehst ungern aus der Mühle. Der Käufer ist ein prächtiger Mensch und wird eine Frau brauchen. Vielleicht —“

Hedwig sah dem Vater ernst und traurig in die Augen, dann belebte sich ihr Gesicht, sie sagte: „Woran denkst Du! Der Herr hat mich ja kaum beachtet.“

Dann flog sie davon.

Drittes Kapitel.

Was man im Eisenhammer bei Tische plaudert.

Während der für weibliche Schönheit äußerst empfindliche Doctor Schmey noch an Hedwig's Seite Süßholz raspelte, wurde er schon von Fräulein Sarah Scheppkes mit besonderer Sehnsucht am Gartenzaun erwartet. Er hatte nämlich, ohne es zu ahnen, auf das Gemüth des Mädchens einen gewaltigen Eindruck gemacht. Sarah war ein eigenthümliches Wesen. Voll idealer Anflüge und voll des Unglücks, auf dem Lande, unter Menschen, deren Bildungsgrad sie tief verachtete, leben zu müssen, besaß sie dennoch einen klaren Sinn für das Häuslich-Praktische. Wo sich das Hausbackene mit dem Phantastischen in hohem Maße verbindet, wird nicht selten das Drollige

geboren, und so konnte es nicht ausbleiben, daß auch das hochgebildete Landjudenmädchen nicht selten dem Gespött verfallen mußte. Sie war unstreitig zur Gattung der Blaustrümpfe zu zählen, aber zu der eigenen Spielart, wie sie nur auf dem Lande gedeiht, in einer gewissermaßen hinter der Zeit zurückgebliebenen Form und Farbe.

Es war natürlich, daß ihr Herz einem Manne wie Schmey, mit dem sie auch der gemeinsame Glaube verband, rasch entgegenschlagen mußte. Schmey's Aeußeres hatte zwar nicht den Zauber, der Herzen gewinnt, aber die Erfahrung aller Zeiten bestätigt, daß in den Augen der Damen die Schönheit des Mannes neben dessen Geist und gesellschaftlicher Bedeutung als völlig unwesentlich erscheint.

Schmey war klein und unansehnlich, seine Gesichtsbildung von unverkennbar jüdischem Typus und beinahe häßlich zu nennen. Seine Augen aber waren von angenehmer Lebhaftigkeit und großer Ausdrucksfähigkeit. Das wußte er und war ewig bemüht, durch ein coquettes Augenspiel seine stiefmütterlich bedachte Erscheinung zu idealisiren. War er auch kein Genie, so besaß er immerhin einen ausgezeichneten Verstand, weltmännische Routine und einen sichern Instinct, die Menschen zu behandeln und ihre Interessen zu durchblicken — ein seinem Stamme angeborenes Talent. Er hatte auch eine gewisse Dialektik, die von Scharfsinn und Tiefe entfernt war, aber auch nicht an's Banale und Alltägliche streifte. Für ein Mädchen wie Sarah hatte er eine umstrickende Beredsamkeit. Entscheidend war aber seine Wirkung durch seine Stellung als Redacteur eines der ersten Oppositionsblätter, das den Mann und alle seine Eigenschaften gleichsam auf einen Sockel hob.

Als Schmey in Begleitung Stropp's und Vater Scheppkes' sich dem Hause näherte, flatterte Sarah in einem hellen, duftigen, romantischen Gewande den Gästen vogelleicht entgegen. Der Anzug contrastirte mit der kleinen, vollen, untersetzten Gestalt und mußte, wenn man eben von der poetischen Hedwig entzückt herkam, einen ungünstigen Eindruck machen.

Sarah's Gesicht war voll und stark, aber gesund gefärbt, die Haare tiefschwarz.

„Sie kommen spät," sagte sie zierlich, vor freudiger Er-

regung lächelnd. „Ich fing schon zu fürchten an, daß die schöne Bergmüllertochter Sie in ihre Fesseln geschlagen und als ihre Sclaven bei sich behalten habe."

„Mein Fräulein," erwiderte der Doctor, der noch immer an Hedwig dachte, mit einer riesigen Anstrengung der Galanterie, „ich sage mit Hamlet: hier ist ein stärkerer Magnet!" — Er reichte der vor ihm Stehenden einen Strauß Feldblumen, die er auf dem Heimwege gebrochen.

Man ging zu Tische. Während des Essens kam Sarah wieder auf Hedwig zu sprechen. Sie sagte: „Es ist mir unbegreiflich, daß die beiden Herren, die noch immer so viel von der Mühle sprechen, kein Wort über die schöne Müllerin fallen lassen. Ich sollte glauben, sie müßten von ihr entzückt sein!"

Stropp, der im Geheimen ganz entzückt war, sagte: „Es ist wirklich keine Affection von mir, wenn ich sage, daß ich das Mädchen nur im Fluge und wie im Traume gesehen habe. Sie wissen, meine Herren —"

„Das kann ich bezeugen!" fiel Vater Scheppkes rasch ein. „Herr Stropp ist gar nicht von des Alten Seite gewichen. Das begreift sich aber auch. Mit einem solchen Kauf ist eine große Verantwortlichkeit verbunden."

„Um so mehr," fügte Stropp hinzu, „da ich nicht ganz freie Hand habe. Mein Bruder übt strenge Controle, und ich möchte nicht um Alles in der Welt, daß das gute Verhältniß, das jetzt zwischen uns besteht, wieder getrübt werde."

„Sie, Herr Doctor," wandte sich Sarah an Schmey, „haben dort keinen Kauf beabsichtigt. Was sagen Sie?"

Der Doctor, die weibliche Eitelkeit richtig berechnend, entgegnete kühl:

„Recht nett, sogar sehr nett, aber doch nur eine Dorfschönheit. Diese Art von Gesichtern findet man eigentlich nur schön, wenn man sie unter einem ländlichen Dache antrifft. In ein Boudoir versetzt, ist diese Schönheit plump. Es giebt Mädchen, die uns nur im Mieder und mit dem runden Strohhut gefallen."

„Auch meine Meinung," erwiderte Sarah langsam und gedehnt, wie wenn ihre Eitelkeit nicht gleich den Muth fände,

so schrecklich ungerecht zu sein. „Manche Mädchen sind in der That wie die Blüthe der Waldrebe. Im Walde duftet sie; verpflanzt man sie in den Garten, so wird sie gewöhnlich.“

„Ein geistreiches Bild!“ rief Schmey. „Nur muß ich, obwohl ein höchst mittelmäßiger Botaniker, hinzusetzen, daß nicht alle Feld- und Waldblumen ein ähnliches Loos trifft. Es giebt Blumen, die gewissermaßen nur durch ein stiefmütterliches Geschick in die Einsamkeit gestellt worden sind und die erst im Garten und im Treibhaus ihre volle Entfaltung und Veredlung erhalten.“

Sarah fuhr auf ihrem Stuhl entzückt empor, sie nur konnte mit der Blume gemeint sein, die in ländlicher Einsamkeit stand und doch eigentlich geboren war, einen Salon zu zieren. So verstanden und gerade von Schmey so verstanden zu werden, war für sie von einer geheimnißvollen, aber seligen Vorbedeutung! Von diesem Compliment vollkommen gesättigt, und verlegen, was sie darauf erwidern solle, wandte sie sich an ihren Tischnachbar zur andern Seite.

„Aber Herr Stropp,“ sagte sie, „wir haben über Tisch kaum ein paar Worte von Ihnen gehört. Was sind Sie so nachdenklich? Wo stecken Ihre Gedanken? In Wien oder in der Bergmühle?“

„Ich finde selbst,“ versetzte der Angeredete, „daß ich ungewöhnlich ernst und stumm bin; sonst müßte mich Ihre liebenswürdige Munterkeit längst erwärmt haben. Ich rechne immerfort — ich rechne — und doch ist es fast unnütz — in diesem Momente jedenfalls unartig ... Ich will mich bessern! Ich will gleich von Hedwig zu reden anfangen. Das Mädchen scheint unendlich eingezogen zu leben —“

„O sehr, sehr!“

„Ist es ihr Geschmack oder des Vaters Wille?“

„Eigentlich kömmt Beides zusammen.“

„Wie ich meine, kann sie kaum zwanzig Jahre zählen?“

„O, nicht so viel, höchstens achtzehn.“

„Allerdings,“ bekräftigte Vater Scheppkes. „Achtzehn Jahre. An ihrem Tauftag hat der Blitz in den Kirchthurm eingeschlagen. Es sind im nächsten September achtzehn Jahre.“

„So jung!" rief Stropp. „Die kann von der lieben Welt nichts wissen!"

„Und ich sage Ihnen dagegen, die führt das Hauswesen wie eine echte Hausmutter. Und das ist keine Kleinigkeit, wenn man täglich zwanzig Menschen am Tische hat."

„Das ist schön! Ich wundere mich nur, daß ein so reiches Mädchen noch keinen Freier hat. Auf dem Lande —"

„Sie ist ja noch so jung," meinte Frau Scheppkes.

„Dazu sind Mädchen nie zu jung!" lachte der Vater.

„Ich finde sie seit einem Jahre doch sehr verändert," sagte Sarah, wie Eine, die schüchtern anfängt, etwas ohne Mißdeutung an den Mann zu bringen.

„In wiefern?" fragte der Vater ganz unbefangen.

„Ich spreche sie sehr oft und besitze einige Beobachtungsgabe. Sie hütet sich, etwas davon merken zu lassen, aber meinem Auge entgeht es nicht."

„Pah, Du meinst die Sache mit Julius Werner?"

Stropp zuckte heimlich zusammen.

„Und wäre das so falsch geschlossen?" fragte Sarah mit einem sichern Blicke.

„Ei," sagte die Mutter, „das war ein Spiel und ist gewiß lange vergessen!"

„Glaub' es nicht, Mutter. Ich weiß, was ich weiß!"

„Was Sie da sagen!" rief Stropp, sich schon auf das Aergste gefaßt machend. „Ein Mädchen, das so kindlich, so unerfahren aussieht!"

„Nun, Sarah," sprach der Vater unwillig, „jetzt sage, was Du weißt, damit die Leute nicht, Gott weiß was, denken. Hedwig hat diesen Julius Werner gern gesehen. Böses kann man ihr darum nicht nachsagen."

„Gott behüte," rief Sarah. „Freilich meine ich den Julius Werner! Ist es denn keiner Rede werth, wenn ein so junges Mädchen einen verzehrenden Liebeskummer im Herzen trägt?"

„Ah!" rief Stropp erbleichend. „Will es der Vater nicht zugeben?"

„So weit ist es eigentlich nicht gekommen," sprach Sarah. „Gewiß ist es aber — das weiß ganz Kraßnitz — daß sie sich sehr gern gesehen. Werner war damals Kaufmann. Da kam

das Jahr Achtundvierzig. In Folge eines Streites, den er mit dem Bergmüller gehabt haben soll, ging er als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein, war aber zur Zeit der Octoberrevolution wieder in Wien. Von dort stammt die letzte Nachricht über ihn. Seitdem ist er verschwunden und verschollen."

„O, das ist sehr traurig!" sagte Stropp, froh aufathmend.

„Auf solche Art," meinte Schmey, „ist er schwerlich mehr unter den Lebenden. Der ist in Wien umgekommen oder auf der Flucht. Man hat so viel ähnliche Beispiele! Hedwig hofft wohl noch auf seine Wiederkehr, und das stärkt ihren Gram."

„Ich glaube," versetzte Sarah, „sie ist eben deshalb so unglücklich, weil sie nichts mehr hofft!"

„In diesem Alter," fuhr es aus Stropp heraus, „findet sich immer Trost!"

„Das kommt nicht auf die Jahre, sondern auf das Mädchen an," erwiderte Sarah. „Thekla hat sich auch nicht mehr getröstet, als Max gefallen war."

„Halten Sie Hedwig für so tieffühlend?" fragte Schmey.

„Ich halte sie für ein ausgezeichnetes, seltenes Mädchen, dem nur etwas Bildung fehlt, um Alles, was es denkt und fühlt, in Worte zu kleiden."

„Vor Ihrer Menschenkenntniß muß man Respect haben!" rief Schmey, dem die vernommene Ansicht über Hedwig nicht unwahrscheinlich vorkam, insoweit er darüber nach seiner kurzen Unterhaltung mit der Müllertochter urtheilen konnte. „Sie zeigen mir die kleine Müllerin in einem ganz neuen Lichte, und jetzt weiß ich erst, warum ihr kindliches Wesen, mit einem frühzeitigen, in Herzeleid gereiften Ernst verbunden, mich so eigen berührte. Sie lösen mir das Räthsel mit einem Worte!"

So wurde noch eine ganze Weile geplaudert. Inzwischen war der Tisch zu Ende und die Gesellschaft begab sich in das Gartenhäuschen, um dort den Kaffee zu nehmen. Kaum hatte man sich niedergesetzt, als ein scharfes Getrabe von mehreren Pferden auf der Landstraße, die hart am Garten vorüberführte, näher und näher kam.

Sarah, Stropp, die Eheleute Scheppkes voran, eilten an den Zaun, um das Schauspiel der Cavalcade nicht zu ver-

säumen. Nur Schmey blieb unbewegt, kaum hatte er den Kopf jener Seite zugewendet.

Mehrere Herren, darunter ein paar Officiere, und zwei Damen in langen wallenden Reitkleidern passirten, halb in eine Staubwolke gehüllt, die Allee, die zum gräflichen Schlosse führte.

„Die Comtesse Cornelia und eine fremde, wunderschöne Dame!" rief Sarah.

„Aber," rief Schmey höhnisch den an den Tisch Zurückkehrenden entgegen, „wie können Sie diesem hochmüthigen Volk den Gefallen erweisen, es anzustarren?"

„Sie irren, Herr Doctor," sagte Sarah, um Schmey's Achtung besorgt, da sie diese Schwäche gezeigt hatte. „Ich wollte nur die Comtesse Cornelia sehen... Ach, die ist so schön, ich sehe sie so leidenschaftlich gern —"

„Das mag sein," fuhr Schmey fort, „aber die stolzen Reiter werden das nicht glauben! Wenn man sie ignorirt, sind sie unglücklich, sie haben Zuschauer nöthig, um ihren Flitterglanz zu zeigen, und dafür sehen sie auch auf dieselben von ihren Rossen verächtlich herab und scheinen mit ihren kalten, starren Blicken zu sagen: Du bist mir ganz unbekannt, bürgerliches Gesindel!"

„Da sieht man den Demokraten!" rief Scheppkes.

„Und der Herr Doctor hat nicht ganz Unrecht," fügte die Frau hinzu. „Ob je der Herr Graf oder die Comtesse uns angesprochen? Und wir sind ihre nächsten Nachbarn seit dreißig Jahren!"

„Das ist wahr," sagte Scheppkes, „aber was hat der Graf mit uns zu thun? Er spricht mit Niemandem im Orte. Dennoch, wo er der Gemeinde einen Dienst erweisen kann, geschieht's."

„Es wäre besser," versetzte Schmey, „die Gemeinde hätte seine Wohlthaten nicht nöthig. Was er hier einer Gemeinde giebt, nimmt er in Wien tausend anderen. Ah! Gehen Sie mir mit diesem Rückschrittsmann, mit diesem Famulus Metternich's, der sich jetzt über die Erbschaft seines Meisters hermacht und sie vermuthlich verworrener zurücklassen wird, als er sie gefunden! Mein Blatt hat ihn von Anfang an bekämpft und wird ihn bekämpfen bis zum letzten Hauche!"

Sarah war von dieser politischen Leidenschaftlichkeit ganz entzückt. Selbst der alte Scheppkes konnte dem Redner eine gewisse Bewunderung nicht versagen.

„Gott!" rief er. „Was ein Journal wie das Ihrige für eine Macht hat! Wenn hier Jemand über den Herrn Grafen ein Wort sagte, er würde eingesteckt werden! Sie schreiben das öffentlich und es wird von Tausenden gelesen, welche an der Opposition das größte Vergnügen haben!"

In demselben Moment trat ein galonnirter Lakai in blauer Livree und weißer Halsbinde rasch in den Garten.

„Um Entschuldigung," — wandte er sich an den Hausvater, „wohnt nicht bei Ihnen Herr Doctor Schmey?"

„Ich bin es," erwiderte dieser, sich erhebend. „Was wünschen Sie?"

„Seine Excellenz," lautete die Antwort, „der Graf von Thieboldsegg lassen den Herrn Doctor bitten, heute Abend um acht Uhr zum Thee zu erscheinen. Ganz en famille."

Schmey war, wie die Uebrigen, ganz verdutzt, die Antwort wollte ihm nicht zur Kehle heraus. Endlich sagte er gemessen:

„Ich werde die Ehre haben."

Der Lakai entfernte sich mit tiefen Verbeugungen.

„Seltsam!" sagte Schmey. „Was will dieser starre Aristokrat von mir? Hat nicht am Ende eine Verwechselung stattgefunden?

„Wie wäre das möglich!" riefen Mehrere wie aus einem Munde.

„Eine Einladung vom Excellenz-Grafen!" rief Scheppkes, über die Ehre, die seinem Glaubensgenossen und Gastfreund so unverhofft widerfuhr, ganz glücklich. „Das kann nur etwas Gutes bedeuten! Und ganz en famille! Wirklich, wir haben eben geklagt! Es war Unrecht. Die Stände nähern sich — die Großen steigen herunter — der Excellenz-Graf selbst — o, Schmey, — wenn Ihr seliger Vater das erlebt hätte! — Ganz en famille! — Sarah! Sarah!"

Er schloß seine Tochter entzückt in die Arme.

Viertes Kapitel.

Wie die vornehme Soiree verläuft.

Die Gesellschaft im Schlosse hatte im Lauf des Nachmittags einen Zuwachs erhalten. Der General Baron von Greifenstein, ein alter Herr, war mit seiner Gemahlin angekommen und dort einquartiert worden.

Der General war ein Mann von jenem unverfälschten, altösterreichischen Typus, welcher einer vergangenen Generation angehört und die Bedingungen seiner Entwickelung in der Gegenwart nicht mehr findet. Jene biederherzige Gemüthkeit, welche von der äußersten Nachgiebigkeit bis zur heftigsten Starrköpfigkeit geht, aber aller Verstellung und Falschheit unfähig ist, stellte sich in ihm zugleich mit der offensten Vorliebe für's Althergebrachte in ihrer ganzen Reinheit dar. In der Epoche, in der er geboren wurde, war es noch nicht Mode, seine Ursprünglichkeit durch Schulbildung in einem besondern Grade zu verderben, wenn man nicht eben ein Professor oder ein Gelehrter überhaupt werden wollte. Baron Greifenstein hatte sich die größte Urwüchsigkeit bewahrt, und alle Weltbegebenheiten, alle Fortschritte der letzten fünfzig Jahre hatten diese nicht erschüttert, sondern wunderbarerweise nur befestigt. In der Erfüllung seiner Pflichten war er die Pünktlichkeit selbst, insoweit diese von der Dienstordnung befohlen war. Er unterzog sich da jeder Strapaze, während er das übrige Leben als einen Lehnstuhl betrachtete, dem kein schwerer Gedanke nahen durfte. So kommt es, daß der alte Haudegen ein Alter von achtundfünfzig Jahren erreicht, ohne jemals ein anderes Buch als den Militairschematismus und das Officierreglement in der Hand gehabt zu haben. Seltsam und bezeichnend ist seine Scheu vor der Feder. Es kostet ihn die größte Anstrengung, auch nur seinen Namen zu unterzeichnen; ein Blatt Papier mit Buchstaben zu bedecken, kurz einen Brief zu schreiben, hält er für eine Aufgabe, die nur ein Literat von besonderem Talent bewältigen könne.

Dieser greise Krieger hat ein volles, stark geröthetes Gesicht, dessen Ausdruck aus einer merkwürdigen Verbindung von Gutmüthigkeit und corporalmäßiger Strenge besteht. Sein Schnurrbart, der einst, wie noch aus einzelnen Partien ersichtlich, von einem röthlichen Blond gewesen sein mag, jetzt aber ganz ergraut ist, imponirt durch merkwürdige Länge und Breite. Er ist nach dem Vorbild jenes energischen Feldherrn zugeschnitten, dem der General in den letzten Jahren unterstand, eine Combination von Schnurr- und Backenbart, und contrastirt seltsam mit seiner natürlichen Kopfbedeckung. Diese ist von einer großen, beinahe ängstlichen Dürftigkeit. Alle Haare sind durch die äußersten Zwangsmaßregeln zusammenberufen worden, um eine Art Kuppel über den kahl gewordenen Scheitel zu bilden, und treffen in der Mitte des Kopfes in einer Art Arkade, im Spitzbogenstyl gedacht, zusammen. Aber sie krönen dort, wie es scheint, nur den Sitz bescheidener Geisteskräfte, während die Kauorgane, von jenem mächtigen Haynauschnurrbart beschattet, ganz wunderbar präponderiren.

Gegen Abend war die ganze Gesellschaft im Kastanienwäldchen versammelt und erwartete nur die letzten Gäste, um den Thee zu nehmen. In dem Pavillon an der Cascade stand der gedeckte Tisch und auf demselben der im Scheine zweier Lampen blinkende silberne Theekessel.

Der General war der Einzige und Erste, den ein immer treuer Appetit hingezogen hatte. Er unterhielt schon ganz ungenirt ein ziemlich lebhaftes Vorpostengefecht mit den kalten Speisen, welche seine Kampflust nicht ungestraft herausgefordert hatten.

Der Rest der Gesellschaft umstand im Halbkreis einen jungen Rittmeister und hörte einer Erzählung aus dem italienischen Feldzuge mit hohem Interesse zu. Der Rittmeister, Arthur Haldenried mit Namen, ein hochaufgeschossener junger Mann mit einem interessanten und intelligenten Kopfe, keck blickenden blauen Augen und langem blonden Schnurrbart, war einer der in Kraßnitz einquartierten Officiere und der erste seiner Kriegsgefährten, welcher sich einer Einladung bei dem Grafen zu erfreuen hatte. Er besaß gewissermaßen den Vorzug eines alten Bekannten durch den Umstand, daß er den



Grafen auf dessen Durchreise in Verona zur Besichtigung des dortigen, damals eben im Bau begriffenen befestigten Lagers als Dolmetsch begleitet hatte. Die Baronin drängte den jungen Mann durch immer erneuerte Fragen zur detaillirtesten Erzählung und markirte in starken Zügen das Interesse, das sie daran nahm. Endlich trat der Graf aus dem lauschenden Halbkreise einige Schritte heraus und rief einen alten Diener, der in einiger Entfernung stand, an.

„Auf ein Wort, Koß! Wo bleibt Doctor Schmey? Sollte er nicht kommen?"

„Gnädiger Herr," erwiderte der alte Koß, „ich will unter einem Vorwand zu Scheppkes hinabgehen und mich unterrichten. Zugesagt hat er es."

Doch ehe er mit seiner Rede zu Ende gekommen, erschien der Vermißte an der Ecke des Schloßflügels und — durch ein sonderbares Zusammentreffen — dicht hinter ihm, als ob er den compromittirten Schriftsteller escortire, der Bezirkshauptmann.

Aller Augen waren im Nu auf den Doctor gerichtet, theils aus Neugier, theils durch den Stachel mächtiger Vorurtheile, während man ihn doch äußerlich ganz zu ignoriren schien und Herrn von Rack mit affectirter Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit empfing. Nur der Graf machte eine Ausnahme und ging dem Redacteur, welcher im schwarzen Anzug, mit weißer Weste und Binde angethan, unter den obwaltenden Umständen in einer ihm ganz fremden Gesellschaft eine begreifliche Gêne empfinden mußte, sogleich entgegen.

„Herr Doctor," redete er ihn an, „wenn meine Einladung Sie befremdet haben sollte, so dürfen Sie es getrost auf die Rechnung Derer schreiben, die mir den Ruf übermäßiger politischer Intoleranz verschafft haben. Ich achte jede fremde Ueberzeugung, selbst wenn ich sie bekämpfen muß, besonders wenn dieselbe, wie in Ihrem Donaureich, mit so viel Talent und Erfolg aufzutreten vermag."

Schmey verbeugte sich stumm.

„Sie sehen," fuhr der Graf mit einem seltsamen Lächeln fort, „daß ich mich geflissentlich bei Ihnen auf den Standpunkt eines Gegners stelle und nicht auf den Ihres ehemaligen Guts-

herrn, welchen auch ein rein gemüthliches Interesse treiben konnte, sich ein Kraßnitzer Kind nach Jahren wieder anzusehen, welches sich aus den beengendsten Verhältnissen herausgearbeitet, um eine Rolle in der Welt zu spielen. Alles, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß die abgeschaffte patriarchalische Gerichtsbarkeit, gegen die Ihr Blatt so heftig gekämpft, noch in meinem Kopfe herumspuke."

Schmey beantwortete diese freundliche, eigentlich liberale und doch auch von Anmaßung nicht ganz freie Anrede unter Bücklingen mit der schmeichelhaftesten Anerkennung, aber bei aller erregten Eitelkeit leuchtete seinem praktischen Kopfe doch nicht ein, daß sich hinter der Liebenswürdigkeit des Grafen nicht irgend ein sachliches Interesse verstecken sollte.

Während des kurzen Gesprächs hatte die übrige Gesellschaft, von Cornelia geführt, im Pavillon Platz genommen. Frau von Wallhof hatte sich eiligst der Nachbarschaft des Rittmeisters versichert, zwischen sie und Comtesse Sophie hatte sich Herr von Rack gesetzt, gleichsam um gegen die Regungen seines noch immer verliebten Herzens einen moralischen Halt zur Hand zu haben. Neben der frommen Tante saß Cornelia, die die Hausfrau spielte; als ihr Grenznachbar hatte der alte General seine wohlabgerundete Gestalt bequem hingestreckt.

Als der Graf mit Schmey gleich darauf an den Tisch kam, schritt er sogleich zu einer einfachen Vorstellung, wobei er den Unbekannten nur kurzweg Doctor nannte, offenbar mit weisem Tact, um die feindlichen Elemente ringsum nicht durch eine nähere Bezeichnung aufzuregen. Allein es war zu spät. Herr von Rack hatte in der kurzen Pause Zeit genug gefunden, eine gedrängte biographische Skizze des Ankömmlings voranzuschicken, in welcher er dessen Thätigkeit vor und im Jahre Achtundvierzig mit raschen und genialen Strichen skizzirte, und war, wie sich von selbst versteht, so gefällig gewesen, seine israelitische Abstammung nicht zu übergehen.

Die Wirkung der Vorstellung war daher eine so frostige, wie wenn die Gesellschaft sich des Gastes schämte und ihn nur bis auf Weiteres dulden wolle. Kein Wunder, daß der compromittirte Redacteur Hals und Brust zusammengeschnürt fühlte und zaghaft, als wenn er einer Versammlung erbitterter



und von frischem Siege noch erhitzter Gegner beiwohnen müsse, nach einem der zwei freien Stühle zwischen dem General und dem Rittmeister griff, ungewiß, welchem von Beiden seine Nähe minder unangenehm sein könne. Endlich setzte er sich neben den General, während der Graf sich neben seiner Tochter niederließ.

Eine kurze, peinliche Stille trat ein, man hörte innerhalb dieser nur das Schlürfen der Gäste und das Geklapper der Tassen, bis Frau von Wallhof das Schweigen brach, indem sie ein offenbar abgebrochenes Gespräch mit dem Rittmeister fortsetzte.

Doctor Schmey hatte indessen von Cornelia auch eine Tasse Thee erhalten. Diese eigentlich selbstverständliche Sache hob seine gesunkene Stimmung. Er athmete endlich freier — er durfte eine menschliche Behandlung erwarten.

„Nicht wahr, Herr Rittmeister," ließ sich Frau von Wallhof vernehmen, „zehn Officiere liegen in Kraßnitz? Hab' ich Sie vorhin recht verstanden?"

„Zehn Officiere, zu dienen! Jedoch auch jene, die in der nächsten Umgebung einquartiert sind, mit eingeschlossen."

„Das ist prächtig! Da ließe sich ein Bal champêtre arrangiren! Was sagen Sie dazu, Cornelia?"

„An mir," erwiderte diese in ihrer ruhigen Art, „soll die Sache nicht scheitern."

Sie schlug die Augen nieder, um den Blicken Haldenried's zu entgehen, auf den ihre Schönheit einen großen Eindruck gemacht zu haben schien.

„Das war freilich eine unnütze Frage!" rief Frau von Wallhof, welcher bereits, von wilder Tanzlust ergriffen, alle Sinne schwanden. „Der Mensch hat kein höheres und unschuldigeres Vergnügen, als einen Ball. Und obwohl ich, in Folge einer überstrengen Erziehung, zur Eingezogenheit wie geschaffen bin und alle rauschenden Belustigungen hasse, so war ich doch von jeher auf Bälle wie besessen."

Diese halsbrecherische Antithese erregte eine solche Sensation, daß sich sogar der apathische General veranlaßt fand, eine Bemerkung zu machen.

„Aber, Baronin," sagte er mit dem gutmüthigsten Gesichte

von der Welt, „da haben's wieder mal was recht Dummes g'sagt!"

„Aber, Herr General —" rief die angegriffene Frau, von diesem Mangel an Galanterie betroffen, während die Anwesenden mehr oder minder lachten.

„Nein, nein," protestirte der General, „da hilft keine Einred'! Das war g'rad' so, wie wenn Einer sagte: Mir ist das Trinken so z'wider, daß ich alle Abend' mit einem Rausch in's Bett geh'! Gerad' so ist's!"

Die Baronin wollte die Ehre ihrer Logik vertheidigen, der General ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Nein," rief er gereizt, „da kommen's mit mir nicht auf! Was mir einmal nicht in den Kopf will, das kann nicht richtig sein, das kann nun und nimmermehr richtig sein!"

„Nun, Sie sind als Streiter und Rechthaber bekannt," erwiderte die Baronin, gute Miene zum bösen Spiel machend. „Uebrigens sind wir von der Sache abgekommen. Und wenn Ihnen, was ich sage, nicht gefällt, so muß ich Ihnen darauf erwidern, daß ich es für recht unartig halte, die Leute durch Seitensprünge aus dem Text zu bringen."

„Jetzt muß ich interveniren!" mischte sich der Graf hinein. „Frieden zwischen den Parteien! Ich stelle Schloß und Park den Herrschaften zur Verfügung, um einen Ball zu Stande zu bringen, und ermächtige den Herrn Rittmeister, für eine hinreichende Zahl von Tänzern zu sorgen."

„Ich sage immer," rief Frau von Wallhof mit glühenden Dankesblicken, „das es keinen liebenswürdigeren Mann und Wirth giebt, als unsern herrlichen Thieboldsegg! Herr Rittmeister, in der nächsten Woche muß der Bal champêtre stattfinden!"

„Ich sollte denken, liebe Wallhof," meinte Gräfin Sophie, „Sie müßten sich noch von Ihrem Wiener Carneval angegriffen fühlen. Nach dem, was Sie mir erzählt haben —"

„Mon Dieu, der Winter war verhältnißmäßig still!" erwiderte Frau von Wallhof. „Die Zeitverhältnisse waren nicht danach angethan, das Vergnügen aufkommen zu lassen. Dagegen haben wir in Meran famose kleine Bälle gehabt."

„Baronin sind in diesem Sommer in Meran gewesen?" fragte der junge Krieger.

„Leider, leider!“ seufzte die Wallhof mit schnell sich verändernden Zügen. „Meine Gesundheit — ich habe eine Molkenkur brauchen müssen —“

Diese Behauptung erregte bei Allen, besonders aber bei den Herren, deren Augen längst die fast schon polizeiwidrig üppigen Formen der Baronin prüfend gemessen, ein unermeßliches Erstaunen.

„Eine Molkenkur?“ rief der Rittmeister. „Bei Ihrem unvergleichlichen Aussehen?“

„Wenn Sie mich gesehen hätten, als ich im Mai hinkam“ — sagte die Wallhof, im Kreis auf die Gesellschaft blickend, „ich war abgezehrt, — nicht zu kennen —“

Sie hielt ein bischen inne, denn die Mienen der Zuhörer schienen durch diese merkwürdige Behauptung völlig alterirt; allein was für Andere eine Warnung gewesen wäre, sich zu mäßigen, übte von jeher auf Frau von Wallhof eine verkehrte Wirkung. Sie hatte die Gewohnheit, Hyperbeln durch Hyperbeln glaubhaft machen zu wollen.

„Ich war nicht mehr zu kennen,“ sagte sie, „ich war ein Skelett geworden! Sie können sich einen Begriff von meinem Zustande machen, wenn ich Ihnen sage, daß der Arzt mich nicht in Behandlung nehmen wollte, wahrscheinlich weil er mich für aufgegeben von den Wiener Aerzten hielt und fürchtete, daß ich in Meran sterben könnte. Aber nach drei Tagen schon, — Gott, welche Veränderung! O, diese Luft von Meran! Balsam, Lebenselixir, die beste Arzenei. Nach drei Tagen schon fühlte ich mich beinahe gesund, wenn ich auch noch blaß und sehr abgespannt war — und konnte eine Bergpartie mitmachen — auf den — Gott, wie heißt doch der Berg, wo man die Aussicht auf zwanzig Schlösser hat —“

„Der Zenoberg —“ sagte Schmey, froh, endlich eine Bemerkung einfließen lassen zu können.

„Allerdings, der Zenoberg!“ rief die Baronin. „Ich war die Einzige, die auf dem Gipfel unermüdet ankam! Nein, diese Luft von Meran —“

„Allerdings eine wunderbare Luft, wenn sie Sie von einem Skelett so hergestellt hat!“ versetzte Gräfin Sophie ironisch, während der Graf sein Lächeln über die eben vernom-

menen Widersprüche hinter seinem Taschentuch verbergen mußte und der alte General losbrach:

„Da begreif' ich nicht, wie nicht Jeder, der's Geld dazu hat, nach Meran geht!"

„Ja, es ist ein merkwürdiger Ort!" fuhr Frau von Wallhof fort. „Man braucht nur die dortigen Einwohner anzusehen, wie kräftig die sind! Krankheiten sind dort fast unbekannt und Niemand stirbt vor dem siebzigsten oder achtzigsten Jahre. Der Großvater des Amtmanns, bei dem ich wohnte, soll sich noch im fünfundachtzigsten Jahre zum vierten Male verheirathet haben! Im neunzigsten Jahre wurde ihm noch ein Kind geboren, und dann lebte er noch, Gott weiß wie viele Jahre im vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte."

„Dieser Mann," bemerkte der Graf, „war ja der moderne Methusalem!"

„Daß ihm mit neunzig Jahren a Kind geboren worden ist, wenn er a junge Frau g'habt hat," sagte der General, „darin seh' i nix Wunderbares!"

„Aber erklären Sie mir, liebe Wallhof," fragte die Gräfin Sophie mit spöttischer Miene, „wie kam es denn, daß die drei ersten Frauen dieses wunderbaren Greises alle so jung starben? Wenn die Leute dort ein so hohes Alter erreichen, sollten auch diese —"

„Das ist auch mir räthselhaft!" erwiderte die Baronin, von dieser so einfachen Frage um alle Geistesgegenwart gebracht, ganz verlegen. Aber der Graf kam ihr schon mit ironischer Miene zu Hülfe; er erwiderte mit spöttischem Lächeln: „Nichts ist leichter zu beantworten! Vermuthlich hatten diese Frauen die Gewohnheit, häufig Reisen zu machen, um ihre Verwandten zu besuchen. Sie wurden Opfer der Luftveränderung. Das ist klar!"

Die fromme Gräfin lächelte boshaft, der General schüttelte sich und Frau von Wallhof merkte endlich, daß man sich das Wort gegeben, sich über sie zu moquiren. Ihr heftigster Zorn richtete sich auf die fromme Gräfin, — denn Männern konnte sie nie ernstlich gram werden — und sie bereitete sich im Stillen zu einem Ausfall vor. Aber — wie denn ihre Ge-

danken in ewiger Unruhe und Bewegung waren, verfielen sie plötzlich auf etwas ganz Fernliegendes.

„Mein Gott!“ sagte sie — ihre Mienen veränderten sich, sie wurde bleich — „wir haben vorhin vom Ball gesprochen — ich bin doch leichtsinnig, wie ein junges Mädchen — ich habe alle meine Ballkleider in Wien gelassen!“

„Aber, liebe Wallhof!“ rief Gräfin Sophie. „Hier auf dem Lande — ein **Bal champêtre** — Sie legen doch solchen Nebensachen eine Wichtigkeit bei — Es ist gewiß eine glückliche Zeit, in welcher uns das Spielzeug Alles ist und sich alle Gedanken um die Kinderpuppe drehen — nur passen solche Tändeleien für die Enkelin, nicht aber für die Großmama!“

Diese Worte wirkten wie ein Geschoß. Frau von Wallhof lehnte sich, wie tödtlich getroffen, auf den Stuhl, denn die Indiscretion, dem Rittmeister, in welchem sie bereits einen Anbeter gefunden zu haben glaubte, zu enthüllen, daß sie bereits eine mit einem Töchterchen gesegnete Tochter habe, konnte nur aus der grimmigen Absicht hervorgehen, das aufsprießende Liebesverhältniß im Keime zu knicken. Furchtbare Rache kochte in ihrer Brust, aber sie hielt es für klug, vom Thema abzulenken und sich vorerst mit einem leichten Gegenschlage zu begnügen.

„Hm,“ sagte sie, sich emporrichtend. „Wie Sie Toiletten verachten! Vor zwei Jahren, liebe Sophie, haben Sie sich auch noch nicht so nonnenhaft getragen.“

„Das Kleid macht nicht die Nonne!“ versetzte die Gräfin mit sanftem Tone und wuthblitzenden Blicken. „Ebensowenig macht uns Crèpe und Mousseline wieder jung —“

„Hören's, liebe Sophie,“ mischte sich der alte General in seiner urnaiven Weise hinein, „da hat die Wallhof Recht, wenn sie sagt, daß Sie vor Jahren eine Andere gewesen. Da waren Sie auch nicht so viel in der Kirch'n. Wo der Holubina war, da sind Sie auch g'steckt — und das war kein Frommer — dem hat das Beten und die Litanei nicht viel Zeit wegg'nommen!“

Die Rede des Generals, der ein Privilegium besaß, Derbheiten zu sagen, erregte hämische Heiterkeit, aber Niemandem kam sie so gelegen, wie der Baronin. Sie hätte den alten Haudegen küssen mögen.



„Greifenstein! Sie sind immer der liebenswürdige Spaßvogel!" rief sie freudebebend. „Und nun auf unsern Ball zurückzukommen, kündige ich Ihnen an, daß ich Sie zur ersten Tour abholen und, wenn ich einen Korb erhalte, gleich, im Ballkleid wie ich bin, abreisen werde."

„Nun," erwiderte der alte General, „da können's im Voraus einpacken und Ihre Kisten auf die Post schicken! Ich hab' in Ungarn so viel tanzen müssen, daß ich es noch immer in allen Knochen spür'. An die letzte Polka bei Temesvár werd' ich zeitlebens denken!"

„Die armen, armen Soldaten!" rief Frau von Wallhof mit einem beredten Blick auf den Rittmeister, der ihm einen ganzen Himmel öffnen sollte.

„Hu! Hu!" schüttelte sich Comtesse Sophie, zu Herrn von Rack gewendet. „Das war eine wüste Zeit! Die Sprachenverwirrung beim Thurmbau zu Babel fiel mit der Sündfluth zur Strafe der gottverlassenen Menschheit zusammen!"

„Man spricht immer nur von den Strapazen der Soldaten," sagte Herr von Rack. „Ja, sie waren riesig, blutig, über alles Maß! Wer aber denkt daran, daß wir, die wir eigentlich auch Soldaten, Soldaten der inneren Ordnung sind, daß auch wir Tag und Nacht auf dem Marsche waren und noch sein müssen, und mit der Privatrache und der Wuth des niedrigsten Pöbels gekämpft haben und noch kämpfen! Dem Polizeimann flicht die Mitwelt keine Kränze, und das Gefühl, seine Pflicht in aller Bescheidenheit erfüllt zu haben, muß ihm genügen! Meine Herrschaften, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich zehnmal in Lebensgefahr geschwebt habe, kleiner Schabernacke nicht zu gedenken! Zum Beispiel, wie oft mir die Fenster eingeschlagen, der Hut des Abends angetrieben, ja, wie oft mir Steine nachgeworfen worden sind! Ein solcher Undank schmerzt, wenn man fühlt, daß man immer nur das allgemeine Beste im Auge gehabt hat! Aber" er erhob sich kühn und mit herkulischer Attitüde, „aller Terrorismus der Straße hat es nicht vermocht, mich je zu beugen, und ich kann mich mit Stolz darauf berufen, daß ich, an so vielen Stationen ich auch gedient, nirgendwo bei den Massen populär gewesen bin!"

Während die Gesellschaft bei dieser Expectoration, die mit

vielem Beifall aufgenommen wurde, kurz verweilte, fanden sich zwei der Anwesenden zu seltsamer Reflexion veranlaßt, zwei sehr verschiedene Menschen, die aber manche Vergleichungspunkte gemeinsam hatten: nämlich der Rittmeister und Doctor Schmey. Beide befanden sich zum ersten Mal in einer so hocharistokratischen Gesellschaft und fanden sich durch den darin herrschenden Ton, die fraubasenhafte Weltauffassung und die so zu sagen anstandslose Bitterkeit der weiblichen Scharmützel sehr getäuscht. Bei Doctor Schmey gesellte sich noch ein eigenes Mißbehagen hinzu. Wußte er eigentlich nicht, was er sollte, so mußten ihn die politischen Gesinnungen, die hier von Zeit zu Zeit ihren Ausdruck fanden, wie für ihn bestimmte Nadelstiche berühren, besonders seitdem sich das Gespräch auf die revolutionären Ereignisse der letzten Jahre so unverhofft geworfen hatte.

Auch hatte er wohl vernommen, was von Rack, während der alte General gesprochen, seiner frommen Nachbarin zugeflüstert und was diese geantwortet hatte. „Wie kommt der Mensch eigentlich her?“ hatte er gefragt. „Der gehört ohne Widerrede nach Josephsstadt oder Kufstein.“ — „Zum mindesten gehört er in's Ghetto!“ hatte die Antwort gelautet. Schmey war von Reue ergriffen, sich in den Burghof der Thieboldsegg gewagt zu haben, aber er sollte dies Gefühl noch bitterer empfinden...

„Und den ganzen Spectakel,“ ergriff der General das Wort, „wer hat ihn angerichtet? Niemand Anderer als die Polen, die Juden und die vermaledeiten Federfuchser! Das Volk ist gut, das Volk ist brav! Es will Nichts und ist mit Allem zufrieden!“

„Da muß ich bitten!“ erhob Frau von Wallhof lebhaft Protest. „Das Volk ist in solchen Zeiten wie umgewechselt! Ich brauche nur an meine Abreise von Wien in der Octoberwoche zu denken! Ich fuhr, blos von meiner Kammerjungfer begleitet, zur Mariahilfer-Vorstadt hinaus. Wenige Schritte vor der Linie stürzt ein bewaffneter Haufen heran, hält meine Pferde an und umringt den Wagen. Das ist eine Spionin, eine Aristokratin, die trägt Papiere zum Jellacic!“ brüllte es wild durcheinander. Ich zitterte an allen Gliedern und hatte den Tod vor Augen. Da, um mein Entsetzen voll zu machen, kommt ein Nationalgardist herbeigestürzt, eine unheimliche, bärenmäßige Gestalt,

und drängt sich durch den Haufen auf mich zu. Da verließen mich die Sinne, Gott weiß, wann ich wieder erwachte! Als ich die Augen aufschlug, war der Haufen auseinander gegangen, nur der Nationalgardist stand noch am Wagenschlag und hielt meine Reisetasche in der Hand, die er visitirt hatte, ohne compromittirende Papiere zu finden, aber auch ohne meinem Reisegeld, an dem Allen wohl am meisten gelegen sein mochte, auf die Spur gekommen zu sein. Das hatte ich vorsichtig in meine Unterkleider eingenäht. Dann erst ließ er mich mit einigen nichtssagenden Redensarten zur Stadt hinausfahren!"

„Meine Herrschaften," ergriff Doctor Schmey, dem eine auffallende Aufregung in den Augen und in den Händen spielte, sich erhebend das Wort, „ich fühle mich verpflichtet, eine Erläuterung zur Ehrenrettung des Nationalgardisten, der in der Erzählung der Frau Baronin eine Rolle spielt, zu geben. Ich verwahre mich gegen jeden Vorwurf, der gnädigen Frau Entstellung der Thatsache zur Last legen zu wollen, da übergroße Furcht bei den zarten Nerven einer Dame jede Unrichtigkeit der Wahrnehmung in der Schilderuug erklären und entschuldigen kann. Der Nationalgardist war Ihnen zu Hülfe gekommen und hatte die Reisetasche aufgehoben, welche Ihnen während Ihrer Ohnmacht entfallen war. Er hatte ihren Inhalt nicht durchsucht, am allerwenigsten, um darin Geld zu finden. Das Schloß blieb unversehrt und auch Ihrer Person ist kein Leid geschehen. Für die Wahrheit der Erklärung bürge ich, denn dieser unheimliche, bärenmäßige Nationalgardist bin ich selbst gewesen!"

Die Sensation, welche diese Worte hervorriefen, war mächtig, aber sie schlug schließlich in ein allgemeines Gelächter um, denn die Beschreibung des entsetzlichen Gardisten, mit dem schmächtigen Aussehen des Redacteurs verglichen, gab einen komischen Maßstab ab, um die ganze Phantasiefülle und Uebertreibungskunst der Baronin zu würdigen. Sie war die Einzige, welche nicht mitlachte, sondern wie niedergedonnert dasaß, bis sich ihre elastische Natur wieder ermannte, um Worte der Entschuldigung zu finden. Sie war harmlos und unfähig, wissentlich Jemandem Unrecht zu thun, und nahm somit nicht zu neuen Lügen Zuflucht.

Schmey aber bedauerte beinahe, nicht geschwiegen zu haben, denn die Erinnerung an seine Betheiligung und Thätigkeit in Aufruhrszeiten schien ihm in diesen Kreisen unvortheilhaft. Er hatte nur nothgedrungen das Wort ergriffen, weil er in seiner Verstimmung die Erzählung der Frau von Wallhof für eine feindselige Anspielung auf seine ihr vielleicht wohlbekannte Person gehalten.

Dieser Knalleffect der abendlichen Unterhaltung hatte aber die ganze Gesellschaft von ihren Sitzen aufgestört. Die Gräfin ging die Erste am Arme des Bezirkshauptmanns bei Seite, während der Rittmeister mit den übrigen Damen die Frische der Nachtluft im Garten aufsuchte.

Der Graf, der mit Doctor Schmey zurückgeblieben war, hatte sich inzwischen zu dem Letzteren gesetzt und eine Unterhaltung angesponnen, in welcher sie von dem in Schlummer gesunkenen General kaum gestört werden konnten.

„Wie lange bleiben Sie?" fragte der Graf.

„Nicht lange, Excellenz. Unser Journal ist, wie Ihnen bekannt sein dürfte, suspendirt, und ich mache mir keine Illusionen, daß dasselbe auf die Dauer weiter erscheinen könne. Ich habe meine publicistische Laufbahn in Blättern des Auslandes begonnen und befreunde mich mit dem Gedanken, dieselbe in einem freiwilligen Exil von Neuem aufzunehmen."

„Sie dürften doch irren, wenn Sie glauben, in Deutschland einen Boden dafür wie vor dem Jahre Achtundvierzig zu finden. Die Krise, in welcher wir stehen, ist eine europäische, und einem Manne wie Ihnen brauche ich nicht auseinanderzusetzen, daß die Regierungen gegen den Umsturz fortan solidarisch arbeiten. Die Zeit eingeschmuggelter Journale ist für immer vorüber, und die bei uns erscheinenden Blätter werden Correspondenzen von ordnungsfeindlicher Tendenz nicht aufnehmen. Oder sollten Sie sich täuschen und glauben, daß die gegenwärtigen Zustände sich wieder lockern und den alten Agitationen wieder Spielraum lassen werden? Dann würden Sie die tiefe, wahrhaft radicale Umkehr zu den Principien, auf welchen die moderne Gesellschaft allein beruhen kann, vollständig verkennen und die Bedeutung der Niederlage, welche phantastische Doctrinen erlitten, zu niedrig anschlagen.

Unsere Generation zum wenigsten wird vor dem Handstreich der Bewegungspartei gesichert sein! Sie, Herr Doctor, würden über solche Erwartung zum Greise werden, der sich die Brachlegung seines Talents zum Vorwurf machen und ein weggeworfenes Leben beklagen müßte!"

„Excellenz," erwiderte Schmey, „es wäre Großthuerei von mir, wenn ich den tiefen Eindruck, den Ihre Worte auf mich gemacht haben, leugnen wollte, während die ganze Last der Enttäuschung und das ganze Gewicht einer welthistorischen Situation auf mich und auf uns Alle, die wir eine Partei waren, einen grausamen Druck ausübt. Was mich betrifft, so habe ich mir meinen Weg kaum noch klar vorgezeichnet. Ich komme mir wie der Soldat einer besiegten Armee vor, ich weiß nur, daß ich capituliren und die Waffen auf Gnade und Ungnade ausliefern muß, nicht aber, was ich, in Freiheit gesetzt, treiben werde. Wenn ich an die zwei vergangenen Jahre zurückdenke, schwindelt mir und wird mir wüst zu Muthe, so zwar, daß ich an meinen Ueberzeugungen irre werde, weil ich es an den Menschen und Völkern geworden."

„Umgekehrt, Herr Doctor," sprach der Graf. „Sie und Ihre Partei haben die Völker mißverstanden und verkannt und ihren eigenen Doctrinen blinden Glauben geschenkt! Die Völker haben zuletzt immer den Instinct ihrer Interessen... Wenn die Doctrinen etwas getaugt hätten, so wären sie von den Völkern acceptirt worden, und wir, jetzt die Sieger, wären die Gefangenen. In der Politik ist der Erfolg der Sieg; Alles, was zu diesem führt, ist gut, richtig, einzig praktisch; was diesen vereitelt, thöricht, falsch, verderblich, denn die bei den Demokraten so arg verschrieene Waffe entscheidet in letzter Instanz eine edle, wie eine unedle Sache. Sehen Sie die Geschichte an, aus ihr sieht man, wie es in der Welt geht, während die Theorie ihr Ideal in die Luft baut und zeigen will, wie es in der Welt gehen könnte, wenn diese anders wäre. Da steckt der Wahn. Die Institutionen werden für die Menschen gemacht und die Menschen sind nicht für beliebige Institutionen da. Der Zaum ist erfunden worden, nachdem das Pferd da war, existirte aber noch nicht, als man ausging, ein Thier zu suchen, dem er passen könnte. So ist auch

der Zaum erfunden worden, nachdem man gesehen, daß die Völker dessen bedürfen, und wer sich, wie die Ritter der modernen Humanität, nur einfallen läßt, diesen nothwendigen Apparat aus sentimentaler Großmuth zu lockern oder gar abzuschaffen, der wird aus dem Sattel in den Staub geworfen."

„Ich darf kaum etwas einwenden," entgegnete der Doctor nachdenklich und niedergedrückt, „denn es stünde dem Geschlagenen schlecht an, auf dem blutigen Schlachtfelde mit dem Sieger über die Kriegskunst zu debattiren. Ich —"

Er sprang empor und ging, sich mit der Hand auf der Stirn herumfahrend, auf und ab. Eine kleine Pause trat ein.

„Sie sehen," hob der Graf wieder an, „daß Sie mir Interesse einflößen. Es thäte mir leid, Ihre Fähigkeiten verloren gehen zu sehen, und ich hätte Lust, etwas für Sie zu thun."

„Excellenz —" murmelte der Redacteur überrascht und gerührt, während der Graf wieder fortfuhr:

„Ein Schlag, und Ihr Journal ist nicht mehr! Unsere Politik ist aber nicht blinde Gewalt, die drauf losschlägt, wenn ein Keim an einem im Wege unbequem liegenden Gegenstande noch zu brauchen oder zu retten ist. Lassen Sie den Wahn fahren, daß wir die Unterdrücker der Völker spielen wollen, sondern seien Sie überzeugt, daß das Gemeinwohl unser Programm ist. Gehören Sie zu Denjenigen, deren politische Illusionen schon heute abgethan sind, und gehen Sie der Gefahr nicht auf's Neue entgegen, indem Sie der Zeit eine falsche Diagnose stellen. Sehen Sie die Franzosen an, eine leicht entzündliche Nation, welche mit einem pikanten Epigramm, mit einer phantasievollen Phrase zu einer welthistorischen Action aufzustacheln ist, dennoch aber ihren Schwerpunkt nicht zu verändern vermag, nicht aus Mangel an heroischer Thatkraft, sondern weil die utopische Aufgabe nicht zu lösen ist. Ich weiß, daß Viele, von der Niederlage unbekehrt, noch jetzt mit verwundeten Köpfen und gefesselten Händen nach diesem Feuerherde der Freiheit blicken... Die Thoren! Frankreich wird nicht die Feinde seiner Scheinrepublik zermalmen, sondern im Gegentheil sie feiern oder gar krönen. Warum denn also sein Leben und sein Talent in einen Schmollwinkel stellen, oder bei-

des zur Fortführung eines Processes einsetzen, welcher die verursachten Kosten nicht deckt? Begeben Sie sich lieber in die Reihen einer Regierung, welche durch eine fast tausendjährige Existenz glorreich bewiesen, daß sie den Pulsschlag der Zeit zu berechnen und die Kunst zu herrschen versteht. Erstaunen, erschrecken Sie nicht! Ich will Ihrer Ehre nicht nahe treten, ich will Sie nicht bestechen, nicht kaufen! Ich will nur Ihr Talent retten, für ein lebensfähiges Werk retten, und mit Ihrer Hülfe die Leute, welche bisher sich ihr Orakel aus Ihrem Blatte holten, langsam und mit der Zeit zu den heilsamen Principien unserer Regierungsdoctrin herüberführen."

Dieser politische Sirenengesang machte auf Schmey einen tiefen Eindruck und stahl sich um so glatter in sein Herz, je größer der Contrast zu den betäubenden Wellenschlägen der sturmvollen Situation war. Muthlos, mit den trübsten Aussichten, in der Gefahr, seine Feder zu ewiger Unthätigkeit verurtheilt zu sehen, war er zu der ihm unerklärlichen Einladung in's Schloß gekommen und sollte hier plötzlich Athem und Muth schöpfen und durch die Perspective, es zum Chef eines officiösen Blattes zu bringen, die glücklichste Chance einer einflußreichen socialen Stellung mit dem glänzenden Gefolge ihrer Vortheile nach Hause mitnehmen!

„Excellenz!" rief er in großer Aufregung, deren Natur der Graf seinem Vorschlage günstig deutete, „ich bitte um Bedenkzeit! Ich brauche Nachdenken, Ueberlegungen! Ich kann so schnell nicht ermessen, ob meine Ueberzeugungen sich Ihrer staatsmännischen Ueberlegenheit unterordnen, oder von dem bestechenden Wohlwollen, welches so unerwartet auf mich einstürmt, gefangen genommen worden sind."

Sie wurden von der herbeikommenden Gesellschaft, welche auseinander zu gehen Lust hatte, unterbrochen.

Der Graf hatte auch nur Zeit, halblaut zu Schmey zu sagen:

„Ueberlegen Sie! Das Weitere steht in Ihrer Hand."

Auch der alte General war bei dem entstandenen Tumulte erwacht und erhob sich.

„Ich hab' einen schrecklichen Traum g'habt," sagte er. „Mir steht noch der Schweiß auf der Stirn. Mir hat geträumt, daß



ich über'n Zapfenstreich ausg'blieben und aus Furcht vor der Straf' desertirt bin. Weiß der Teufel, wie mir eine so verrukte freisinnige Idee in den Schädel hereinkommt!"

Fünftes Kapitel.

Worin Pläne über Nacht reifen.

Als Doctor Schmey aus der Soiree beim Grafen zurückkehrte, war schon längst Alles im Hause in Schlaf versunken. Nur das Nachtlicht, das vorsichtshalber auf die Treppe gestellt worden war, erwartete den späten Gast. Leise, auf den Fußspitzen auftretend, gelangte er in sein im oberen Stockwerk gelegenes, mit dem ganzen Luxus der Familie Scheppkes ausgestattetes Zimmer.

Er war in einer maßlosen Aufregung. Alle Pulse klopften, das Herz schlug vernehmbar. Er riß den Fensterflügel auf und setzte sich auf einen Stuhl, um von der frischen, thauigen Nachtluft Beruhigung für seine tanzenden Nerven zu holen. Starke, überraschende Eindrücke, welche sich noch immer nicht niedergeschlagen hatten, um von der beherrschenden Macht der Reflexion geordnet zu werden, wühlten in ihm bunt durcheinander. Noch am Nachmittag hatte er sich durch die seinem Journal drohende Gefahr in seinem Wirken, in seiner Laufbahn überhaupt aufgehalten, um seine materielle und geistige Existenz beinahe gebracht gesehen. Abgesehen von den Ansprüchen, die ein Mann in seinem Ater auf Stellung und Haltung in der Gesellschaft macht, war er einer von Jenen, welche in der Journalistik aufgehen und in diesem verzehrenden Element alles Genügen finden. Er war rührig, behend, immer voran, immer kampffertig — er war Nichts, wenn er sein Blatt verloren geben mußte und sah, ohne seinen Geist besonders schärfen zu müssen, daß dasselbe, wenn es auch den gegenwärtigen Schlag überleben sollte, doch in kurzer Zeit von dem jetzt wehenden politischen Winde hinweggeblasen werden würde.

Da kam die Einladung in's Schloß, der Antrag des Grafen, so unverhofft, so verblüffend, so fabelhaft! Sein politischer Feind, dem er noch kurz zuvor den Fehdehandschuh trotzig hingeworfen, bot ihm die Hand und wollte ihm die Ringbahn wieder eröffnen, auf welcher er Ansehen, Einfluß, vielleicht Reichthum erkämpfen könne. Er war ein Retter in der Noth — er war aber auch ein Versucher! Schmey täuschte sich darüber nicht. Er war zu weltkundig, zu verständnißvoll für die Interessen, die die Menschen bewegen, um sich durch die liberalen Phrasen des Grafen über den Kern der an ihn gestellten Forderungen irre führen zu lassen. Er war sich darüber vollkommen klar, daß er die Regierung auf ihren geheimnißvollen Wegen zu begleiten haben werde, wenn er auch noch nicht ahnen konnte, wie unendlich weit er sich von den Ideen, die er bis zum heutigen Tage verfochten, werde entfernen müssen. Das Bewußtsein der Untreue hatte er doch schon und mußte sich, von der Wucht der Thatsachen gebeugt, sagen, daß in stürmischen Perioden nicht nur die Kronen, sondern auch Reformmänner Zugeständnisse machen müßten. Es mag ununtersucht bleiben, welche Sophistik in diesem Ausspruche lag und welche Gewalt der geköderte Egoismus der Logik dieser fieberischen, nächtlichen Ueberlegung anthat.

Dieser Conflict der Ueberzeugung und des persönlichen Interesses war ihm ganz neu und kostete ihn manchen Schweißtropfen, als er schwer kämpfend im Zimmer auf und ab ging, während im Nebenzimmer sein Reisegefährte in den gesundesten Schlaf versenkt, mit seiner löwenstarken Lunge durch alle Register störend laut schnarrchte.

Stunden vergingen, der Graf siegte über ihn. Nach langem Schwanken war er entschlossen, und einmal auf diesem Boden festen Fuß fassend, hörte er nur den Schmeichelton des Ehrgeizes und sah nur die Hesperidenfrüchte, die ihm auf dem neuen Pfade in den Schooß fallen sollten, so daß er plötzlich über seine politische Wandlung leichteren Sinnes und mit lachendem Herzen dachte.

„Welches Verbrechen begehe ich denn!“ rief es in ihm. „Ich gehe von der Opposition zur Ministerbank über. Ich höre auf abstracter Schriftsteller zu sein und werde Diplomat, Staats-

mann! Wo steckt da der Verrath? Jede That ist begrenzt, jede Idee schrumpft in der Ausführung zusammen, die wilde Journalistik schafft nichts, sie kitzelt nur, sie treibt; es ist ein Wendepunkt, den mir der Himmel bietet. Ich trete aus den politischen Flegeljahren in's Mannesalter!"

Er war mit sich fertig, er wäre vor Freude hoch aufgesprungen, wenn nicht etwas im Innern ihn gedrückt hätte. Es war kein neuerwachter Gewissensbiß, der Gesinnung entsprossen, es war ein rein äußeres Hinderniß, das ihm den Weg in's andere Lager zu versperren schien...

Schmey war wohl die Seele seines Journals, aber nicht dessen Herr. Ein reicher Wiener Rentier war der Eigenthümer. Dieser producirte selbst nichts, bewachte aber eifersüchtig wie ein Mohr das radicale Programm der Zeitung. Schmey wußte, daß jener Mann lieber das ganze Capital des Unternehmens in die Schanze schlagen und das Blatt unter dem Henkerbeil der Censur enden lassen würde, ehe er sich entschlösse, von dem Boden der damals in Oesterreich formell noch immer zu Recht bestehenden Reichsverfassung ein Haar breit preiszugeben.

Wie nun frei verfügende Hand bekommen? Das war eine neue, dornenvolle Frage...

Der Eigenthümer, der seit langer Zeit die Sterbestunde seiner Zeitung von Tag zu Tag erwartete, hatte schon längst den Wunsch geäußert, von den Lesern ehrenvollen Abschied zu nehmen und das Blatt zu verkaufen, oder wenn sich kein Käufer fände, es zu Grunde gehen zu lassen.

„Wie," dachte Schmey, „wenn ich mich hinter Arnold Stropp steckte und das Blatt kaufte? Er thut mir die Gefälligkeit, aber den nervus rerum, das Geld, muß ich haben. Mehr als den Namen vorschießen, wird mir die Freundschaft dieses kalten Speculanten nicht! Möglich, wahrscheinlich, daß Thieboldsegg auch da einschritte — doch pfui! — streckt er Geld vor, sinke ich zum Lohnschreiber herab, zu seinem Werkzeuge, das er morgen wegwerfen kann! Ich würde sein Leibeigener. Ich muß — ich sollte der Besitzer sein!"

Abermals schweres Kopfzerbrechen. — Der Morgen begann schon am Himmel zu grauen.

„Halt!" rief er plötzlich. Eine leuchtende Idee zuckte in

seinem Gehirn empor. „Wenn ich Sarah heirathete? Sie ist das einzige Kind, ihr Vater hat Geld, sie scheint mir, wenn mich meine Eitelkeit nicht täuscht, entgegenzukommen. Sie ist nicht schön — aber hinweg, poetische Träume, hinweg ihr Ideale, lebt wohl, ihr schönen Hedwigs, für immer! — Ich kann von Glück sprechen, wenn der Vater mir sie giebt. Schön ist sie nicht, aber was thut das? Sie hat einige Bildung, viel Bildung. Sie hat Anlagen, Liebe für geistige Interessen, und in der That, sie hat gestern Mancherlei gesprochen, was einer Stadtdame Ehre machen würde. Ich will den Versuch wagen! So entgehe ich der Dürftigkeit, die ich so lange gekostet und begründe mir eine Stellung im höchsten Kreise der Menschen! Und ich sollte mich bedenken? Ich, splitternackt in die Welt gesetzt, der Sohn eines Tröbeljuden? Ich will Sarah heirathen!"

Nachdem er eine Zeit lang grübelnd dagesessen und zum Abschluß gekommen war, warf er sich abgespannt, übernächtig auf das Bett, in welchem er sich noch lange von einer Seite auf die andere warf, bis er einschlief. Es war fünf Uhr Morgens geworden...

Schon um Sieben war Vater Scheppkes, vor Neugier brennend etwas über Schmey's Empfang beim Grafen zu hören, an die Thüre gekommen. Da er aber keinen Laut vernahm, kehrte er in den Garten zurück, wo seine Familie mit Philipp Stropp beisammen war.

„Er schläft!" sagte er. „Er schläft — man kann sagen, auf seinen Lorbeeren! Ich habe mit der Thüre geklappert und mehrmals ein bischen gehustet — er hat mich nicht gehört!"

„Er muß in der That spät nach Hause gekommen sein," sagte Stropp. „Ich habe ihn nicht kommen gehört und war doch sicherlich bis gegen Mitternacht wach."

„Wenn er so lange geblieben ist beim Excellenz-Grafen," sagte der Alte, „so ist's ein Zeichen, daß er sich gut unterhalten! Gott, was hätte ich darum gegeben, unsichtbar dabei gegenwärtig zu sein, meinetwegen als ein Mäuslein! Ich sage Ihnen, Herr Stropp, der hat sich kein Blatt vor den Mund genommen, der hat, couragirt wie er ist, mit seinen Meinungen

nicht zurückgehalten, und da hat der Graf sicherlich Ansichten zu hören bekommen, die ihm noch nie gesagt worden sind!"

„Ob doch die Comtesse Cornelia schon etwas vom Doctor gelesen haben mag?" fragte die Mutter.

„Wie kannst Du nur so fragen!" rief Sarah. „Die Comtesse ist ja ein hochgebildetes Mädchen, und wenn sie nicht selbst an solchen Dingen Antheil nähme, ihre Gesellschafterin, die Frau Hassenfeld, würde sie gewiß darauf aufmerksam gemacht haben. Ich versichere Dich, der Doctor wird noch heute berauscht sein von allen Complimenten, die ihm die Comtesse gemacht hat!"

„Da scheinen Sie mir doch eine nicht ganz richtige Ansicht von unserer Aristokratie zu haben," bemerkte Stropp. „Sie ignorirt am liebsten vollständig, was von liberaler Seite geschrieben wird. Geht sie an's Lesen, so geschieht dies aus Muß, aber selbst die größte Popularität wird einer echten Aristokratin kein aufrichtiges Lob eines freisinnigen Schriftstellers entwinden."

„Sie können Recht haben," erwiderte Sarah, „und es kann eigentlich auch nicht anders sein. Die Schriftstellerfeder ist der geborene Gegner der Turnierlanze! Indeß," setzte sie nach einer Pause hinzu, während ihr ganzes Gesicht im Strahl der Begeisterung leuchtete, „unser Doctor kann dadurch nicht an Ehre gewinnen, wenn die Comtesse ihm Complimente macht; sie, Cornelia, ehrt es, wenn sie ihn kennt und zu schätzen versteht. So fasse ich die Sache auf, und ich glaube, so ist's richtig."

Es wurde neun Uhr, Schmey erschien noch immer nicht. Vater Scheppkes mußte, ohne seinen Wissensdurst gestillt zu haben, nach der Sensenschmiede gehen.

Nicht lange darauf vernahm Sarah's feines, ungeduldiges Ohr, daß Schmey in seinem Zimmer umhergehe. Als sie sich die Gewißheit verschafft hatte, daß er schon völlig angekleidet sein müsse, begab sie sich in ein Seitenzimmer der oberen Etage, wo eine alter Flügel stand. Sie setzte sich hin und begann, gleichsam als Zeichen ihrer Gegenwart und als Zeichen einer der Erkenntniß der Männerherzen nicht abgeneigten Gemüthsart:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht."

Und da sie immer lauter darauf losstürmte, erschien nicht lange darauf der Ersehnte, im Vorübergehen von den Tönen angelockt, bei Pamina im Zimmer.

„Guten Morgen!“ rief Sarah, enthusiastisch vom Flügel aufspringend. „Wie spät müssen Sie aus der Soiree gekommen sein! Haben Sie sich gut unterhalten? Welchen Eindruck hat die Comtesse Cornelia auf Sie gemacht? Erzählen Sie! Erzählen Sie!“

Der Doctor konnte beim besten Willen nicht aufrichtig sein, sondern mußte nothgedrungen die Bedeutung der Einladung, wie den darauf folgenden schweren nächtlichen Kampf verhehlen.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte er, „ich finde den Grafen charmant! Ich bin sogar bereit, bußfertig an's Herz zu schlagen und zu bekennen, daß mich gestern Vorurtheile geblendet hatten, als ich so herbe Aeußerungen gegen ihn that. Doch halten wir uns bei Bagatellen nicht auf,“ sagte er, halb aus Diplomatie, halb aus einer ihm im Glücke eigenen Vornehmthuerei, „es war eine Einladung, wie ich sie dutzendweise erhalte.“

„Das kann ich mir denken!“ sagte Sarah in gedämpftem Tone andächtiger Bewunderung, doch mit stolz hinstrahlenden Augen. „Ein so geistvoller Mann, wie Sie, muß von Jedermann aufgesucht werden! Ihre Artikel im Donaureich müssen selbst von Ihren Gegnern mit Bewunderung gelesen werden!“

„Sie sind gar zu liebenswürdig!“ erwiderte der Redacteur, sich verneigend. „Nicht alle meine Leser sind so milde Richter wie Sie, und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich oft, wenn ich die Schaar meiner Angreifer messe, Augenblicke habe, in denen ich beinahe an meiner Mission als Schriftsteller irre werde. Doch ich habe Sie im Spielen unterbrochen. Setzen Sie sich gefälligst wieder nieder und greifen Sie in die Tasten! Ich bin ein so großer Freund des Claviers, und wenn Sie vollends singen wollten —“

„Wünschen Sie sich keine solche Ohrenqual!“ erwiderte Sarah überbescheiden, aber es war ihr nicht Ernst, sie bildete sich vielmehr auf ihr Spiel und ihre Stimme sehr viel ein.

„Künstler wollen immer gebeten sein!“ drang Schmey von Neuem ein.

„Sie sind von vortrefflichen Virtuosen verwöhnt," antwor=
wortete Sarah, „ich bitte also gnädig zu richten!"

Sie hüpfte zu einem Pulte, wo ein Haufen von Musika=
lien lag. Sie suchte das Neueste hervor, was ihr erst jüngst
die Musikalien=Leihbibliothek in Pilsen, wo sie abonnirt war,
zugesendet hatte und begann — wer beschreibt Schmey's Ver=
druß, Freude, Erstaunen —

„Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb solltest Du mir sein."

Dieses abgedroschene, in halb Europa bereits auf's Gründ=
lichste abgethane Lied war somit in Kraßnitz noch ganz neu!
Mußte diese Idee Schmey ein heimliches Lächeln ablocken, so
konnte er sich auch nicht enthalten, im Stillen über einen Text
zu witzeln, der seinem Heirathsdrange mit einer so muthigen
Naivetät entgegenkam.

„Bravo! Bravo!" rief er lebhaft klatschend, als Sarah
das Lied mit der Meisterschaft einer mittelmäßigen Choristin
zu Ende gesungen. „An Ihnen ist eine prächtige Opernsänge=
rin verloren!"

„Das sagen Sie mir unter vier Augen," erwiderte Sarah
schlagfertig, „drucken ließen Sie es aber nicht, wenn Sie mich
im Kärthnerthor gehört hätten!"

„Sie sind gräßlich mißtrauisch," versetzte Schmey. „Ich
versichere dennoch, daß mir die gefühlvollen Töne, die ich eben
vernommen, in Wien noch lange in den Ohren klingen werden."

„Das Lied ist allerdings sehr schön. Die Worte —"

„So hoch poetisch!"

„Die Melodie —"

„So seelenvoll ergreifend!"

„War das Lied Ihnen neu?" fragte Sarah.

„So gut wie neu — aus Ihrem Munde —"

„Immer Galanterie!"

„Nein, nein! Wahrheit, Ueberzeugung! — Wenn ich nach
Wien zurückkomme —"

„Vorerst dürfen Sie von Ihrer Abreise gar nicht reden!"
unterbrach ihn Sarah. „Ich will's nicht!"

„Mein liebes Fräulein, das Muß des Lebens kümmert sich

nicht um Ihr reizend schmollendes: Ich will's nicht! Das Leben —"

„Ich will nicht, daß Sie schon von Ihrer Abreise reden," fuhr Sarah im Tone eines schmollenden Kindes fort. Und sogleich darauf in einen höheren sentimentalen Ton überspringend: „Das erinnert mich an die Zeit, in der ich wieder gänzlich einsam unter Halbbauern zurückbleibe, während ich jetzt, so unverhofft, aus Ihrem geistreichen Umgange belehrende Unterhaltung und einen neuen Gedankenschatz schöpfe."

„Machen Sie mich nicht stolz und unbescheiden," erwiderte Schmey äußerst ermuthigt und entschlossen, direct auf das ihm vorschwebende Ziel loszusteuern. „Doch trotz Ihres Verbots, diesen Punkt zu berühren, muß ich Ihnen zu meinem tiefsten Bedauern mittheilen, daß ich schon morgen —"

„Abreise —", rief Sarah, die Farbe wechselnd.

„Ein unerwarteter Zwischenfall," sagte Schmey, über den Schreckensausruf hoch erfreut, „ruft mich gebieterisch zurück. Bei der kaum verdienten Theilnahme, welche Sie mir zu Theil werden lassen, muß ich hinzufügen, daß die Veranlassung meiner Abreise kein Unfall, kein Unglück ist. Vielleicht stehe ich am glücklichsten Wendepunkt meines schriftstellerischen Lebens. Ich würde jubelnd spornstreichs davonlaufen, wenn sich nicht das Bedauern einmischte, Ihrem gastlichen Hause Lebewohl sagen zu müssen und Ihrer Nähe —"

Sarah schlug die Augen zu Boden.

„Ja, mein Fräulein," fuhr er fort, „ich habe in so kurzer Zeit Ihren Geist und Ihr Herz so hoch schätzen gelernt, daß es kein bloßes Spiel der Phantasie war, als ich Sie gestern mit der Blume verglich, die im Waldesgrunde emporwuchs —"

Sarah war ganz ergriffen, sie hielt die Worte für einen rührenden Abschied und ahnte deren Tragweite und tiefen Gehalt erst dann, als Doctor Schmey, einem ziemlich veralteten Style huldigend, sich plötzlich vor ihr auf ein Knie niederließ. Es war ein überwältigender Moment! Gleich darauf lagen sie einander, sich Liebe und Treue schwörend, in den Armen.

Sie hatten eben noch Zeit, sich zu trennen, als Vater Scheppkes rasch eintrat. Er war ohne die geringste Ahnung

daß da soeben ein Seelenbund geschlossen worden sei, der in kurzer Zeit einen beträchtlichen Eingriff in seine Sparbüchse zur Folge haben sollte. Voll großer, aber harmloser Neugier wollte er nur die merkwürdigen Eventualitäten der gräflichen Einladung bis in die kleinsten Details hinein vernehmen. Die schweigsame und reglose Haltung der Anwesenden machte ihn jedoch mitten in seinen Erkundigungen stutzig. Da aber trat Doctor Schmey entschlossen vor und sagte halblaut und bedeutungsvoll:

„Machen Sie sich auf die größten Ueberraschungen gefaßt! Ich bitte Sie, mir in's Nebenzimmer zu folgen." Mit Scheppkes im Nebenzimmer angekommen, fuhr er fort:

„Ich darf einem Ehrenmanne, wie Sie, ein Geheimniß anvertrauen. Meine gestrige Einladung war eine wahre Wunderkur für meine Zeitung, die, wie Sie wissen, an einer schweren Suspensionskrankheit darniederlag. Ich habe die größte Zukunft vor mir —"

„Freut mich von Herzen!" rief Scheppkes mit ungeheucheltem Theilnahme, mit vollem Herzensantheil.

„Doch," fuhr Schmey, einen Anlauf nehmend, fort, „ich komme zum Wichtigsten. Ich wage es kaum vorzubringen, und doch muß ich die Sache, da ich morgen abzureisen gezwungen bin, offen heraus sagen."

„Nur heraus!" ermunterte ihn Scheppkes cordial und fügte leiser mit einem nervösen Lächeln hinzu: „Brauchen Sie Geld?"

„Geld! Nein! Durchaus nicht!" erwiderte Schmey, dem die unbeabsichtigte Ironie der Frage trotz des Ernstes der Situation nicht entgangen war. „Und doch verlange ich von Ihnen etwas, was mehr Werth in Ihren Augen hat, als alle Ihre Habe. Die aufrichtige Neigung, die ich im Herzen für Fräulein Sarah fühle —"

„Weiß sie etwas davon?"

„Sie erwidert meine Gefühle."

„O, Ihr Spitzbuben!" rief Scheppkes, vor Freude außer sich, den Redacteur an der Hand fassend und Sarah zuführend. „Hinter meinem Rücken! Nun, es ist Eure Sache! Möge Euch Gott so segnen, wie ich Euch meinen Segen ertheile!"

Die Verlobten fielen einander in die Arme. Die allgemeine Freude erreichte aber den Gipfel, als die Mutter herbeigeholt und in Kenntniß von dem großen Ereigniß gesetzt worden war.

Sechstes Kapitel.

Worin Gensdarmen auftreten.

Am Nachmittage jenes Tages, der Sarah einen Bräutigam zugeführt hatte, saß Dubsky unweit von der Mühle, nahe dem Wasser unter einer mächtigen Linde und rauchte gemächlich seine Pfeife. Ihm gegenüber hatte Hedwig Platz genommen und zwar auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, dessen liebste Erholung es war, täglich eine Weile mit seinem geliebten Kinde zu plaudern.

„Wirklich, Kind," sagte Dubsky nach einer Pause, in welcher seine Augen ruhig sinnend auf dem schönen Angesicht seiner Tochter verweilt, „der Gedanke, der mir gestern durch den Kopf gefahren — Du weißt schon welcher — verläßt mich nicht. Und Du? Hast Du ihn nicht auch in Erwägung gezogen?"

„Nicht eine Minute lang!" lachte Hedwig.

„Und fällt Dir nicht ein, daß junge Mädchen heirathen müssen?"

Hedwig flog auf ihren Vater zu, schlang den Arm um seinen Hals und sagte:

„Hab' ich denn Dich nicht, Vater? Bin ich nicht glücklich? Mir ist, als ob sich in meinem Leben gar nichts zu ändern brauchte! Mag es so dauern — lange, lange! Kann ich Dich vollends umstimmen, daß Du nicht von hier fortgehst, was hab' ich dann noch zu wünschen?"

„Aber es bleibt nicht immer, wie es ist," sagte Dubsky. „Unversehens werden wir alt. Liebes Kind, man hat den Vater nicht immer! Ich bin noch wohlauf für meine Jahre, und

doch hab' ich oft zu Zeiten das Gefühl: es wird Abend. Da wüßte ich gern, wer nach mir Dein Freund und Beschützer sein wird. So sprich doch — kann Dir — ich rede gar nicht von dem neuen Ankömmling — kann Dir von unseren jungen Leuten gar Keiner gefallen?"

„Keiner!" sagte Hedwig ruhig.

„Der Actuar Auwald, zum Beispiel," sagte der Vater, „ist ein herzensguter Mensch. Er liebt Dich, ich weiß es, von ganzem Herzen. Wie dem schüchternen Menschen die Augen leuchten, wenn Du nur halbweg freundlich mit ihm sprichst —"

„Auwald!" rief Hedwig. „Ei, das wäre mir ein schöner Beschützer nach Deinem Sinn! Unselbstständiger als den hab' ich noch keinen Menschen gesehen! —"

„So lehnst Du mir Einen nach dem Andern ab, wenn ich Dir Freier vorführe," sagte der Vater. „Du findest an Jedem was auszusetzen. Kind, ich weiß nur zu gut, was hinter diesem Ablehnen steckt — der heimliche Glaube, daß Jemand wiederkommt, der doch sicherlich — wenn nicht Alles täuscht —"

So war das Gespräch unversehens wieder auf diesen von Hedwig so gemiedenen Punkt gekommen, ihr Gesicht glühte von rasch aufflammender Röthe.

„Ach, lieber Vater," sagte sie, die Augen von ihm abwendend, „glaube nicht, daß ich noch daran denke — es wäre Thorheit, und so thöricht ist Deine Hedwig nicht. — Ueber den, den Du meinst, hab' ich längst im Herzen das Kreuz gemacht. Ich weiß, der kommt nicht wieder. Doch sieh nur," sprach sie rasch, gleichsam froh, daß sich eine Ablenkung von diesem Gespräch finde — „doch sieh nur her — da kommt ja Besuch —"

Dubsky blickte empor, eine Gruppe von fünf Personen kam auf die Mühle zu. Bald erkannte man sie: voran ging Schmey, Sarah am Arme führend, in zweiter Reihe folgten Vater und Mutter Scheppkes in Begleitung Stropp's.

„Ei, ei!" sagte Dubsky, die Pfeife weglegend, „Scheppkes an einem Wochentage spazieren gehend — das ist unerhört, das hat was zu bedeuten!"

Indeß war Schmey rasch vorangeeilt. „Lieber Herr Dubsky," sagte er, „meine Abreise findet eher statt, als ich glaubte.

Morgen früh. Ich konnte aber nicht scheiden, ohne meinem treuen Abonnenten Adieu zu sagen." —

„Aber das ist ja abscheulich von Ihnen, Kraßnitz so bald den Rücken zu kehren!" sagte Dubsky. „Vater Scheppkes, haben Sie keinen Machtspruch gethan?"

„Der Teufelsmensch!" erwiderte der Alte. „Er begnügt sich nicht damit, abzureisen, er zieht mir auch noch meine Tochter nach."

„Was hör' ich!" rief Hedwig, in die Hände klatschend.

„So ist's, verehrter Herr Dubsky, liebes Fräulein," sagte Schmey. „Hier stelle ich Ihnen meine Verlobte vor."

„Ei, das ist ja wunderschön!" rief Dubsky. „Nun, das ist rasch gegangen! Sehen und siegen wie Cäsar. Da erkennt man den Sohn des Jahrhunderts, das mit Locomotiven fährt."

„Wir feiern heute die Verlobung in einem kleinen Kreise," sagte Frau Scheppkes. „Da kommen Sie doch zu uns, lieber Nachbar?"

„Welche Frage; gewiß! Und ich will so lustig sein, wie Sie's nur verlangen können. Hören Sie, das ist einmal eine passende Ehe! Es fiel mir schon ein — denn ich bin ein Mensch, der die jungen Leute gern zusammenbringt. Jung gefreit —"

Er schlug mit väterlicher Nonchalance den Arm um die Verlobte und sagte:

„Liebe kleine Sarah! Es ist der Beruf Ihres künftigen Gatten, Opposition zu machen. Wenn Sie das von ihm lernen sollten, wenden Sie es nur um Himmels willen nicht im Hauswesen an. Aber — was brauche ich Ihnen gute Lehren zu geben! Die eine so gute Tochter war, wird auch ganz gewiß eine gute Frau."

Die Ehegatten Scheppkes fühlten ihre Augen feucht werden und kamen mit ihren Taschentüchern zu Hülfe.

„Ein paar Flaschen!" rief Dubsky einer vorübergehenden Magd zu. „Jetzt aber," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Scheppkes noch weine, „lassen Sie es nicht mehr regnen — lassen Sie uns fidel sein. Sarah! Lassen Sie Sonnenschein kommen! Groß und hell genug dazu sind Ihre Augen!"

Sie gingen in die Laube, die mitten im Gärtchen stand, und nahmen Platz.

„Wissen Sie was," sagte Dubsky zu den Verlobten, „im Laufe des Winters werde ich Ihnen meine Aufwartung machen. Ich hab' einen Bruder in Wien, den ich schon seit mehr als sechs Jahren nicht gesehen, den will ich einmal heimsuchen. Er ist ein guter, kreuzbraver Mensch, Wirth auf den Wieden."

„So, so!" meinte Schmey.

„Er hat die Restauration zum ewigen Licht."

„Mir wohlbekannt!" rief Schmey. „Das Haus ist in der Nähe der Redaction und unsere Leute sind oft dort. Ich schicke oft hin, um meinen Hauptmitarbeiter, Grauwack, abholen zu lassen. So, so! wie sich das trifft, Ihr Bruder!"

„Ja, mein leiblicher Bruder. Ich habe ihm längst den Besuch versprochen; wenn's angeht, nehm' ich meine Hedwig mit."

„Hoch erfreut, Sie in Wien wiederzusehen! Ich will dort nach besten Kräften den Maître de plaisir machen. Wird es angenommen?"

„Mit Freuden!" sagte der Müller und reichte seine Hand hin.

In diesem Augenblicke kamen zwei Gensdarmen den schmalen Wiesenweg daher. Ihre Pickelhauben funkelten in der Abendsonne, die grüne Uniform mit den prunkvollen orangegelben Fangschnüren machte sie weit hinaus kenntlich. Dubsky, dem bei seinen Gesinnungen die Gensdarmerie im Allgemeinen ein Dorn im Auge war, sagte wie durch einen unangenehmen Anblick aus heiteren Gedanken herausgeworfen:

„Da sehen Sie die Geschöpfe der neuesten Bach-Giulay'schen Ordonnanzen, unsere neue bewaffnete Büreaukratie! Die späht und schnüffet von Haus zu Haus und arbeitet lustig in Denunciationen. — Ein Kerl, der gestern noch hinter dem Pfluge herging, ist, seitdem er diese schöne Uniform hat, souverain. Alle Civilbehörden müssen ihm, wenn er es fordert, Folge leisten, der Gemeindevorsteher duckt sich vor ihm. Jede wörtliche und thätliche Beleidigung oder Widersetzlichkeit gegen einen dieser Helden wird als Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit bestraft; gehört der Thäter dem Militairstande an, so unterliegt er dem kriegsrechtlichen Verfahren. Sein Zeugniß hat volle Glaubwürdigkeit — verstehen Sie das? — Da ist kein Appell! Bei — wie es im Paragraph heißt — auf

Vereitlung seiner Dienstverrichtung abzielendem Widerstand kann er vom Bajonnette und von seinem geladenen Gewehr Gebrauch machen. Ja, das sind unverletzliche Bursche! Jeder gemeine Gensdarm, der entfernt von allen Vorgesetzten seinen Dienst versieht, ist souverain. Am meisten hat mich ein Paragraph lachen gemacht: Jede Verwendung des Gensdarmen zu Privatzwecken, selbst in jenen seines Vorgesetzten, zieht die kriegsrechtliche Behandlung Desjenigen nach sich, welcher ihn zu solchen Zwecken verwendet. Das heißt doch wirklich einen Menschen mit Vorrechten ausstatten."

So weit Dubsky. Doch die Gensdarmen gingen nicht blos vorüber, damit er seine Ausfälle gewissermaßen auf sie als lebendes Object richte, sie blieben vor der Mühle stehen und kreuzten an der Schwelle die Gewehre, als ob sie den vorderen Zugang besetzen wollten.

Dubsky erbleichte, aber die Blässe wechselte blitzschnell mit dem grellsten Roth.

„Was wollen Sie da?" rief er aufspringend und an die Gensdarmen heranlaufend ziemlich barsch. Er wußte noch nicht, daß auch hinter der Mühle der Steg und die beiden Eingänge der Seitenflügel besetzt waren.

Die Gensdarmen sahen ihn ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen, und schwiegen.

„Ich werde mich auf der Bezirkshauptmannschaft beschweren!" rief der Müller. „Lassen Sie mich in's Haus, um meinen Rock zu holen."

„Wir haben den Befehl," sagte einer der Gensdarmen, „Niemanden mehr ein und Niemanden heraus zu lassen."

„Donnerwetter!" schrie Dubsky. „Ich darf nicht in mein eigenes Haus? Das ist ungesetzlich. Ich will einen schriftlichen Vorweis."

Die Gensdarmen wechselten stumme Blicke unter einander, als ob sie sich fragten, ob sie nicht mit dem Unzufriedenen kurzen Proceß machen sollten.

Da trat Scheppkes, schüchtern wie in der Nähe von Wölfen, an Dubsky heran und flüsterte ihm bittend in's Ohr: „Fassung, Fassung, lieber Nachbar! Die Leute haben ihren

Befehl und können nicht anders. Die Beschwerde steht Ihnen offen, während Sie jetzt —"

„Ich will sehen," fiel ihm Dubsky, der von einem heftigen, cholerischen Temperament war, in's Wort „ob ich noch hier Hausherr bin! Ich wiederhole, daß ein solches Verfahren brutal und ungesetzlich ist. Die Reichsverfassung, vom Kaiser octroyirt, besteht noch zu Recht, und darin steht ein Paragraph, daß die Polizei ohne richterlichen Befehl in kein Haus eindringen darf. Wo ist der Befehl?"

Die Gensdarmen lachten verächtlich. In diesem Augenblick erschien um die Ecke der Mühle ein junger Mann in Beamtenuniform, von einem Gerichtsdiener begleitet. Es war der eben vorhin erwähnte Auwald, Actuar der Bezirkshauptmannschaft, ein sanfter Mensch, von angeborener Schüchternheit und unbezwinglicher Freundlichkeit, blond und mild wie ein altdeutscher Page.

„Lieber Herr Dubsky," sagte der junge Actuar mit einer milden, flötenden Stimme von Weitem, während er dem Bergmüller versöhnlich die Arme zum Händedruck entgegenstreckte, „ich bedaure unendlich —"

„Kommen Sie als Commissär?" fragte Dubsky ernst und kurz.

„Ja wohl, Verehrtester!" erwiderte Auwald sanft.

„Dann," sprach Dubsky, „will ich die richterliche Ermächtigung zu dieser Gewaltthat haben, nicht Ihre sonst schätzenswerthe Hand."

„Meine Pflicht —" stotterte Auwald, sich verlegen entschuldigend — seine sanfte Gemüthsart bereitete ihm bei seinem harten Berufe ewige Conflicte — „meine schwere Pflicht —" wiederholte er, während Dubsky von den anwesenden Gästen umringt und zur Mäßigung ermahnt wurde.

Diesen Moment benutzte Auwald, um mit dem Gerichtsdiener in's Haus zu schlüpfen, während ihm zwei frisch angekommene Gensdarmen auf dem Fuße dahin nachfolgten.

Eine kleine für Dubsky und die Freunde peinliche halbe Stunde war ohne weitere Zwischenfälle dahingegangen, ehe Auwald wieder zum Vorschein kam. Endlich erschien er, höchst aufgeregt, und lief, rasch den Hut ziehend, scheu davon. Ihm auf dem Fuße folgte einer der Gensdarmen, einen Bund mit

Wäsche und zusammengerollten Kleidern in der Hand. Dubsky sah ihn mit rollenden Augen sprachlos an.

Da trat der zweite Gensdarm, der mit dem Commissär in's Haus gegangen, hervor und sagte zum Müller höflich aber gemessen:

„Sie werden mit mir gehen."

Sarah stieß einen Schrei aus, während Hedwig's wehklagende Stimme aus dem Innern der Mühle vernehmbar wurde.

Dem Redacteur gab die Scene, deren Zeuge er war, Stich um Stich in's Herz. Er stand schweigend und erbleicht da, in ihm rief es: „Von heute ab wirst Du diese und jede Willkür in Schutz nehmen müssen!"

Sein Herz bebte zusammen.

Dubsky ließ sich ruhig abführen.

Trotz der Verhaftung dauerte die Besetzung der Mühle weiter fort, die Gensdarmen blieben ruhig auf ihren Posten. Noch wollten die Gäste nicht fort, sie baten Hedwig, mitzugehen und in ihrer Mitte etwas Trost zu empfangen. Es war vergebens. Hedwig wollte das Haus nicht verlassen. Sie saß auf einem Stuhl, beinahe mitten in der Stube, mit stieren, tiefgerötheten, wiewohl thränenlosen Augen, wie hingebannt und festgehalten von einem übermächtigen Schmerz. Allen Fragen, ob sie die Ursache der Verhaftung ihres Vaters ahnen könne, setzte sie ein düsteres, höchstens von einem Schütteln des Kopfes begleitetes Schweigen entgegen.

Da sie nicht in der Verfassung schien, irgend einen Trost anzunehmen, blieb nichts übrig, als sie allein zu lassen, und die Gesellschaft entfernte sich langsam.

Wohl waren am selben Abend im Hause bei den Eisenhütten alle Fenster beleuchtet, die Freundinnen, die Sarah sonst noch in der Stadt hatte, waren bei der Nachricht ihrer Verlobung herbeigeeilt, alle voll Neugier, den Bräutigam kennen zu lernen, aber der Vorfall in der Mühle hatte einen schneidenden Mißton in das Abendfest gebracht; man sprach bei Tisch bis in die tiefe Nacht hinein von nichts Anderem, als von dem, was dem räthselhaften Einschreiten gegen einen bisher so unbescholtenen Mann, wie den Bergmüller, zum Grunde liegen könne.

Siebentes Kapitel.

Die Erscheinung bei der Einsiedlerklause.

Ungefähr ein halbes Stündchen vom Schlosse steht auf einer sanften Anhöhe die sogenannte „Einsiedlerklause". Es ist ein Sommerhäuschen von Baumrinde mit farbigen Glasfenstern. Ein schwermüthiger, aber poetischer Naturfriede herrscht auf dieser einsamen, der Welt entzogenen Stätte. Die hohen und schlanken Gestalten mächtiger Fichtenstämme, unter welchen ein Dickicht junger Setzlinge auf's Ueppigste nachwuchert, begrenzen den ganzen Hintergrund und steigen bis an die Klause hinauf, um noch um diese ein malerisches Spalier zu bilden, während sich auf der Vorderseite der lieblichste Contrast zur finstern Waldwildniß darbietet. Der Teich, der hier einen tiefen Einbug macht, scheint auf beiden Seiten vom Walde umschlossen, und das Auge vermeint einen verlassenen Waldsee vor sich zu haben. In der That ist der Teich, an dessen Ufer auf dieser Stelle nur ein schmaler Fußsteig hinführt, hier tiefer, schwärzer und ernster als sonstwo, und in der verhältnißmäßig wenig besuchten Einsamkeit dieser Bucht nisten die scheuen Wasserhühner lieber als anderswo.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange und warf ihre goldenen Strahlen auf die grünen Wipfel des jenseitigen Ufers, während der Spiegel des Teiches eine dunkle Stahlfläche schien. Ein frisches, aber um so liebliches Lüftchen kam aus den Bergen hervor, und die Waldschnepfe begann ihren abendlichen Flug.

Auf dem Ruhesitze vor dem Sommerhäuschen saßen zwei Damen schweigend, nach lebhafter Unterhaltung Athem schöpfend, die Augen auf das Wasser geheftet, da. Die Eine, Aeltere, eine Frau von sorgenfreien, die Welt anlächelnden Mienen, tändelte mit ihrem Fächer, die Andere hatte ein Buch in der Hand. Es war eine hohe, edle, in allen Zaubern der Jugend strahlende Gestalt, ein Modell für jeden Maler, so zwar, daß sie die Phantasie aller Freiheit beraubte und in der sclavischen

Nachbildung dieser vollkommenen Wirklichkeit ihr Ideal zu suchen zwang. Die großen dunkelblauen Augen von seelenvollster Innigkeit, voll Feuer und Licht, von jener Eigenthümlichkeit, welche den Blick des Betrachtenden in die unerforschlichen Tiefen des Gemüthes hinabzuführen scheint, mit langen, schwarzen, schmachtenden Wimpern geschmückt, von edel gezeichneten Brauen überwölbt, contrastirten mit dem reichen, rabenschwarzen, beinahe in's Bläuliche spielenden Haare auf's Glücklichste gegen den hellen, ätherischen Teint und das zart angehauchte Colorit der blühenden Wangen. Die feine Nase, die tiefrothen Lippen des lieblichsten Mundes, welcher seliges Begehren athmete und einflößte, vollendeten den Eindruck eines Gesichts, welches gewiß nur selten seines Gleichen gehabt hat und welches an den Schönheiten des Correggio mit seinen sanften, vergeistigten Zügen voll tiefweiblicher Sensibilität verklärte Rivalinnen fand.

Diese Augen blickten, während die blendend weiße Hand das Buch reglos festhielt, vor sich hinaus. Kein süßes Träumen, keine Spur der Heiterkeit, die sonst darin wohnte, lag diesmal in ihrem Ausdruck, sondern Wehmuth, ja Schmerz. Die Augen starrten auf das dunkle Wasser, wie wenn aus dessen Tiefe ein verlorenes Glück wieder emporsteigen solle, oder als ob es dort eben hinabgesunken sei.

Dieser Zustand der Seelenversenkung, zu welchem die lautlose Stille und die milde Abendbeleuchtung verführerisch einluden, wurde durch ein Geräusch, das sich plötzlich unmittelbar hinter der Klause vernehmen ließ, abgebrochen. Es war, wie wenn etwas in dem immer lauter raschelnden Laube ein paar Schritte heraneile, das Dickicht gewaltsam beuge und sich auf dem kürzesten Wege Bahn breche.

„Mein Gott, was ist das?“ stieß die ältere Dame, die den Fächer zwischen den mit Ringen bedeckten Fingern hielt, mit angsterstickter Stimme hervor, während die jüngere ruhig, aber mit Spannung lauschte. Sie sprang instinctiv empor; von den Blicken der überrascht Dasitzenden gefolgt, näherte sie sich langsam der Wand des Häuschens und blickte, um den Gegenstand ihres Schreckens zu prüfen, in das dahinter gelegene Dickicht.

Sie hatte kaum hingesehen, als sie sich, an allen Mienen entstellt, umwandte und, mit einem leisen, unterdrückten Schrei beide Hände auf die Augen gepreßt, auf ihren Sitz hinstreckte.

Da erst erhob sich die junge Dame, etwas erbleichend, und trat aus dem Sommerhäuschen so weit als nöthig vor...

Aber sie sah nichts, das Geräusch verminderte sich von Secunde zu Secunde, bis es sich weit im Walde verlor.

„Aber, Frau von Wallhof," sagte sie lächelnd, „das Ungeheuer, welches Sie zu sehen geglaubt haben, war offenbar eine Vision Ihrer Furcht!"

„Sie reden seltsam, Leonie," erwiderte die Aeltere ziemlich beruhigt, fast im normalen Gemüthszustande, doch etwas verletzt. „Die Gefahr ist vorübergegangen, aber darum war sie doch da. Das war irgend ein toller Vagabund, ein zum Aeußersten entschlossener Landstreicher! Ich habe ihn mit meinen Augen gesehen!"

„Und sollte dieser zu einem so eiligen Rückzug getrieben worden sein, als er eine Frau sah? Eine Frau, welche ihm die Furcht auf Gnade und Ungnade übergab? Ein Reh war es, im äußersten Falle ein Hirsch!"

„Ihr habt Euch," sprach Frau von Wallhof empört, „diesmal im Schlosse das Wort gegeben, mich wie eine Närrin zu behandeln! Ich, furchtsam? Ich, bei Allen, die mich kennen, meiner Kaltblütigkeit wegen berühmt, ja berühmt!"

„Und doch zittern Sie jetzt noch am ganzen Leibe!"

„Freilich, doch das geschieht nur, wenn ich in allem Ernste glauben muß, daß meine letzte Stunde schlägt. Warum zittere ich denn jetzt nicht mehr?" fügte sie mit heiter erhabener Ruhe hinzu.

Da rauschte es plötzlich von einer andern Seite, von dem Fußpfade, der vom Schlosse führt, her, dazwischen waren feste und rasche Schritte zu vernehmen.

„O, du mein Himmel!" stieß Frau von Wallhof, die kreideweiß geworden, hervor und wollte die Anhöhe hinabrennen, um sich in irgend einem Gebüsche zu verstecken. Leonie aber, welcher dieser neue Schrecken diesmal nur Bedauern eingeflößt hatte, rief ihr hellaut lachend zu: „Wohin? Es kommt ja ein Ritter, ein Beschützer! Kommen Sie doch hervor!"

Frau von Wallhof wagte sich einige Schritte vorwärts, als sie aber in einiger Entfernung in dem zum Vorschein Kommenden den Rittmeister Haldenried erkannte, stürzte sie ihm in namenloser Begeisterung mit offenen Armen entgegen.

„O, unser Ritter!“ rief sie und erzählte ihm nun den verdächtigen Vorfall mit aller Uebertreibung, wie es nur bei der Hast und der gedrängten Kürze der Darstellung möglich war.

Leonie war inzwischen herangekommen, und Haldenried verbeugte sich stumm vor der ihm noch unbekannten Erscheinung. Er war von so viel Schönheit bis in's tiefste Mark ergriffen, und der Eindruck einer ihn selbst bestürzenden Bewunderung spiegelte sich auf allen seinen Gesichtszügen ab. Er wurde unruhig, er war so zerstreut, während er sich doch anstrengte, ganz Ohr zu sein, er vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Es war ein Hirsch, liebe Wallhof,“ sagte Leonie, „und zwar einer, der noch furchtsamer war als wir, da er vor uns weglief. O, Frau von Wallhof, wenn die Eichkätzchen wüßten, daß Ihre Nerven so zum Schrecken geneigt sind —“

Dem Rittmeister, der diese Auslegung vollkommen theilte, war die Sache gegen das, was in ihm vorging, eine so grenzenlose Kleinigkeit, daß er auf eine Erwiderung, die doch am Platze war, noch immer warten ließ, während seine Augen auf Frau von Wallhof geheftet waren und ohne Muth, die Unbekannte anzusehen, sich nur zu deren Füßen langsam senkten.

„Da sieht man die Männer!“ rief Frau von Wallhof, zu deren Aerger, um ihn zu verstärken, noch die Eifersucht trat. „Lassen wir die Sache fallen, denn ich weiß, daß auch Sie, Herr Rittmeister, mir Unrecht geben! O, die berühmte Logik und Unparteilichkeit der Männer! Wenn Damen sie als Schiedsrichter anrufen, zählen sie nicht die Gründe, sondern die Jahre! Wenn Eine nur um fünf Jahre älter ist, als die Andere, so ist sie schon im Voraus verurtheilt! Nun gut, es war ein Hirsch! Es war ein Hirsch!“

Sie ging bei Seite und auf und ab, ihren Grimm unter der Maske sanftester Resignation verbergend.

„Kommen Sie vom Schlosse, Herr Rittmeister?“ fragte Leonie.

„Ja, gnädiges Fräulein," murmelte Haldenried, als Frau von Wallhof, sich auf das Rascheste umkehrend, ihm in's Wort fiel und mit boshafter Höflichkeit sagte:

„Dieses gnädige Fräulein ist die Frau des Generals von Greifenstein und bereits in's fünfte Jahr verheirathet."

Haldenried's Ueberraschung war unbeschreiblich, doch ging diese weniger aus der Thatsache, die er eben vernommen, hervor, als aus dem Gedanken: welches Geschick muß hier gewaltet haben, daß die schönste der Göttinnen das Weib des alten, ungeformten Vulcan werden konnte!

„Wissen Sie nicht," hob Leonie wieder an, „warum Cornelia uns nicht nachgekommen ist?"

„Ist sie nicht hier?" murmelte Haldenried. „Sie war mir eine kleine Strecke mit Frau Hassenfeld vorangegangen, so daß ich die Damen einzuholen glaubte."

„Nun klärt sich Alles auf, Frau von Wallhof!" rief Leonie lachend. „Cornelia wird unbemerkt hinter die Klause geschlichen sein, um uns zu erschrecken, und, da der Scherz wirkte, sich schnell entfernt haben, um ihn zu verlängern oder noch einmal aus irgend einem Dickicht hervorzukommen."

Haldenried lächelte beistimmend, aber kein Scherz vermochte die wühlende Aufregung zu übertäuben, von welcher sein Herz seit seiner Ankunft ergriffen war.

„Spotten Sie!" rief die Wallhof tief verletzt. „Ich bleibe dabei, einen Vagabunden, einen wilden Gesellen gesehen zu haben. Ich habe ihn gesehen, ich sehe ihn noch dort — durch das Dickicht neben dem abgenagten Baumstamm bis an den Gürtel hervortreten und mich angrinsen. Ich sehe sein Gesicht, den Rock von grauem Tuch, eigentlich eine Jacke..."

Sie wurde von dem ungläubigen Lächeln Leonie's, welche diese Beschreibung für eine Zuthat der Frau von Wallhof eigenthümlichen Phantasie hielt, unterbrochen.

„Was ich da sage, kann ich bezeugen, beschwören!" rief die entrüstete Frau. „Wenn Sie übrigens meinen Augen und meiner Aufrichtigkeit so wenig Zutrauen schenken, so werden Sie doch meine Logik nicht, wie neulich, gewagt, sondern schlagend finden und zugeben, daß ein Hirsch keine graue Jacke anhaben kann!"



Es war bereits dunkel geworden, als die Gesellschaft den Rückweg antrat und, mit diesem Gegenstand noch immer beschäftigt, im Kastanienwäldchen anlangte, wo der Graf, seine Schwester und der General anwesend waren.

„Haben Sie Cornelia nicht getroffen?" fragte der Graf.

Man verneinte es.

Bestürzt wollte sich der Vater erheben, als der alte Kammerdiener herantrat und mit auffallend unsicherer Stimme meldete:

„Seien Sie unbesorgt, Excellenz! Ich habe das gnädige Fräulein soeben die Schloßtreppe hinaufgehen sehen."

„Du sagst es auf eine Art," erwiderte der Graf mißtrauisch, „doch — wie siehst Du aus — Du bist naß und von Schlamm beschmutzt bis an die Weste — mein Gott, Cornelia ist in den Teich gestürzt —"

„Nein, nein, nein!" rief Koß mit ängstlicher Verlegenheit, die wenig Glauben einflößte.

„Da kommt ja das Mädchen!" rief Gräfin Sophie. „Wie Ihr die Fassung schnell verliert!"

Cornelia kam, wie Koß es angegeben, vom Schlosse daher.

„Wo steckst Du, Kind?" rief der Vater, ihr entgegenfliegend, während Koß den Moment benutzte um fortzueilen und den Anzug zu wechseln.

„Warum? fragte Cornelia mit eigenthümlicher Unruhe.

„Wie blaß Du bist!" rief der Vater, die Lampe näher rückend. „Dir ist etwas geschehen?"

Alle, die das Mädchen genau kannten, mußten diese Vermuthung theilen.

„Nun," sprach Cornelia entschlossen, „da meine Absicht eine so verkehrte Wirkung hervorbringt, will ich beichten. Ich hatte mich mit Frau Hassenfeld nach der Klause begeben. Mitten auf dem Wege —"

„Nicht wahr?" unterbrach sie Frau von Wallhof, indem sie ungestüm herbeischoß und das Mädchen am Arme faßte. „Da kam ein wilder Vagabund in einer grauen Jacke —"

Cornelia schwieg, wie versteinert.

„Da haben Sie, Leonie," rief Frau von Wallhof triumphirend, „da haben Sie den Hirsch!"

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Cornelia, wieder mehr ge-

faßt. „Was für ein Vagabund? Was wissen Sie von einem Vagabunden?"

„Sie haben ihn also nicht gesehen?"

„Nein, gewiß nicht," antwortete Cornelia nach einigem Zaudern. „Ich wollte erzählen, daß mir mitten auf dem Wege der Kopf so schwer und schmerzhaft wurde. Ich mußte heimkehren und wollte, um meinem ewig besorgten Vater keinen Schreck zu verursachen, nichts davon sagen. Das war ganz recht, denn jetzt ist Alles wieder vorüber."

Nun erst, nach dieser befriedigenden Erklärung, konnte Frau von Wallhof, ohnedies von allen Seiten dazu aufgefordert, ihrem Drange, das Abenteuer in der Klause zu erzählen, Luft machen.

Noch ehe sie zu Ende gekommen, nahm das Hohngelächter so überhand, daß sie in ganz verzweifelter Stimmung aufhören mußte.

„Da haben's halt wieder 'mal," sagte der alte General, „an' schrecklichen Nationalgardisten g'sehn. Das ist halt wieder eine von Ihren G'schichten, an denen nichts weiter richtig ist, als daß Sie in Ohnmacht g'fallen sind."

In diesem Momente schnitt das Erscheinen des Bezirkshauptmannes die weiteren Debatten ab. Er schien sehr animirt und begann, als er Platz genommen hatte, alsbald in der muntersten Erzählerlaune:

„Heute Abend, meine Herrschaften, sind meine Gensdarmen in unserem friedlichen Kraßnitz einem seltenen Wild auf die Fährte gekommen. Es ist wirklich merkwürdig, was man jeden Tag erlebt! Unser Bergmüller Dubsky, den man allgemein für einen wackeren Mann ausgegeben, hat sich auch schlecht bewährt. Er hat einen Menschen, der wahrscheinlich an der ungarischen Rebellion betheiligt gewesen, jedenfalls einen gemeinschädlichen Landstreicher, bei sich aufgenommen und, anstatt die loyale Anzeige beim Bezirksamt zu machen, ihn wahrscheinlich längere Zeit bei sich beherbergt. War es nun von Dubsky Mitleid, hinter dem sich im Grunde doch nur Sympathie für die Sache der Revolutionairs versteckt, oder hochverrätherische Mitschuld, das wird eine gewissenhafte und umfassende Untersuchung sonnenklar zu Tage fördern. Kurz und

gut, unsere Gensdarmen umringen plötzlich das Haus, dennoch gelingt es ihnen nicht, da sie mit allen Fuchslöchern der Mühle nicht so vertraut sind und sein können, die Arretirung daselbst zu bewerkstelligen. Der Flüchtling reißt ungesehen aus, schwimmt, wie sich's einzig und allein annehmen läßt, durch das Wasser und entkommt an's andere Ufer. Denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß er in das Gehölz diesseits springen und den Park Ihrer Excellenz, Herr Graf, erreicht haben sollte —"

„Er hat ihn erreicht, lieber Rack!" rief Frau von Wallhof, die mit hochpochendem Herzen die Stunde ihrer Rehabilitirung schlagen hörte. „Er ist hier im Park! Da sehen Sie, Leonie!"

Alle, die früher so höhnisch gelacht, blieben betroffen. Frau von Wallhof aber erzählte den darauf Bezug habenden Vorfall auf das Umständlichste und schloß:

„Das ist meine Aussage, die können Sie gleich zu Protokoll nehmen, lieber Rack!"

„Sie leisten," erwiderte der so Angeredete höchst überrascht, „der Sicherheitsbehörde einen enormen Dienst. Die Polizei hat es Ihnen zu danken, wenn sie hierorts noch den Menschen unter Schloß und Riegel bringt. Ich muß sogleich —"

Er riß seine Brieftasche hervor, schrieb einige Zeilen auf ein Blatt, sprang auf und wendete sich an den steif dastehenden Koß.

„Lieber Koß," flüsterte er ihm zu, „tragen Sie dieses Blatt sofort auf die Gensdarmeriewachtstube oder lassen es dort abgeben. Sogleich —"

Koß eilte mit dem Papier davon, während Cornelia sich verstohlen erhob und ihm nachstürzte. Hinter der Schloßhecke hielt sie ihn an und fragte in größter Gemüthsbewegung:

„Wo ist er? Reden Sie! Ich vergehe!"

„O, mir ist selbst angst und bange," erwiderte Koß, sich in die Haare greifend und aufseufzend, „o Gott, gnädiges Fräulein —"

„Ich frage, wo er ist?" fiel ihm Cornelia mit höchster Ungeduld in's Wort.

„Im Schloß ist er schon," war die Antwort, „ganz gut verborgen."

„Ach Gott,“ seufzte Cornelia, „welch eines Menschen vielleicht haben wir uns erbarmt!“

Sie stoben auseinander.

„Nun, was sagt Dubsky?“ fragte der Graf Herrn von Rack.

„Der leugnet! Der leugnet auf's Hartnäckigste; er wagt zu behaupten, von der Existenz des Menschen in seinem Hause nichts gewußt zu haben!“

Bei dieser Stelle war Cornelia wiedergekommen, von dem natürlichsten Interesse verzehrt, über einen sie selbst mit berührenden Gegenstand genau unterrichtet zu werden.

„Begreiflicherweise,“ fuhr von Rack fort, „habe ich den Bergmüller gleich festsetzen lassen. Sein Leugnen kann nicht lange dauern. Bei der vorgenommenen Haussuchung fand man das Kämmerchen, in welchem der Flüchtling untergebracht worden war. Das Bett war zerwühlt, wie wenn er dort eben gelegen wäre. Ein Paar alte Stiefel, die Niemandem im Hause passen, lagen in der Mitte der Stube, eine Hand voll Wäsche auf einer Commode. Aber das Wichtigste, meine Herrschaften! In einer Schublade fand sich ein lederner Geldbeutel mit einigem Gelde, darunter einige Kossuthnoten, ein Brief des Rebellenführers Dembinsky und ein dreischneidiges Dolchmesser, wie wir sie in Ungarn schockweise confiscirt haben.“

„Das ist stark!“ ließ sich der General vernehmen. „Die Rebellion ist seit einem Jahre unterdrückt. Der Mensch muß sich auf seiner langen Flucht von Ungarn oder Siebenbürgen also in zahllosen Herbergen herum'trieben haben! Wie kommt's, daß man ihn nicht schon lange gefangen?“

„Es muß doch noch,“ bemerkte das fromme Fräulein, „eine Masse Leute geben, die von den Niederlagen ungebessert sind und in ihrer Verstocktheit ausharren!“

„Mehr, mehr, als wir nur annehmen!“ rief der Bezirkshauptmann, lebhaft zustimmend. „Ich sage mir alle Morgen, daß wir noch auf lange hinaus alle Hände voll zu thun haben werden, um in einem großen Theile der Bevölkerung das gute Princip wieder zu wecken und den revolutionairen Beelzebub auszutreiben.“

„Herr von Rack,“ fragte Cornelia mit sichtlicher Befangenheit und einem an dergleichen Dingen bei ihr durchaus

ungewöhnlichen Interesse, „halten Sie diesen Menschen für einen Flüchtling, ich meine für einen sogenannten politischen Flüchtling oder gar —" die Worte wollten ihr auf den Lippen ersterben, „für einen Verbrecher?"

„Ich wäre glücklich," erwiderte von Rack mit vollendeter Galanterie, „die umständlichste Auskunft ertheilen zu können, aber dies ist nicht möglich, bevor ich die Untersuchung geführt habe. In diesem Falle läßt sich nur sagen, daß wir es mit einem ausbündigen Rebellen zu thun haben; ich glaube keine allzu weitgreifende Vermuthung zu wagen, wenn es mir scheinen will, daß das Mittragen eines Dolchmessers auf einer jedenfalls langen und mühseligen Flucht sehr verdächtig sei. Ein Dolch ist ein sehr überflüssiger und compromittirender Reiseartikel, welchen nur derjenige nicht wegwirft, der irgend einen Gebrauch davon machen zu können hofft. Ich wenigstens möchte mit solch einem Gaste nicht unter einem Dache schlafen!"

Cornelia stand, wie ganz außer sich, auf und verließ die Gesellschaft. Auf dem Corridor des Schlosses fand sie Frau Hassenfeld mit Koß im Gespräch.

„Was haben wir gethan!" rief sie, ihrer Gesellschafterin bestürzt in die Arme fallend. „Ich höre vom Bezirkshauptmann, er sei einer der gefährlichsten Menschen —"

„Mein Gott," erwiderte Frau Hassenfeld, „Polizeileute darf man in solchen Fällen nicht fragen. Seitdem mein Mann flüchtig ist, weiß man auch ihm alle Laster anzudichten. Ich bin ganz gewiß, daß wir einen Unglücklichen und Verfolgten beherbergen und keinen Verbrecher. Sein Gesicht hat irgend etwas, was mich ruhig macht."

„Ach, wenn er —," hob Koß kläglich an, „welche Verantwortlichkeit hätte auch ich, weil ich Beistand geleistet!"

„Was liegt daran!" versetzte Frau Hassenfeld hart. „Man darf sich oft nicht fürchten, für eine gute Sache zu leiden."

„Ich thue heute Nacht kein Auge zu!" rief Cornelia, im Corridor verschwindend.

Achtes Kapitel.

Die Untersuchung beginnt.

Kaum hatte Doctor Schmey Kraßnitz verlassen, als sich alle Gedanken der Familie Scheppkes dem Schicksale ihres Nachbars ausschließlich wieder zuwendeten. Die Verhaftung des Bergmüllers hatte überhaupt im ganzen Orte die größte Sensation gemacht und diese war um so intensiver, als Niemand die Verhängung jener Maßregel zu enträthseln vermochte, denn dadurch wurde die öffentliche Neugierde immerfort gereizt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Herr von Rack hatte zwar das Amtsgeheimniß gelüftet, aber aus dem auserwählten Kreise, wo dies geschehen, war nichts in's Publikum gedrungen.

Während die Gensdarmen auf der Verfolgung des Staatsverbrechers noch immer mit unermüdlicher Hast begriffen waren, schritt auch die Untersuchung mit dem Bergmüller mit gleichem Eifer vorwärts. Beinahe das ganze männliche und weibliche Dienstpersonal der Mühle wurde gleich in den ersten Morgenstunden auf das Amt vorgeladen. Selbst Hedwig wurde der nämliche Weg nicht erspart; sie mußte ebenfalls vernommen werden, ehe zu einem eigentlichen Verhör des alten Dubsky mit Erfolg vorgeschritten werden konnte.

Scheppkes war mit Philipp Stropp in der Bergmühle erschienen, als sich das Mädchen eben auf der Bezirkshauptmannschaft befand. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie vom alten Valentin, einem in der Bergmühle ergrauten Mühlknecht, daß auch dieser soeben auf dem Amte ein scharfes Kreuz- und Querfeuer von Fragen bestanden habe. Nach seinen Aussagen handelte es sich um eine Person, welcher sein Herr polizeiwidrigerweise Obdach gegeben hätte. Valentin, der wie alle übrigen Dienstleute nichts von der Sache wußte, erklärte den Verdacht gegen seinen Herrn für lügenhafte Angeberei irgend eines bösen, rachebrütenden Menschen. Mit dieser oberflächlichen Andeutung über den wahren Sachverhalt mußten die

Beiden zurückkehren und hofften von Hedwig später Näheres zu erfahren.

„Nun, so muß es doch wahr sein," sagte Scheppkes auf dem Heimwege, „daß noch überall politische Flüchtlinge versprengt sind! Man hat es oft behauptet, ich habe es nie geglaubt. Dennoch meine ich, daß die Behörde in diesem Falle mit übereiltem Mißtrauen gegen Dubsky, dem sie schon seit dem Jahr Achtundvierzig aufsässig, verfahren ist. Möglich, daß auch böswillige Angeberei, wie der Mühlknecht sagt, zum Grunde liegt."

„Hören Sie," erwiderte Stropp plötzlich mit bedeutungsvoller Miene, „ich habe eine Idee!"

„Welche Idee? Reden Sie, welche Idee?" fragte Scheppkes, stehen bleibend, sehr gespannt.

„Doch, dummes Zeug!" rief Stropp, wie über sich ärgerlich, so unüberlegt herausgeplatzt zu sein. „Es ist doch eine dumme Idee. Es ist nicht werth, daß wir davon reden."

„Was meinten Sie?" fragte Scheppkes mit kaum geschwächter Neugierde.

Stropp stand in Gedanken verloren und sah auf den Boden. Es war ihm nämlich eingefallen, wie Dubsky, der ihm doch bei seinem ersten Besuche jede Räumlichkeit der Mühle gezeigt, mit einem Kämmerchen eine Ausnahme gemacht habe. Er erinnerte sich genau, daß der Bergmüller den Schlüssel umgedreht und eingesteckt hatte und daß auf seinem Gesichte ein sonderbarer Zug von Verlegenheit wahrzunehmen war, als er, Stropp's deshalb an ihn gestellter Anfrage ausweichend, die Treppe hinuntereilte.

Die Erinnerung an diesen Vorfall wäre ihm beinahe entwischt, wenn er sich nicht schnell besonnen hätte, daß er damit eine gravirende Waffe gegen den Mann, den er seinen Schwiegervater nennen wollte, in fremde Hände gebe. Er hatte daher weislich abgebrochen und versuchte der Sache eine andere Wendung zu geben, indem er plötzlich sagte:

„Es war allerdings eine dumme Idee, lieber Herr Scheppkes. Dennoch will ich reden, vorausgesetzt, daß es unter uns bleibt."

„Aber, Herr Stropp," rief Scheppkes, „ich ehre Sie zu viel und habe auch meinen Nachbar zu lieb —"

„Gut!" sprach Stropp. „Ich höre von Ihren Leuten, daß Hedwig ein Liebesverhältniß gehabt. Hat ihr Liebhaber nicht Werner geheißen?"

„Ja, Julius Werner," erwiderte Scheppkes.

„Ich höre auch," fuhr Stropp fort, „daß er in Folge eines Streites mit Dubsky freiwillige Dienste in Schleswig-Holstein genommen, kurz sich in die Revolution gestürzt habe. Weil man nichts mehr von ihm vernommen, hält man ihn für todt; nicht wahr?"

„Man glaubt das," erwiderte Scheppkes.

„Könnte er nun nicht leben," sagte Stropp, „aber so arg compromittirt sein, daß er sich doch nirgends zeigen dürfte?"

„Das könnte freilich der Fall sein!" mußte Scheppkes beistimmen.

„Könnte er nun nicht," fuhr Stropp fort, „eines Abends in der Bergmühle erschienen sein und um Unterkunft gebeten haben?

„Das könnte er, aber mit welchem Recht wollen Sie das annehmen?"

„Mit welchem Recht? Das lassen wir vorerst bei Seite. Sie geben zu, es wäre möglich. Wenn Werner nun erschienen wäre, halten Sie es für wahrscheinlich, daß Dubsky bei seinen politischen Gesinnungen gesagt hätte: Gehen Sie weiter! Ich muß jeden Fremden laut amtlicher Verfügung, und wenn derselbe mein eigener Bruder wäre, bei der Polizei anmelden, sobald ich ihm Unterkunft gebe?"

„Das ist eine kitzliche Frage," erwiderte Scheppkes mit einem verlegenen diplomatischen Gesichte.

„Die Frage mag kitzlich sein," sagte Stropp, „doch für wen? Für Einen, der wie Dubsky gesinnt ist, schwerlich! Und wäre er wirklich in Zweifel gewesen, was er thun solle, so hätte ein Blick von Werner, auf Hedwig geworfen, eine Anspielung, daß ihm der Tod durch Pulver und Blei drohe, hingereicht, den Alten umzustimmen und zu dem gewünschten Entschlusse zu drängen. Ich glaube daher, lieber Scheppkes, daß der Bergmüller wirklich Jemanden beherbergt hat und daß dieser Mensch Julius Werner war."

Das wollte Scheppkes nicht gleich in den Kopf, jedoch nach

einigem Nachsinnen hatte er sich mit der Vermuthung vertraut gemacht und sagte:

„Das wäre mir nicht beigefallen! Weiß Gott, die Sache liegt nahe, daß jedes Kind darauf kommen kann. Sie haben einen Scharfblick, daß ich Ihnen mein Compliment mache. Doch um Gotteswillen, kein Wort darüber zu meinen Weibern! Das Weibervolk verschweigt am besten, was es gar nicht weiß."

„Wo denken Sie hin!" rief Stropp. „Sie halten es also für möglich?"

„Warum nicht?" sagte Scheppkes. „Als Vermuthung ist es jedenfalls sehr gut und mehr wollen Sie ja nicht sagen. Und mein Gott, Etwas muß der Haussuchung und vollends gar der Verhaftung zum Grunde liegen. Daß es nur eine Denunciation wäre, glaube ich mein Lebtag nicht. Unsere Behörden lassen sich nicht so bei der Nase herumführen."

„Gewiß nicht!" rief Stropp mit einer plötzlich aufsteigenden Aufregung. „Daß man aber Werner nicht gefaßt hat! Er muß außer Hause gewesen sein. Es war jeder Ausgang besetzt."

„Vielleicht hat er Wind davon gehabt," antwortete Scheppkes. „Wäre er eben im Hause gewesen, so hätte Dubsky nicht den Muth haben können, den Gensdarmen und sogar dem Actuar entgegenzutreten. Ich habe wahrhaftig um ihn gezittert am ganzen Leibe!"

„Aber dieser Werner," sprach Stropp wie für sich, „hat der ein Glück! Welchen Gefahren ist er schon entronnen, und die gestrige Gefahr war gewiß nicht kleiner, als alle vorhergehenden."

„Ob er noch durchkommt," meinte Scheppkes, „und wie weit, das fragt sich! Man verfolgt ihn, die Grenze ist überall gut besetzt und der Telegraph hat schnelle Beine."

„Sie meinen?" rief Stropp, während sich sein finster gewordenes Gesicht aufklärte. „Ja, der Telegraph ist eine teuflische Erfindung. Wer weiß, ob man, während wir reden, den armen Werner nicht bereits beim Kragen hat."

„Gott behüte!" rief Scheppkes. „Er ist ein braver junger Mensch gewesen, ein sehr netter Mensch! Meine Sarah hat sich mit ihm gern unterhalten und sagt, daß er voll Bildung gewesen."

„Was das aber für einen Eindruck auf Hedwig machen wird?“ fragte Stropp.

„Mein Gott,“ erwiderte Scheppkes, „ich wünsche ihr nicht, den Tag zu erleben. Der Mensch übersteht aber viel und am Ende wird sie sich trösten, wie Andere.“

„Da haben Sie Recht,“ gab Stropp zur Antwort. „Hedwig wird sich trösten, wie alle Anderen.“

Sie traten in's Haus.

Indessen hatte das ganze Gesinde der Bergmühle das Verhör auf der Bezirkshauptmannschaft bestanden. Auch Hedwig war wieder heimgekehrt. Die Behörde hatte kein Resultat erreicht, sondern sich überzeugt, daß alle Vorgeladenen über die geheimnißvolle Beherbergung des Flüchtlings in vollster Unwissenheit waren.

Erst nach dieser Zeugenvernehmung wurde Dubsky in Begleitung eines Gensdarmen aus seiner Zelle in's Amtszimmer vorgeführt, wo ihn Herr von Rack, auf dem Divan sitzend, und der jugendliche Actuar Auwald mit der Feder in der Hand am Schreibpult erwarteten.

Als Dubsky eingetreten war, entfernte sich der Gensdarm auf einen leisen Wink seines Chefs, während Auwald sein Gesicht ängstlich abwandte und das Geschick bitter fühlte, an der wahrscheinlichen Verurtheilung des Bergmüllers, auf dessen schöne Tochter er lange heimlich ein Auge geworfen, mitarbeiten zu müssen.

„Auwald,“ sprach von Rack in finsterer Amtsmiene und in dem gemüthlosen Tone, welcher ihm eigen war, wenn er zu Gericht saß, und der im schärfsten Gegensatz zu der Liebenswürdigkeit vor Excellenzen und Comtessen stand. „Lesen Sie dem Bergmüller Dubsky von Kraßnitz das Protokoll vor!“

Auwald griff nach einem Bündel Acten, indem er sich räusperte, um seiner versagenden Stimme beim Vorlesen einen einigermaßen männlichen Klang zu verleihen, worauf er mit äußerster Anstrengung seiner Pflicht nachkam.

Das Protokoll enthielt das Ergebniß der gestrigen Haussuchung, deren wesentlichen Inhalt wir, wie er vom Bezirkshauptmann selbst in der Soiree beim Grafen von Thieboldsegg mitgetheilt worden, bereits kennen.

„Ich fordere Sie nun auf," richtete Herr von Rack mit einer freundliche Milde glücklich nachahmenden Stimme, das Wort an den Inquisiten, um durch den einschmeichelnden Ton ein rascheres Geständniß hervorzulocken, „ich fordere Sie nun auf, die Wahrheit, die volle Wahrheit ohne Umschweife auf die an Sie gestellten Fragen zu sagen. Wie Ihnen aus dem eben verlesenen Protokoll ersichtlich sein wird, liegt durch die Auffindung der bezeichneten Gegenstände in dem Kämmerchen des oberen Stockwerkes der Bergmühle Ihrem Anklagezustande ein fester, objectiver Thatbestand zu Grunde, wiewohl die in Frage stehende, von Ihnen, dem stärksten Anschein nach, wissentlich beherbergte Person zur Stunde noch nicht ermittelt und verhaftet ist. Lassen Sie sich durch den letzteren Umstand nicht zu Ausflüchten verleiten, denn die vorgefundenen Gegenstände, sämmtlich wichtige, Sie tief gravirende Indicien, substituiren vor der Hand gewissermaßen das fragliche Individuum, welchem sie angehört haben. Ich fordere Sie daher auf, frei und offen, wie es einem Manne von wahrer Ehre geziemt, auszusagen, wer das Individuum ist und aus welchem Grunde Sie sich bewogen gefühlt haben, dasselbe vor den öffentlichen Sicherheits-Organen zu verheimlichen, respective zu beherbergen."

Dubsky, dessen leicht aufflammendes Naturell in große Aufregung gerathen war, bestand sichtlich einen inneren Kampf mit sich, ehe er ruhig aber mit fester Stimme erwiderte:

„Ich bin aufgefordert worden, frei und offen zu reden, das würde ich thun, selbst wenn es mir verboten wäre."

Herr von Rack zuckte mit den Augen und kniff die Lippen zusammen, denn nach diesem Anfange glaubte er sich auf eine für eine Amtsstube rebellisch klingende Sprache gefaßt machen zu müssen.

„Ich weiß nicht," fuhr Dubsky, die Miene des Bezirkshauptmannes wohl bemerkend, unerschüttert fort, „wer dem Gerichte den guten Rath gegeben, bei mir eine Haussuchung vorzunehmen; ich weiß nicht, wer die in dem Kämmerchen aufgefundenen Gegenstände dort zurückgelassen, und ebenso wenig habe ich den Scharfsinn, zu sagen, wer in dem, wie das Protokoll sich ausdrückt, frisch aufgewühlten Bette gelegen habe.

Da die ungarische Rebellion seit einem vollen Jahre unterdrückt ist, so können die fraglichen Dinge, der Brief von Dembinsky, die Kossuthnoten und alles Uebrige wohl schon ein ganzes Jahr in einer wenig besuchten Kammer meiner Mühle gelegen haben, ohne daß ich oder einer meiner Untergebenen dieselben bemerkt oder deren Gefährlichkeit verstanden hätte. Bei mir haben seit einem Jahre allerdings viele Menschen, die um ein Nachtlager gebeten, übernachtet, und man wird sich hierorts erinnern, daß ich zahlreiche Anmeldungen durch meine Leute gemacht habe, wobei die Legitimationen oder Wanderbücher vorschriftsmäßig vorgelegt worden sind. Die Behörde hat dieselben geprüft und niemals eine derselben beanstandet. Wäre es denn unmöglich, daß einer der Reisepässe erschlichen und die Behörde damit getäuscht worden wäre? — Könnte es nicht vorgekommen sein, daß Jemand, den die Polizei selbst unter meinem Dache ließ, die aufgefundenen Gegenstände zurückgelassen hätte, weil er dieselben weiter zu bringen für unnütz oder gefährlich gehalten? Hier ist also meine Antwort auf Ihre Frage, Herr Bezirkshauptmann, und ich weise somit alle Verantwortung von mir ab. Ich weiß nichts von Allem, was Sie mir zur Last legen, und wenn Jemanden eine Schuld trifft, so ist's meine Dienstmagd, die verdient einen rechten Wischer, daß sie vermuthlich seit längerer Zeit in dem oberen Kämmerchen nicht aufgeräumt hat."

Herr von Rack, der während dieser Rede eine hohe Probe von Mäßigung an den Tag gelegt und seinem Aerger über manche anstößige Aeußerung nur durch Augenzwinkern oder durch flüchtiges Berühren seiner schwarzglänzenden Perrücke Luft gemacht hatte, sagte hierauf:

„Sie haben nicht nach bestem Wissen und Gewissen gesprochen. Ich hätte erwartet, daß Sie mir die Mühe ersparen, Sie durch weitere Beweise in die Enge zu treiben. Es war mir leicht, Ihnen in die Rede zu fallen und handgreifliche Unrichtigkeiten nachzuweisen, aber ich ließ Sie zu Ende kommen und stieß mich auch nicht an Ihre Sprache, welche nur zu oft bis an die Grenze des Unziemlichen und mit der Würde meines Amtes Unverträglichen streifte. Sie sehen, daß unser sogenanntes altes und heimliches Gerichtsverfahren eine gleiche

Freiheit der Vertheidigung gestattet, wie die Schwurgerichte, für deren Einführung Sie so viel geschwärmt haben. Das nebenbei, ich komme zur Sache. Nicht wahr, seit mehr als vierzehn Tagen hat kein Fremder mehr in der Bergmühle übernachtet?"

„Ich glaube," erwiderte Dubsky, „daß es so lange her ist."

„Gut," sprach Herr von Rack. „Wie erklären Sie also, daß man in den letzten drei Tagen in dem in Rede stehenden Kämmerchen des oberen Stockwerkes bis in die tiefe Nacht Licht gesehen hat?"

„Das kann ich nicht erklären," gab Dubsky zur Antwort. „Es geschieht, wenn man zwanzig Leute im Hause hat, Mancherlei, was man nicht sieht oder was man nicht dulden würde."

„Wie kommt es," fragte von Rack weiter, „daß gestern Abend unmittelbar nach der Haussuchung ein Unbekannter im Walde, besser gesagt, im Park des Grafen von Thieboldsegg von mehreren Personen gesehen wurde, welcher, wie die frischen Fußspuren an den feuchten Uferstellen des Teiches zeigen, seinen Weg von der Bergmühle genommen?"

„Der braucht nicht eben von mir hinaufgekommen zu sein," erwiderte Dubsky. „Die Fahrstraße geht doch oberhalb der Mühle am Schlosse direct vorüber."

„Sie könnten Recht haben," fuhr von Rack fort, „aber wir haben bei Ihnen ein Paar alte Stiefel gefunden, welche Niemandem in Ihrem Hause gehören, noch irgend Jemandem an den Fuß passen und welche unser Schuhmachermeister auf gerichtliches Befragen für kein böhmisches, sondern ein ausgemacht fremdes, vermuthlich ungarisches Fabrikat erklärt. Wenn nun diese alten Stiefel in die Fußstapfen am Teiche vollkommen, ja scharf passen, sollte dann der Schluß zu keck sein, den ich daraus ziehe, daß dort dasselbe Individuum gegangen, welches diese Stiefel in dem Kämmerchen zurückgelassen?"

„Das mag höchst scharfsinnig gedacht sein," erwiderte Dubsky, „da aber Niemand einen Fremden in meinem Hause gesehen, so kann es doch nicht stichhaltig sein. Die Stiefel sind da, das ist wahr, aber ich frage, wo ist der Mensch?"

„Die Stiefel können doch nicht durch's Fenster in die Kammer hineingeflogen sein!" schrie der Bezirkshauptmann

barsch auf, faßte sich aber schnell wieder und sprach mit neugesammelter Engelsgeduld weiter:

„Mit einem Worte, Sie werfen sich auf das Leugnen. Sie leugnen, räumen aber keins der zur Last gelegten Dinge hinweg. Wie ich sehe, sind Sie nicht der Mann, der bei weiterem Hin- und Hersprechen die traurige Vertheidigungsmethode aufgiebt, welche zwar den Richter peinigen, aber die Anklage nicht aufheben kann."

„Ich weiß von der Sache nichts," sagte Dubsky energisch, während er mit dem Taschentuch über sein hochrothes, mit Schweißperlen bedecktes Gesicht hinfuhr.

„Ich weiß, daß Sie dabei stehen bleiben," erwiderte Herr von Rack, indem er das Protokoll, welches Auwald niedergeschrieben, in die Hand nahm und mit raschem Blicke überflog.

„Wir werden schwerlich," sagte er dann, zu Dubsky gewendet, „des Weiteren viel mit einander zu verhandeln haben. Ich mache Sie dennoch aber auf die Folgen aufmerksam, welchen Sie sich durch die befolgte Taktik aussetzen. Kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird bei dem vorliegenden Thatbestande annehmen, daß sich das in Rede stehende Individuum nicht in Ihrem Hause aufgehalten, und daß Sie von dessen Aufenthalt nichts gewußt haben. Es wird Jedermann sogar einleuchten, daß Sie die fragliche Person ganz besonders unter Ihre eigene Obhut gestellt und sogar die Mitwissenschaft Ihrer eigenen Hausleute verhindert haben. Bei so bewandten Umständen ist eine zwiefache Auffassung möglich. Entweder Sie haben den Menschen, ohne dessen politische Straffälligkeit gekannt zu haben, aus einer nicht weiter denkenden Gutmüthigkeit bei sich aufgenommen und dadurch die Vorschriften der Fremdenpolizei überschritten, oder Sie haben, was bei Ihrem Vertheidigungssystem wahrscheinlich ist, den vollen Umfang der auf Sie fallenden Verantwortung eingesehen, derselben aber mit kluger Vorsicht auszuweichen geglaubt. Ist das Erstere der Fall, so sind Sie sehr leichtsinnig gewesen, ist das Letztere der Fall, dann haben Sie aus Opposition gegen die Regierung und Sympathie mit der Partei des Umsturzes einem flüchtigen Rebellen Vorschub geleistet und damit einer der Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches über Hoch-

verrath wissentlich entgegengehandelt. Auf den ersten Fall der Unkenntniß des fraglichen Individuums ist bei unseren väterlich milden Gesetzen eine unerhebliche Strafe gesetzt, und ich hätte dieselbe in Rücksicht auf ein freies Geständniß auf das Minimum herabgedrückt. Im zweiten Falle aber — der liegt vor, liegt er nicht vor, ist es nicht meine Sache, die Ermittelung durchzuführen — bin ich nicht competent. Ich habe dann nur die Voruntersuchung zu leiten und die Acten an's Kriegsgericht einzusenden. Hiermit habe ich Ihnen die Sache auseinandergesetzt und Sie müssen sagen, daß Ihr eigener Advocat Ihnen keine lichtvollere und besser gemeinte Darstellung der gerichtlichen Consequenzen zu geben vermöchte —"

Dubsky's Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck an, in welchem sich große Ueberraschung mit Schrecken mischte.

„An's Kriegsgericht?" sagte er dann. „Und wie viel Monate der schrecklichsten Haft erwarten mich? Und wie viel meiner Leute werden eingezogen werden müssen?"

„Sie wollen es nicht anders," erwiderte von Rack achselzuckend.

„Ich werde Monate in der Untersuchung zubringen," sprach Dubsky, das ganze Gewicht des Gedankens fühlend, „ob schuldig oder unschuldig, die lange Haft bleibt im besten Falle nicht aus."

„Ihr eigenes Verschulden —" warf Herr von Rack, der aus der Niedergeschlagenheit des Bergmüllers Nutzen zu ziehen hoffte, scheinbar ganz gleichgültig hin.

„Daß es so mit mir steht," sprach Dubsky, „das hätte ich denn doch nicht gedacht!"

Herr von Rack las leise brummend ein Blatt, wie wenn er gar nicht zuhörte, während Auwald wie ein Mitangeklagter dastand und, so oft ihn ein Blick des Bergmüllers traf, sich einen Abgrund zu seinen Füßen wünschte, in welchen er versinken könnte. Dubsky's Niedergeschlagenheit und Kleinmuth war von kurzer Dauer. Seine derbe, heftige, im besten Sinne des Wortes mannhafte Natur brach sich mit Ungestüm Bahn.

„Das hätte ich nicht gedacht," rief er entschieden, „daß es ein so großes Verbrechen ist, einen Menschen, den die Kugel oder der Strick erwartet, zu retten! Ja," fuhr er im höchsten

Affect fort, „es ist wahr, ich habe mich eines Verfolgten, eines Unglücklichen erbarmt, ich habe ihn fünf Tage lang beschützt, ich hätte ihm die Mittel zur ferneren Flucht gegeben, und rechne es mir zur Ehre an! Ich bereue nichts, da ich ohne jeden Mitschuldigen bin, ich bedauere nur, daß ich nicht schon heute den Lumpen, welcher meinen Spion gemacht, bei den Ohren habe, um sie ihm herauszureißen!"

„Lieber Dubsky," sprach von Rack, der beim Beginn des Geständnisses sogleich aufgesprungen und dabei dem jungen Actuar ein heimliches Zeichen, rasch zu protokolliren, gegeben, mit der liebenswürdigsten Miene, „jetzt sind wir auf dem besten Wege, uns zu verständigen, und Sie werden die Erfahrung machen, daß Offenheit, zu welcher ich Sie gleich anfangs aufgefordert, Ihre beste Vertheidigungswaffe werden wird. Ich nehme Ihnen Ihre bisherige Taktik nicht übel. Jeder will sich seiner Haut wehren, aber in allen Straffällen wird muthiges Bekennen den Richter am sichersten gewinnen. Ich ersuche Sie daher, fortzufahren und des Näheren anzugeben, wer der Mensch sei, woher und wohin er sich gewendet — —"

„Herr Gott," rief Dubsky mit ebenso viel Ueberraschung als Entrüstung, „bin ich denn im Nu ein altes Weib geworden? Soll ich Einen, den ich gestern gerettet, heute verrathen? War das Asyl, das ich dem Flüchtigen geöffnet, eine Polizei-Wachtstube, in welche ich ihn eingelassen, um seinen Steckbrief anzufertigen? Wäre nicht der Spion, welcher mich in diesen Proceß gestürzt, ein Ehrenmann im Vergleich mit mir? Ich sollte ihn verrathen? — Nein, und wenn es die ganze Bergmühle kostet und meinen Hals dazu!"

Dieser Ausbruch kam dem Bezirkshauptmann so unerwartet, daß er wie in den Wellen dieser kräftig vorgebrachten, affectvollen Worte fassungslos auf und nieder geschaukelt wurde.

„Sie sind aufgeregt," sprach er nach einer kleinen Pause gemessen, in seinem vorigen Vertrauen auf's Aergste getäuscht. „Es geschieht zu Ihrem Besten, wenn ich heute abbreche."

Er schellte. Der Gensdarm trat ein und führte den Bergmüller ab.

„Ich glaube gar," sprach von Rack, Auwald's Gesicht fixirend, „Sie sind ergriffen?"

„Entschuldigen Sie," stotterte Auwald erröthend, „einem Neulinge ist Mancherlei neu — ich habe bis heute viel zu viel in der Familie gelebt — aber — es wird sich schon machen!"

Neuntes Kapitel.

Worin der Gast im unbewohnten Schloßflügel auftritt.

Während unser wackerer Müller Dubsky in fester Haft saß und dem traurigsten Schicksal entgegensehen mußte, hatte der Flüchtling in dem hocharistocratischen Schlosse eine Freistätte gefunden, welche der Gensdarmerie unnahbar, beinahe geheiligt war. Gleichwie er aber über die Familie Dubsky trübe Tage gebracht, hatte er auch seinen jugendlichen Beschützerinnen nicht geringe Verlegenheiten bereitet. War man auch schon über die Besorgniß hinaus, daß man in ihm einen vielleicht im gewöhnlichen Sinne gemeinschädlichen Gesellen beherberge, so waren wieder Bedenken anderer Art aufgetaucht, auf welche man anfangs nicht gefaßt war, wie nahe dieselben auch lagen. Man hatte sich nämlich nicht gleich klar gemacht, als man dem Verfolgten das Asyl öffnete, daß man damit die förmliche Pflicht übernehme, ihn auch in eine definitive Sicherheit, die nicht einmal jenseits der Grenzen, sondern erst in der Schweiz zu finden war, zu bringen, nicht nur aus dem Grunde, weil die rettende That unvollkommen und halb gethan wäre, sondern weil die Beschützerinnen selbst dann noch compromittirt werden konnten, wenn der Flüchtling in jeder beliebigen Entfernung ergriffen würde.

Stundenlang waren Frau Hassenfeld, Cornelia und der alte Koß beisammengestanden, um die gewünschte Lösung der schwierigen Frage zu Wege zu bringen. Natürlich fiel die ganze Last der Berathung auf Frau Hassenfeld, welche die Entschiedenste und Weltkundigste unter den Dreien war. Das Schloßfräulein war in dieser Angelegenheit ohne jede selbstständige Meinung, wohl unendlich geneigt, für die Ausführung eines guten, zweck-

dienlichen Rathes jedes Opfer zu bringen; der alte Koß hingegen war in der Auffindung von Auswegen und Rettungsvorschlägen höchst unproductiv, wahrhaft unerschöpflich aber in Er- und Auffindung bedenklicher Einwürfe, so oft ein Vorschlag zur Sprache gekommen war. Diesem alten Lakaien, der sonst der bravste, zuverlässigste Mann war, schwanden zuweilen die Sinne, wenn er sich in eine Geschichte verwickelt sah, in welcher er auf einer Seite förmlich gegen die hohe Regierung conspirirte, um einen ihrer Feinde am Leben zu erhalten, auf der andern gegen die bekannten Grundsätze seines Brodherrn sündigte und diese Schuld im Complott mit dessen Tochter in's Werk setzte.

Und wer war dieser bis dahin allen Dreien wildfremde Mensch, welcher sich ihnen eines Abends in der Mitte des Weges vom Schlosse zur Einsiedlerklause Hülfe anrufend entgegengeworfen, um so endlose, mit Verantwortungen verbundene Sorgen zu verdienen? War es nicht natürlich, begreiflich, verzeihlich, daß alle Drei ohne Ausnahme zuweilen, wenn auch nur momentan, von einem Gefühle befallen wurden, das bis zur Reue heranreichte? Welche Consequenzen waren hingenommen worden, weil das erschreckte, zarte Frauenherz flüchtig höher schlug und über jede kleinliche Bedachtnahme hinweg fremde Lebensgefahr mitempfand und vor einer andern entgegengesetzten Reue, vor dem eigenen Vorwurfe der Lieblosigkeit zitterte!

Jene Nacht hatte damals in dem wellenlos heiter dahinfließenden Leben Cornelia's nicht ihresgleichen. Tief aufgewühlte Empfindungen, die ganze Verwirrung in einer neuen und zugleich kritischen Lage, das erste Bewußtsein einer heimlichen und vielleicht folgenschweren Handlung in einem offen daliegenden jungfräulichen Gemüthe blieben auch am nächsten Morgen und den ganzen folgenden Tag auf dem blaß herabgestimmten Incarnat ihres edlen Gesichts und den nervös gespannten Mienenzügen verzeichnet.

Diese innere Unruhe legte sich zwar einigermaßen, als Frau Hassenfeld das dem Flüchtling angewiesene Versteck in dem unbewohnten alten Schloßflügel besucht und den räthselhaften Unbekannten gesprochen hatte. Wenn auch durchaus nicht an-

zunehmen war, daß seine Angaben über seine Herkunft thatsächlich richtig seien, so hatte man doch die Gewißheit gewonnen, daß seine Zurückhaltung in den exceptionellen Verhältnissen selbst begründet war und keinen seinen Retterinnen nachtheiligen Trug zur Quelle hatte. Daß er unter Anderem entschieden in Abrede stellte, je im Leben den seinetwegen in Untersuchung gezogenen Bergmüller gesehen und dessen Gastfreundschaft genossen zu haben, war eher geeignet zu Gunsten des Beschützten einzunehmen, wie denn auch seine ganze Persönlichkeit, mit allen Sympathieen, welche Jugend einflößt, ausgestattet, einen gebildeten, von edlen Gesinnungen beseelten Mann ankündigte, wofern nicht alle Menschenkenntniß eine leere Täuschung war.

Dazu floß noch eine große Beruhigung aus dem Ereignisse, dessen Schauplatz die Bergmühle gewesen. Durch Herrn von Rack, der allabendlich zu Besuch kam, in alle Details der schwebenden Untersuchung eingeweiht, konnten die beiden Frauen mit Richtigkeit den Schluß machen, daß Dubsky, ein höchst achtbarer Mann, sich keines Unwürdigen angenommen. Sie mußten vermuthen, daß der Müller den Flüchtling sogar näher kenne, da er ihn selbst vor Gericht nicht zu schützen aufgehört und seine Fürsorge sogar bis zur Selbstaufopferung getrieben hatte.

Das war die rein innere Seite der Angelegenheit, deren befriedigende Gestaltung aber keine Schwierigkeiten zu ebnen vermochte, welche der endgültigen Lösung, den Flüchtling in Sicherheit zu bringen, entgegenstanden. Gerade durch die allmählich emporkeimende Ueberzeugung, daß man einen aus dem großen Haufen hervorragenden Menschen vor sich habe, erhöhte sich die Aufgabe und die angstvolle Pflicht, das einmal übernommene Werk nicht halb, sondern voll und ganz zu thun.

Wie aber sollte dies geschehen? Ein Entschluß war kaum mehr zu verschieben, denn bei der Menge der Gäste war der Flüchtling selbst in dem unbewohnten Theile des Schlosses vor einer Ueberraschung nicht sicher. Dort lag der Kaisersaal, so genannt, seitdem der römische Kaiser Karl VI. ein Mittagsmahl daselbst eingenommen, und an diesen stieß eine ganze Reihe von Cabinetten im Rococogeschmack, welche besonders

für Damen viel Anziehungskraft hatten. Wäre ein Aufschub nicht gefährlich gewesen, so hätte die Fortschaffung des heimlichen Gastes die Hälfte ihrer Schwierigkeit verloren. Im gegenwärtigen Augenblicke aber waren die Augen aller Behörden der ganzen Umgegend wach, weil man dem ganzen Hergange nach gewiß war, daß der Verfolgte in dem allernächsten Reviere sich noch immer versteckt halten müsse.

Cornelia war aus der Sonntagsmesse auf ihr Zimmer gekommen, als Frau Hassenfeld bei ihr eintrat.

„Haben Sie," war Cornelia's erstes Wort, „keinen Plan über Nacht ausgesonnen?"

„Da ist guter Rath theuer," erwiderte Frau Hassenfeld. „Doch besser, wir warten noch einige Tage, wie schwer es gehen mag, als daß wir eine Uebereilung begehen."

„Es ist eine fatale Geschichte!" rief Cornelia. „Tag und Nacht, überall wird man von ihr verfolgt. Nicht einmal in der Kirche habe ich Ruhe gehabt. Meine Augen waren auf Hedwig, die vor einem Seitenaltar kniete, wie geheftet. Das arme Mädchen scheint durch das Schicksal ihres Vaters schrecklich betroffen worden zu sein. Unbeweglich, den Kopf tief auf die zusammengelegten Hände gestützt, glich sie eher einer Bildsäule als einem lebenden Wesen. Ein Bauer hatte gegen das Ende der Messe aus Unachtsamkeit mit seinem Hute das Glas eines Heiligenbildes eingedrückt. Aller Augen fuhren hin, nur Hedwig, hinter welcher es unmittelbar geschehen, sah sich nicht um, rührte sich nicht. Wie sie leidet, sagte ich zu mir, und doch hat sie nur, wie ihr Vater, wie ich — wie wir, mit Jemandem Erbarmen gehabt!"

„Sie hat Niemanden, als ihren Vater," sprach Frau Hassenfeld. „Und glauben Sie, daß der Bergmüller, wenn es noch so glücklich geht, vor einigen Monaten aus der Untersuchung herauskommt?"

„Was Sie sagen!" rief Cornelia schrecklich überrascht. „So lange sollte es dauern?"

Sie wurden von Koß, der eben eintrat, unterbrochen. Er machte ein äußerst trübes Gesicht.

„Was giebt's denn wieder?" fragte Frau Hassenfeld.

„Das ist ein recht toller Mensch!" gab Koß zur Antwort.

„Als ich ihm heute das Frühstück bringe, trägt er mir auf, der Dame, welche ihn schon einmal besucht hat, zu sagen, er wünsche sie im Laufe des Tages noch zu sprechen, denn er habe die Absicht, sobald es Nacht würde, seine Weiterreise anzutreten."

„Wie will er das thun?" riefen beide Damen überrascht.

„Das sagte er nicht," erwiderte Koß. „Ich habe ihm aber gleich erwidert, daß er froh sein könne, daß wir ihm hier Unterkunft gegeben, und auf jeden Fall bleiben solle, so lange wir selbst ihm nicht die Wohnung kündigen. Ich hab's ihm rundheraus gesagt, er sei ein Rappelkopf, der den Bergmüller in's Unglück gestürzt und nun durch seine Voreiligkeit auch seinen neuen Gönnerinnen Unheil bereiten wolle."

„Was treibt ihn?" rief Frau Hassenfeld höchst verwundert.

„Sie sollten gleich hinaufgehen," sagte Cornelia hastig, „und ihn sprechen!"

„Dann hat er noch gesagt," fuhr Koß auf's Neue fort, „und das war der Hauptunsinn, er wünschte das junge Fräulein zu sehen, das an seiner Rettung Theil hat. Er möchte ihr zum Abschied seinen Dank sagen."

„Weiß er, wer ich bin?" rief Cornelia zusammenzuckend und erbleichend.

„Keinesfalls," erwiderte Koß, „sonst würde er das doch nicht so mir nichts dir nichts gewagt haben. Darauf habe ich zu ihm gesagt, daß das ein ganz verrückter Gedanke sei, an den er nicht weiter denken solle."

„Das war aber eben nicht das Gescheidteste," fiel Frau Hassenfeld ein, „was Sie erwidern konnten. Gerade diese Antwort kann ihn bei einigem Scharfsinn auf die Spur bringen. Sie konnten ruhig sagen: das Mädchen ist gestern verreist, oder es ist die Verwalterstochter unseres Grafen und ist mit ihrem Vater auf einen Meierhof gefahren. Das wäre besser gewesen."

„Mein Gott!" rief Koß ganz wild, „jetzt soll ich noch die Schuld haben, wenn es herauskommt, daß die gnädige Comtesse dabei gewesen ist! Das Lügen habe ich nicht studirt, und es ist schon Schurkerei genug, daß ich in meinen alten Tagen hinter dem Rücken meines gnädigsten Herrn mit operiren muß!" Er jagte zur Thür hinaus.

„Ich will gleich hinaufgehen und ihm den Marsch machen!" sagte Frau Hassenfeld ernst und gedankenvoll. „Das wäre die schrecklichste Ueberstürzung, ihm und uns verderblich!" Sie war bei den Worten rasch an die Thür getreten.

„O gewiß," erwiderte Cornelia mit besorgten Mienen, „Sie müssen es ihm um jeden Preis ausreden. Er muß warten!"

Mit mehrmaligem Kopfnicken die vollkommenste Uebereinstimmung ausdrückend, eilte Frau Hassenfeld hinaus. Zu dem Asyl des Flüchtlings in den unbewohnten, alterthümlich erhaltenen Schloßflügel führten zwei verschiedene, weit auseinander gelegene Wege, der eine über eine Wendeltreppe, der andere über eine breite steinerne Stiege. Beide waren durch Thüren abgeschlossen, welche nur bei höchst seltenen Gelegenheiten geöffnet wurden. Zu der Wendeltreppe war leicht und unbemerkt zu gelangen, und auf diesem Wege hatte man den Flüchtling hinaufgebracht. Von dieser Seite aus hatte er den ersten Besuch der Frau Hassenfeld erhalten und war schon gewohnt, den alten Koß von dort kommen zu sehen, wenn dieser, was dreimal des Tages geschah, die nöthigen Lebensmittel hinaufschaffte. Frau Hassenfeld huschte die Wendeltreppe rasch hinauf und gelangte an die sogenannten chinesischen Cabinette, die den Namen von den bizarren Wandgemälden trugen und deren letztes den Flüchtling beherbergte.

Dieser stand erwartungsvoll und wie auf der Lauer in der Mitte des Zimmers, als Frau Hassenfeld rasch die Thür öffnete, und erst als er sie als eine seiner Retterinnen erkannt hatte, lächelte er ihr mit freundlichen Mienen entgegen.

Es war ein junger Mann von etwa sechs- bis siebenundzwanzig Jahren von einer hohen, mageren, aber stark gebauten Gestalt, deren gefälliger, in die Augen springender Adel durch den allereinfachsten, ziemlich abgebrauchten Anzug nicht zu entstellen war. Sein männlich schönes Gesicht schien durch das schwarze Kopfhaar, die dunkelglühenden Augen und das auf der Oberlippe sich kräuselnde Schnurrbärtchen noch blässer, als es war. Auf der hochgewölbten, klaren Stirne und um die schöngeformten geistsprühenden Augen herum lag Nachdenken ausgeprägt, und ein Ernst, welcher durch die feinen Züge um

den Mund, das schöngebildete Kinn und die sanftgebogene, ziemlich stolz vortretende Nase hervorgehoben und zugleich gemildert wurde. Die Energie, welche der ganze Kopf verrieth, verlor durch die Beimischung eines schwärmerischen Anhauches nichts von ihrem Ausdruck, sondern gewann an poetischem Interesse. Dieser gewinnende, den Mann von Bildung verrathende Eindruck war zunächst der von der Natur verliehene Empfehlungsbrief, welcher die beiden Damen unbewußt bewogen hatte, dem Zuge ihres Mitleids ohne Zaudern zu folgen.

Als Frau Hassenfeld eingetreten war und sich auf den an der Wand hinlaufenden, gepolsterten Sitz hingeworfen hatte, um Athem zu schöpfen, fiel ihr das überaus interessante Aussehen ihres Schützlings eigentlich zum ersten Male vollkommen klar in die Augen, denn im Parke hatte sie ihn nur wie im Traume, einer genauen Beobachtung nicht fähig, und bei ihrem letzten Besuche kurz vor einbrechender Nacht im täuschenden Zwielicht gesehen. Ihr Vorsatz, ihm, wie sie sich's vorgenommen, eine scharfe Zurechtweisung wegen seines überstürzten Entschlusses zu ertheilen, schmolz plötzlich tief herab, und sie sann nach, wie ihre Absicht im Einklange mit der eine gewisse Achtung fordernden Persönlichkeit des Fremdlings zu erreichen sei.

„Ich bin sehr erfreut, daß Sie kommen,“ redete sie der Flüchtling mit klangvoller Stimme an. „Koß wird Ihnen gesagt haben, daß ich reisefertig bin?“

„Wir haben es mit Schrecken vernommen!“ rief Frau Hassenfeld. „Sind Sie denn bei uns so schlecht aufgenommen worden, daß Sie ohne Rücksicht auf alle Gefahren aufbrechen wollen?“

„Wie undankbar wäre ich,“ erwiderte der Flüchtling, „wenn die Erinnerung an die zwei jungen Damen, die so viel Muth und so viel Hochherzigkeit gezeigt, je in meinem Herzen erlöschen könnte! Sie haben mich nicht allein aus den Fesseln befreit und mich unter Ihre schützenden Fittiche genommen, sondern auch meinen Glauben an die Menschen, der durch tausend Beispiele von Schwäche, Selbstsucht und Abfall arg erschüttert war, neu befestigt. Mit Worten vermag ich Ihnen nicht zu danken, aber es werden, wenn mir ein längeres Leben

beschieden ist, Zeiten wiederkommen, wo ich besser in der Lage sein werde, den mir ewig denkwürdigen Aufenthalt in diesem Schlosse anzuerkennen. Sie haben für mich Alles gethan, es ist nicht möglich, durch weiteren Aufschub mehr für mich zu thun. Ich aber muß daran denken, Sie einer gefährlichen Last zu entheben, und darf unter diesem gastlichen Dache nicht vergessen, daß ich noch weiter muß, wie wenn ich der ewige Jude wäre!"

„Sie sind sehr rücksichtsvoll," versetzte Frau Hassenfeld, „aber es frägt sich, ob es schon an der Zeit sei, uns, wie Sie sich ausgedrückt haben, der gefährlichen Last zu entheben. Durch den Proceß des Bergmüllers sind alle Gerichte wach, und die umliegenden Straßen müssen äußerst unsicher sein. Wollen Sie aus Ungeduld Alles auf's Spiel setzen und uns in eine peinliche Verantwortung stürzen?"

Nachdenklich warf der Flüchtling seine Blicke zu Boden und sagte, die Augen zu der vor ihm sitzenden Frau wieder erhebend, mit unzweideutigem Antheil, wie einfach auch die Worte klingen sollten:

„Was vernimmt man über den Gang der Untersuchung gegen diesen Bergmüller?"

„Entschieden ist noch nichts," erwiderte Frau Hassenfeld; „welches Ende es aber auch nimmt, der Bergmüller wird nicht leichten Kaufs davonkommen."

„Was Sie da sagen!" rief der Flüchtling, sich über die Stirn fahrend. „Was kann man gegen ihn haben! Ich war nicht unter seinem Dache, ich kenne ihn nicht, er kennt mich nicht! Im Lande der Willkür sind eben die Hallucinationen des Verdachtes ein strafbarer Thatbestand, und der Schein gilt als Beweis!"

„Doch nicht!" entgegnete Frau Hassenfeld. „Der Bergmüller hat offen erklärt, daß er einem Flüchtigen Unterkunft gegeben, weigert sich aber, ihn näher zu bezeichnen, wie man es von einem Ehrenmanne und Feuerkopf, wie er Einer ist, erwarten kann."

„Ich war es nicht!" warf der Flüchtling hin, sich abwendend. Eine kleine Pause trat ein, worauf er sich lebhaft umkehrte und sagte:

„Wäre ich es, so frage ich Sie, was sich thun ließe, den braven Mann nicht für mich leiden zu lassen? Mein Auftreten stürzte ihn noch tiefer hinein. Ich bin es aber nicht."

Er wandte sich wieder um.

Frau Hassenfeld, der der bewiesene Tact und die ganze Wendung wohlgefiel, ließ sich nicht irre führen und erwiderte ruhig, aber mit einem verschleierten Vorwurf:

„Wir können nicht von Ihnen so viel Vertrauen beanspruchen —"

„Weil Sie mir blos die Freiheit, das Leben gerettet haben!" rief der Flüchtling mit einer gegen sich selbst gekehrten Ironie. „Jedermann," fügte er dann hinzu, „hat am Ende das Schicksal seiner politischen Gesinnungen zu tragen! Doch, wir kommen von der Hauptsache ab. Erklären Sie mir freundlichst näher, welche Folgen ich auf Sie lade, wenn ich heute das Asyl verlasse und noch in dieser Nacht von einem bösen Genius ausgeliefert würde?"

„Sie fragen?" rief Frau Hassenfeld bestürzt.

„Sie werden zugeben," sprach der Flüchtling weiter, „daß ich ungesehen und sicher den nahen Wald erreichen kann. Dann bin ich frei — frei, wie das sich dort tummelnde Wild im umhegten Revier — ich bin zwar nicht sicher, mich bangt aber dann nur um mich allein auf meinem einsamen Pfade, nicht mehr um irgend einen meiner Schuldgenossen! Glauben Sie denn, daß ich hier oben gar so sicher bin? Ein Zufall kann schon morgen zur Entdeckung führen, und ich müßte meine Flucht vielleicht unter den bedenklichsten Aussichten antreten. Mir und Ihnen stände ein böser Tag bevor. Lassen wir ihn nicht kommen! Bleiben kann ich hier ohnehin nicht, warum nicht heute thun, was bald doch geschehen muß?"

„Nur noch einige Tage!" rief Frau Hassenfeld inständig.

„Die werden nichts ändern," versetzte der Flüchtling kaltblütig. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir im Stillen zustimmen und nur dem raschen Entschlusse ausweichen. Sie werden damit fertig werden, wie ich es geworden bin. Ich sage Ihnen Lebewohl!"

Er ergriff ihre Hand und küßte sie, nachdem er sie warm gedrückt hatte. Frau Hassenfeld, eine nüchtern und praktisch

denkende, aber warm fühlende Frau, war eigenthümlich bewegt aufgesprungen.

„Sie mißverstehen mich," rief sie. „Ich fürchte nicht für uns, wir wollen Sie nicht preisgeben! Wir haben Sie halb gerettet, wir wollen Sie ganz retten! Ueberstürzen Sie nichts!"

„Ihre Theilnahme rührt mich," erwiderte der Flüchtling ergriffen, „sie bürgt mir dafür, daß sich auf meinem weiteren Wege noch mitleidsvolle Herzen meiner annehmen werden! Sie sind eine edle Frau! Seit ich aber so tief in Sie geblickt, bereue ich hundertfach, daß ich gehen werde, ohne meine zweite Retterin wiedergesehen zu haben. Kann ich sie nicht mehr sehen?"

„Sie ist verreist," gab Frau Hassenfeld nach einer Pause leise zur Antwort.

„Ich sehe sie zwar," fuhr er fort, „und werde sie immer so sehen, wie sie, ein Sträußchen in einer Hand, den Strohhut in der andern, neben Ihnen am Teiche einhergeht, wie sie, als ich hervorstürze, erschrocken zurückfahrend, Ihren Arm faßt und mich anblickt! Wie sie mich anhört und, ohne die Lippen zu bewegen, mir in der ersten Bewegung des Herzens mit ihren schönen Augen antwortet, welche zwar voll Bestürzung auf mich schauen, aber von einem edlen Erbarmen leuchten und dem Verlorenen in der tiefsten Finsterniß einen Ausgang zeigen! Ich werde dieser That ewig gedenken, aber es wird mir viel kosten, die Erscheinung meiner Retterin zu vergessen!"

Seine Züge, welche, während er gesprochen, von innerer Bewegung geleuchtet hatten, wurden, als er geschlossen hatte und, die Hand an die Stirn legend, durch das offene Fenster in's Blau des Himmels hinaufstarrte, von einem wehmüthigen Schatten bedeckt.

„Es thut mir leid," erwiderte Frau Hassenfeld, die seinen Gedankenzug leicht errieth, „daß Sie das Mädchen nicht sehen können. Sie ist mit ihrem Vater auf längere Zeit verreist. Sie ist die Tochter des gräflichen Verwalters —"

„Sie —" rief er mit einer Miene, die es zweifelhaft ließ, ob er enttäuscht oder angenehm überrascht war. „Ich hätte beinahe geglaubt —" Er brach ab.

„Was haben Sie geglaubt?“ fragte Frau Hassenfeld neugierig.

„Alberne Träumerei!“ rief der Flüchtling. „Als wäre Schönheit ein Privilegium eines höheren Standes! Die Nähe des Schlosses, ich weiß selbst nicht was, hat mich verführt. Die Erziehung der Comtessen erweitert nicht das Herz und lehrt nicht aufopferndes Eingreifen zum Besten Anderer, und ich habe — o wie absurd, wie absurd!“

„Da haben Sie sich freilich geirrt,“ sagte Frau Hassenfeld mit erkünsteltem Lachen.

„Sie ist eine einfache Bürgerstochter,“ fuhr der Flüchtling fort, „wäre sie es nicht, so könnte ich ihren Besitz dem Adel mißgönnen, so könnte ich, so müßte ich —“ er brach ab, eine seltsame Exaltation hatte sich seiner bemächtigt. Erst nach einigem Nachdenken sprach er maßvoller weiter:

„Wenn Sie mich ansehen — diesen Rock — eine Jacke, auf heimlicher Flucht einem Jägerburschen im Walde eilig abgekauft — diese Weste, mir von einem braven Manne gespendet, welcher sicherlich keine überflüssige im Leben besessen hat und doch mein Kaufanbot zurückwies — wenn Sie alles Uebrige ansehen, was an mir hängt, reif für einen Trödelmarkt — dann können Sie mich, wenn Sie mich weiter hören, für einen Narren halten! Und doch hat es schon mit mir anders gestanden, besser als mit Hunderttausenden von Sterblichen, und wird wieder so stehen, wenn das Glück mich nicht im Stiche läßt, das Glück, welches bis jetzt meine Rettungsversuche begleitet! Ich bin — doch es ist unnütz — Sie werden noch von mir hören, und lebe ich nicht mehr, so ist Alles gesagt! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich aus dem politischen Schiffbruch mehr als mein nacktes Leben in's Exil mitnehmen werde, dennoch wird mich ein hohes Gefühl in die Ferne begleiten und meine Sehnsucht nach dem Vaterlande verdoppeln! Das herrliche Mädchen bleibt in mein Herz gegraben, und da keine Schranken des Ranges zwischen mir und ihr bestehen, so bricht sich der Wunsch in mir mit allem Ungestüm Bahn, eines Tages meine Retterin mein zu nennen!“

„Sie lassen sich von Ihrem Danke zu weit hinreißen,“ erwiderte Frau Hassenfeld mit Lachen, doch auch verlegen. „Wenn

der Druck aufhört, unter welchem Sie das Gelöbniß machen, werden Sie das, was ich und die Verwalterstochter für Sie gethan, kälter beurtheilen und richtiger schätzen."

„Niemals, niemals!" rief der Flüchtling.

„Uebrigens," fügte Frau Hassenfeld in der Absicht, ihm jede Hoffnung abzuschneiden, hinzu, „ist das Mädchen verlobt und wird in kurzer Zeit ihre Hochzeit halten!"

Ueberrascht, ja bestürzt starrte der junge Mann Frau Hassenfeld an, ehe er, ihre Hand fassend, sagte: „Dann leben Sie Beide wohl! Sagen Sie ihr nichts von diesem Gespräch — oder Alles, wenn ich fort bin!"

Da alles Zureden, zu bleiben, vergebens gewesen, entfernte sich die freundliche Besucherin so heimlich, wie sie gekommen.

Zehntes Kapitel.

Handelt von der Verwalterstochter.

Frau Hassenfeld hatte, als sie wieder zu Cornelia hinabgekommen war, die Unterredung mit dem Flüchtling so getreu wiedererzählt, wie es nur das Gedächtniß vermag. Der Heirathsantrag, welchen die vermeintliche Verwalterstochter erhalten, mußte Heiterkeit erregen, und man hätte noch mehr gelacht, wenn im Uebrigen die ganze Situation nicht so grausam ernst gewesen wäre. Der durchweg günstige Eindruck, welchen das Aussehen, die Sprache und das ganze Benehmen des Fremdlings auf Frau Hassenfeld hervorgebracht, mußte bei der Mittheilung nothwendigerweise auf die junge Gräfin selbst übergehen, da sie ein unbedingtes Vertrauen auf das richtige Urtheil und die herzliche Ergebenheit ihrer Gesellschafterin und Jugendfreundin setzte. Ebenso mußte sie von der Huldigung, welche sie unter der Adresse der Verwalterstochter empfangen, ohne Vorwurf der Eitelkeit schmeichelhaft berührt werden, wie sie auch darüber gelächelt hatte. So kam es, daß sich in ihr der Wunsch unwillkürlich regte, den Schützling wenigstens ver-

stohlen und von ihm unbemerkt zu sehen, ehe er sich vielleicht für immer ihren Augen entzogen haben werde. Dieser Wunsch, den sie sich vor ihren Vertrauten zu äußern hütete, war sicherlich verzeihlich. Was war natürlicher, als der Drang, Jemanden sehen zu wollen, für den sie so viel gethan und gewagt, der unzählige ihrer Gedanken an sich gerissen und ihr so viel ängstliche, stürmische Herzschläge, wie kein zweiter Mann auf Erden, gekostet hatte! In ihrem Wesen selbst lag noch die tiefere Begründung. Trotz ihres adeligen Ursprungs und ihres Lebens in hohen Kreisen war Cornelia von den Tugenden und Untugenden der Welt- und Modefräulein himmelweit entfernt. Sie gehörte zu den Naturen, deren echt weiblicher Stempel, trotz der allgemeinen Eindrucksfähigkeit des Frauengeschlechts, nicht einmal durch die Verlockungen eines täglich vor die Augen tretenden Beispiels zu fälschen, ja kaum zu berühren war, weil die scharfen Idiosynkrasieen des Gemüthes alle Wirkungen aufhoben. Das Herz, welches bei ihr die bestimmende Gewalt über Alles übte, hatte nicht die ihm so oft gefährliche Einbildungskraft zu fürchten; erst, aber dann erst, wenn es lieblich oder schmerzlich getroffen, bewegt, gefaßt war, konnte es die Phantasie wagen, ihre Verführungskünste zu versuchen. Sanfte Milde, lauteres Mitgefühl, langes, treues Festhalten an dem einmal Empfundenen, ein im tiefen Selbst seliges Verweilen waren die Grundzüge des Mädchens, insofern sich dieselben aus dem kindlichen, dem Weltverkehr beinahe fremden Treiben des bisherigen Lebens zurückspiegelten.

Cornelia's Gesicht war der treue Abdruck dieses Innern. Man hatte sie oft im Orte, nicht mit Unrecht, mit der Bergmüllerstochter verglichen, dennoch war ein Unterschied; die junge Gräfin war die idealisirte Hedwig. Ein poetischer Hauch, eine heitere Anmuth war über die reinen, ebenmäßigen Züge hingestrahlt, aus den schönsten blauen Augen loderten die keuschen Flammen einer idealen Sehnsucht hervor, und die zarten, sanften Blicke, welche gern auf dem Gegenstande, auf den sie fielen, lange ruhten, sprachen eine innige Vertiefung, ein seelenvolles Eindringen in das Geschaute aus. Um den jungfräulichen Mund, der von jeher gewohnt war, mehr zu verschweigen, als er zu sagen hatte, spielten Güte und Sanftmuth, doch

auch schalkhafte Genien, wenn er sich zum Lächeln öffnete. Es wohnte in dem Wesen eine Seele, welche für stilles, rein inneres Glück und nicht für die pomphaften, hoffährtigen Triumphe der großen Welt geschaffen war und nicht selten in Stunden einsamen Nachdenkens diese Bestimmung schon fühlte.

Die Vorurtheile, in welchen sie durch ihren Stand und die geringe Kenntniß der unter ihr stehenden Sphären der Gesellschaft befangen sein mußte, beschränkten sich doch nur auf die äußerliche Gemessenheit und waren eigentlich nur theoretischer Natur, denn sobald irgend ein rein menschliches Gefühl in's Spiel gekommen war, brachen gewöhnlich alle stolzen Schranken zusammen.

Dieser Anlage nach war der Act der Menschlichkeit, einen Verfolgten zu retten, ein edles Selbstgenügen, und es war selbstverständlich, daß dieses Ereigniß, welches in die sonnige Helle ihrer sorglosen Jugendtage hineingefallen war, tiefgehende Spuren in ihr Gemüth eingraben mußte. Die anfängliche Besorgniß, mitcompromittirt zu werden, hatte durch die vortheilhafte Schilderung des Flüchtlings aus dem Munde ihrer Vertrauten den selbstischen Charakter verloren und sich zu der vollkommensten Theilnahme an dessen fernerem Geschicke gesteigert und geklärt.

Tiefe Wolken verdüsterten ihr schönes Gesicht, als sie vernommen hätte, daß der Flüchtling am heutigen Abend das Asyl räumen und sein Leben dem Winde und den Wellen wieder überlassen werde.

Diese Stimmung begleitete sie, als sie in das Wäldchen hinabkam, wo die hohen Gäste sich vor der Mittagstafel versammelt hatten. Es war ein schwüler aber schöner Tag.

Cornelia hatte sich schweigend neben ihren Vater gesetzt und nahm eins der großen Journale, welche neben dem Sitze des Diplomaten aufgestapelt lagen, in die Hand.

„Aber, liebes Kind," rief der Vater mit scherzhafter Verwunderung, „seit wann interessirst Du Dich für Politik?"

„Es ist nur Zeitvertreib," erwiderte Cornelia verlegen und vergrub das Gesicht in dem Blatte.

„Werfen's das Zeug weg!" rief ihr der alte General Greifenstein im väterlichen Warnungstone zu. „Wenn ich nicht

die Militairernennungen lesen müßt', ich würd' ein solches Papier das ganze Jahr nicht anrühren, außer wenn ich einen Fidibus für meine Pfeife brauch'. Am allerwenigsten taugt das Zeitungslesen den Weibern, die waren am allerbravsten, wie sie noch nichts g'lesen haben, als ihre Gebetbücher. Verderben's sich nicht Ihre schönen Augen."

„O, das schadet ihnen nicht, General!" rief ihm Cornelia lachend zu, im Lesen fortfahrend.

Der Ausfall auf Zeitungen und Bücher, dem alten Haudegen ein verhaßtes Feindesgebiet, kam der frommen Gräfin Sophie sehr gelegen. Sie war unermüdlich, Fehler an ihren Mitmenschen zu entdecken, und überglücklich, dieselben durch Zurechtweisungen und Moralpredigten zu bessern.

Sie hatte schon lange, während sie sich fatiguirt stellte, wie eine lauernde Katze die junge Gemahlin des Generals beobachtet, die mit dem stattlichen Rittmeister Haldenried in lebhafter, bald mit lautem Lachen, bald mit vertraulichem Flüstern geführter Unterhaltung einen schattigen Seitengang des Schloßwäldchens auf und ab ging. Da sie keine so feinen Ohren hatte, um das Gesprochene aus solcher Entfernung zu hören und auch die Beiden nirgends schicklicherweise belauschen konnte, so begnügte sie sich, das Gespräch zu errathen und dessen Inhalt zu verdächtigen.

Der General hatte ihr selbst den längst ersehnten Anlaß dazu gegeben, sein Ausfall auf Lectüre hatte ebenso gut seiner Gemahlin, ja dieser noch mehr als Cornelia gegolten, und der Gräfin war wohl bekannt, daß sich das ungleiche Ehepaar wegen dieses Gegenstandes nicht selten zu bekriegen pflegte.

„Sie gehen zu weit, lieber Greifenstein," sagte sie, „wenn Sie alle Lectüre verdammen! Es giebt wohl Bücher, welche das Herz veredeln und die Sitten regeln. Leider sind es aber nicht die Werke, nach welchen unsere Jugend greift. Man will sich die Phantasie erregen, die Gefühle exaltiren und die Sinne mit den raffinirtesten Darstellungen berauschen lassen. Leonie —"

„O, hören's mir mit meiner Frau in diesem Punkt auf!" rief der General, ganz ärgerlich emporzappelnd.

„Ich lobe ja Ihre Frau," sagte Gräfin Sophie, ihre Worte

betonend. „Ich sah bei ihr ein Buch, das man nicht hoch genug schätzen kann, ich sah sie in demselben gestern und vorgestern in frühester Morgenstunde lesen. Dieses Buch vereinigte Poesie und Religion —“

„Da haben Sie halt,“ rief der General, „die anderen Bücher nicht g'sehen, die keinen Schuß Pulver taugen. Die hat sie schockweise! Nun, was war das für ein Buch?“

„Die Märtyrer von Chateaubriand,“ gab die Gräfin zur Antwort.

„Wo liegt Chateaubriand?“ fragte der General. „Ich bin in der Geographie schlecht zu Hause.“

„Chateaubriand,“ berichtigte die Gräfin, „heißt der Verfasser.“

„Ja so!“ rief der General. „So könnte aber doch auch ein Ort oder ein Schloß irgendwo in Frankreich heißen. Wir sind aber von der Sache abgekommen, Theuerste, und ich bleib' gern bei der Stange. Wenn das Buch, wie Sie sagen, wirklich gut ist, so weiß ich, daß meine Frau nichts d'raus lernen wird.“

„Aber, lieber General —“ sagte die Gräfin mit hinterlistiger Milde im sanft flehenden Tone.

„Die hat den Kopf schon zu überspannt,“ fuhr der General, sich erhitzend, fort. „Die Romanmacher haben ihr schon den gesunden Menschenverstand überschraubt, sie denkt mehr an Schiller, und wie all' die alten und neuen Dichter heißen, als an ihren Mann und die Küche.“

„Sie sind heut übler Laune,“ intervenirte Frau von Wallhof, die bisher ruhig dagesessen hatte. „Sie haben eine ebenso liebenswürdige als geistreiche Frau. Das erkennt alle Welt an, alle Welt!“

„Nur der eigene Mann sieht nix davon,“ erwiderte der General, verdrießlich auflachend. „Sie ist schon durch ihre Bücher so g'scheidt, daß ich ihr nix mehr recht machen, daß ich nix mehr recht reden kann. Bald heißt's, wenn ich mit ihr aus der Gesellschaft komm': O, das war plump von Dir! Das war schrecklich derb! Ich hab' mich geschämt! Ich war ganz starr! Das ist Dein unglücklicher Kasernenstyl! — Schockschwerenoth! Ich habe es drei nacheinanderfolgenden Kaisern

und fünf ausländischen Souverainen recht gemacht, wie meine Orden bezeugen, da werd' ich es auch einem Frauenzimmer recht machen, das noch nicht auf der Welt war, als ich schon längst zum Hauptmann avancirt bin!"

Die Gräfin hatte ihn wirklich in eine zornige Aufwallung hineingeredet, aber da hatte sie ihn eben wo sie ihn haben wollte, um ihm einige Eifersucht gegen Haldenried beizubringen. Er war, sich in die Brust werfend und laut schnaufend, emporgesprungen und bei Seite getreten, wo er im gemessenen Schritte auf und ab ging.

„Aber, lieber Greifenstein," begann die Gräfin, die ihm nachgegangen war, wieder, „wenn ich gewußt hätte, daß ich die unschuldige Veranlassung werde —"

„Ah, da machen Sie sich keine Scrupel!" sagte der im tiefsten Grunde gutmüthige und harmlose Mann. „Das ist eine alte Geschichte!"

Seine Aufwallung war wieder vorüber, das Gesicht verlor von seiner tiefen Röthe.

„Da sieht man," versetzte Gräfin Sophie, ihn freundschaftlich am Arme nehmend, „daß Diejenigen nicht böse sind, welche recht poltern!"

„Oder," paraphrasirte der General mit seinem alten Humor, „daß die Hunde nicht beißen, die bellen!"

„Für meinen Theil," sagte die Gräfin, sich dem Ziele nähernd, „ist es mir lieb, daß Ihre Frau nichts von unserer Debatte gehört haben kann. Sie ist zum Glück in die Unterhaltung mit dem Rittmeister so vertieft —"

„Der Rittmeister," gab der General zur Antwort, „ist ein gescheidter Mensch. Der läßt sich auch nix Ueberspanntes gefallen."

„Die Männer," rief Gräfin Sophie, „haben in der Regel die größte Nachsicht mit Frauen, wenn diese jung und schön sind. Der Rittmeister wird auch kein weißer Rabe sein."

„Ist mir auch recht!" warf der General, der im Punkte der Eifersucht eine überaus dicke Haut haben mußte, gleichgültig hin.

„Ich erstaune über Ihr Phlegma," rief die Gräfin, die Augen verdrehend und die Hände zusammenschlagend. „Wäre

es Ihnen denn gleichgültig, wenn sich Ihre Frau verliebte, und Sie sich selbst den Vorwurf machen müßten, daß Sie nicht rechtzeitig eingeschritten wären und die Gelegenheit nicht zerstört hätten, welche Diebe macht?"

„Das Verlieben wird nicht so geschwind gehen," sagte der General mit unerschütterlichem Gleichmuth. „Leonie ist nicht inflamabel. Verdruß hat es schon unter uns genug gegeben, doch im Punkte der Liaisons ist meine Frau von jedem Tadel frei, und ich vertraue ihr da ganz. Umgekehrt, hat auch sie mir niemals eine Eifersuchts-Scene gemacht."

„Aber es könnte doch der Fall sein, daß so viel Vertrauen —" wollte die Gräfin, über solches, wie sie glaubte, verblendetes Vertrauen außer sich vor Aerger, einwenden, als ihr der General lachend in's Wort fiel:

„Dummes Zeug! Ungelegte Eier koch' ich nicht, weder weich noch hart!"

Die Gräfin verstummte. Ihr sank der Muth, da sie sah, daß der alte Soldat keine Ader vom Mohren von Venedig habe, aber sie hätte doch gewiß neue Ansätze gemacht, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf eine vierspännige Reisekalesche gefallen wäre, welche soeben die steile Allee herauf dem Schlosse zufuhr.

„Wer mag das sein?" fragte man sich, da eben kein Besuch in den nächsten Tagen erwartet wurde. Der Graf von Thieboldsegg, welcher mit Zeichen einer unruhigen Neugierde nach dem Wagen geblickt hatte, war aufgestanden und dem Schloßthore zugegangen, indem er ziemlich unverständlich, wie Einer, der etwas, was ihm ungelegen kommt, ahnt, zwischen den Zähnen murmelte: „Ich glaube gar — er kommt schon!"

Die übrige Gesellschaft verharrte auf ihren Plätzen. Inzwischen kamen auch Leonie und Haldenried herbei.

Der Graf war eben in die Schloßeinfahrt gekommen, als der Wagen stillhielt und einer der Lakaien, die den Reisenden begleiteten, den Schlag öffnete. Ein junger Kürassierofficier von etwa einundzwanzig Jahren sprang heraus, indem er, den Grafen erblickend, von Weitem rief:

„Komme ich zu früh?"

„Jederzeit hoch willkommen, Durchlaucht!“ erwiderte der Graf. „Kaum hatte ich den Vierspänner gesehen, als mir eine Stimme zuflüsterte, daß Sie es sein werden!“ Er umarmte den Gast auf's Herzlichste, wie es bei solcher Stimmung nur ein sehr gewiegter Diplomat vermag.

„Es war zwar abgemacht, daß ich am Ende des Monats komme, indeß —“ sagte der Kürassierofficier.

„Ihre Ungeduld ist mir äußerst schmeichelhaft,“ gab der Graf zur Antwort.

„Bei Ihnen wimmelt es ja von Gästen, wie ich bemerkt habe! Wen haben Sie hier?“ fragte Jener.

„Lauter Bekannte!“ antwortete der Graf. „Sie werden selbst sehen!“

Sie gingen Arm in Arm in das Wäldchen, wo eine lebhafte Bewillkommnungsscene stattfand. Der Angekommene, Hugo Fürst von Kronenburg, der Träger eines der glänzendsten adeligen Namen, Sprosse einer Familie, die seit Jahrhunderten eine Rolle gespielt, der künftige Besitzer zahlreicher Herrschaften, deren Areal sich mit einem größeren deutschen Fürstenthume messen durfte, der einzige Sohn eines frühgealterten decrepiten Vaters, hatte weder auf sein Aeußeres, noch auf sein Inneres den Stempel seines erlauchten Ursprungs gedrückt, sondern war von einem sehr alltäglichen Aussehen, wie eben auch jeder Landedelmann aussehen darf, welcher gut reiten, gut fahren und gut jagen kann. Seine Gestalt war knochig und untersetzt, aber weder edel, noch unedel; sein Gesicht mit der länglichen Nase, den grauen kleinen Augen und den von vielen Zahnlücken entstellten Munde, durchaus alltäglich; nur die Abgelebtheit, welche aus den ermüdeten Zügen und dem gelben, um die Nasengegend bläulichen Teint hervortrat, konnte als etwas Charakteristisches gelten. Die kleine, enge Stirn, welche keine Intelligenz zeigte, erschien noch kleiner und enger, weil das kurz geschorene, in der Mitte ausgefallene Haar ihre wahren Dimensionen rücksichtslos offenbarte.

Ebenso war auch an dem inneren Menschen nichts Exceptionelles wahrzunehmen. Die Zunge war geläufig und verrieth frühzeitigen Weltverkehr, jedoch an der weltmännischen Abgeschliffenheit der Form, die an höheren Ständen sogar bei

vollständiger Gehaltlosigkeit noch erfreut, war ein sehr fühlbarer Mangel. Seine Durchlaucht hatten bis dahin zu wenig Zeit für gebildeten Umgang übrig gehabt, und waren von Pferden, Jagdhunden und Ballettänzerinnen zu ausschließlich in Anspruch genommen gewesen, so daß nur die ungenirte, hohe Sicherheit, ja Dreistigkeit, den Menschen entgegenzutreten, das einzige Merkmal des grand seigneur war.

An den inhaltlosen Plaudereien, welche derartige Besuche zu eröffnen pflegen und die bis zur Mittagstafel dauerten, hatte sich Cornelia nur höchst selten, und da nur nothgedrungen betheiligt. Der Fürst, den sie aus den Gesellschaften von Wien kannte, war keine bei ihr beliebte Person. Sie fand ihn fade, nichtssagend, gleichgültig, er ward ihr aber erst unausstehlich, seit er sich auf einem Balle des vergangenen Winters besonders viel um sie gekümmert und ihr mit einer auf keinen Rückzug bedachten, dareinfahrenden Siegesgewißheit die Cour gemacht hatte. Die Gleichgültigkeit steigerte sich zur Abneigung.

Man begab sich endlich zur Tafel, die im Freien abgehalten wurde. Der Fürst bot Cornelia den Arm, während der Graf seine Aufnahme bei Seite beobachtete. Die Comtesse überlieferte sich ihm mit aller Passivität. Unterwegs sagte er mit Nonchalance:

„Hab' ich Sie nicht zum letzten Mal bei Baron Schönwald zu Tische geführt?"

„Ich war nie in diesem Hause," erwiderte Cornelia. „Es ist aber Ihrem Gedächtniß nicht zuzumuthen, daß Sie sich solche Bagatellen merken."

„Bagatellen!" rief der Fürst, sein steifes Schnurrbärtchen streichelnd, mit galanter Entrüstung. „Sie scheinen gar nicht zu ahnen, welchen fabelhaften Eindruck Sie auf mein armes Herz gemacht haben."

Cornelia beantwortete diese Tirade mit eiskalten Mienen, indem sie sich auf den ihr bestimmten Platz neben den Fürsten setzte.

Kronenburg hatte nicht die leiseste Ahnung, welchen Widerwillen er in immer steigendem Maße einflößte, während er die Speisen, bei steter Betheiligung an allen ringsum geführten Gesprächen, mit bestem Appetit und bestem Humor ver-



zehrte. Auch Cornelia war sehr lebhaft, weit lebhafter, als es ihre Art war, nur daß sie ihre Conversation sehr selten und wo es kaum zu umgehen war an den Fürsten richtete. Dieses Benehmen hatte übrigens nichts Auffallendes, außer für den Vater, der die Tochter entweder besser kannte, oder besser beobachtete. Nach kaum aufgehobener Tafel war aber Cornelia plötzlich verschwunden, ohne daß es eben etwas Aufsehen Erregendes hatte. Als ihr der Vater eine Weile später nachgegangen war, fand er sie auf ihrem Zimmer. Sie stand am Fenster.

„Warum ziehst Du Dich zurück?" fragte er scheinbar gleichgültig, indem er sich auf das Sopha hinstreckte.

„Findest Du es unpassend?" fragte Cornelia verwundert, einen forschenden Blick auf das apathische Gesicht des Staatsmannes werfend, das nicht die geringste Spur innerer Unruhe wiederspiegelte.

„Nicht eben," gab er zur Antwort. „Ich habe sogar geglaubt, daß Du irgend einen Grund dazu hast."

„Mein Gott, welchen?" fragte Cornelia, den Vater offen, aber auch scharf anblickend.

„Bist Du in der Stimmung, etwas Ernstes zu hören?" fragte der Graf.

Sie sah ihn stumm an, wie wenn sie sich auf etwas Peinliches vorbereitete.

„Ich sage etwas Ernstes!" rief der Graf, der die Mienen der Tochter verstanden, mit leichtem Lachen. „Ich führe Dich irre! Es erwartet Dich im Gegentheil die angenehmste Ueberraschung."

„Laß hören!" sagte Cornelia ganz gespannt.

„Der Besuch des Fürsten," hub der Vater an, „kommt mir acht Tage zu früh. Da er aber einmal aus den Wolken zu uns herabgefallen ist, so müssen wir uns in die Umstände fügen. Ich muß mich daher sehr kurz fassen, wiewohl der Gegenstand einer längeren Vorbereitung vielleicht werth gewesen wäre. Doch streng genommen, ist diese gar nicht nöthig, da die Sache selbst so glänzend und ohne jede Schattenseite ist und sich auf den ersten Blick empfiehlt —"

Er hielt ein wenig inne, indem er Cornelia ansah, die wie eine Bildsäule zuhörte, ehe er fortfuhr:

„Hugo, der Dich in diesem Winter kennen gelernt, hat seinem Vater den großen Eindruck, den Du auf ihn hervorgebracht, geschildert, und der alte Fürst hat im vollsten Einverständniß mit seinem Sohne sich in letzter Zeit in einem Schreiben an mich gewendet und darin um Deine Hand für Hugo geworben."

Cornelia bewegte sich nicht, war aber bleich geworden.

„Du sagst nichts, mein Kind?" sprach der Graf.

„Ich will zuvor hören," erwiderte die Tochter, „was Du dem alten Fürsten geantwortet."

„Du willst erst von mir erfahren," sagte der Graf, „was so auf platter Hand liegt? Hugo ist ein liebenswürdiger junger Mann, einer der ersten Namen des Kaiserthums, ein Krösus und in Dich wahnsinnig verliebt. Die Heirath findet in den Kronenburg verwandten Kreisen den größten Anklang, und ich sehe nicht ein, warum ich hätte zögern sollen, Dir eine, selbst von allen Deinesgleichen beneidete Stellung zu sichern und Dich zu einer der ersten Damen der Monarchie zu erheben."

„Niemals!" rief Cornelia mit einer heftigen Handbewegung.

„So antwortet man nicht," versetzte der Graf in einem sanft zurechtweisenden Tone. „Und wenn man verblendet genug wäre, eine solche Antwort zu finden, so sollte dieselbe aus langer, reifer Ueberlegung hervorgegangen sein. Einem so raschen Entschlusse kann nur kindischer Eigensinn zu Grunde liegen."

„Ich hätte geglaubt," erwiderte Cornelia mit großen Thränen in den Augen, „daß Du mich mehr liebtest!"

„Ist es nicht der höchste Beweis von Liebe," erwiderte der Vater, „daß ich die höchsten Güter und alle Ehren der Welt auf Dein Haupt häufen will? Ich hoffe, Du wirst zur Vernunft kommen, denn ein Rücktritt von unserer Seite ist kaum möglich, ohne daß ich mich mit einer allmächtigen Familie, der ich auf meiner langen Laufbahn viel schulde, vollständig überwerfe. Jetzt kennst Du die Sachlage und wirst Dich

vorerst gegen Hugo rücksichtsvoller und mit mehr Tact als bisher benehmen."

Er verließ, nachdem er die letzten Worte in einem ungewohnt gebietenden Tone gesprochen, das Zimmer.

Cornelia war außer sich. Dieser Schlag war so unerwartet, so überwältigend gekommen! Nachdem sie eine Zeit lang traurig brütend, zum äußersten Widerstand entschlossen, dagesessen, eilte sie zu Frau Hassenfeld, um ihren Jammer in den Busen ihrer Vertrauten zu ergießen. Frau Hassenfeld, die den jungen Fürsten bei seiner Ankunft kaum gesehen hatte, mußte der Maßstab abgehen, um Corneliens Widerwillen gegen die Heirath zu messen, dennoch stimmte sie, als treue Freundin, blind für Opposition, weil ihr nicht ihr eigenes Gutachten, sondern die Auffassung der Comtesse das Entscheidende schien. Vor der Hand gab sie sich Mühe, das Mädchen zu trösten und ihr die Umstimmung des Grafen in Aussicht zu stellen.

Mitten unter diesen eigentlich fruchtlosen Bemühungen war Koß mit äußerst besorgten Mienen eingetreten.

„Ich habe eben gehört," berichtete er, „daß der ganze Wald, der um den Park liegt, cernirt werden wird. Ein Gensdarm, der eben vorübergegangen, hat es mir gesagt. Einige Bauern wollen Jemanden gesehen haben, den man für den Flüchtling hält. Wenn er nun auf seinem Kopf besteht und geht, so giebt's ein Malheur! Ich bitte Sie um Gottes willen, Frau Hassenfeld, gehen Sie zu ihm hinauf und ersuchen Sie ihn, ja befehlen Sie ihm, zu bleiben! Sonst geht es uns Allen an den Kragen!"

Er schoß hinaus, da er im Garten nöthig war.

Dieses Intermezzo brachte in den beiden Damen einen gewaltsamen Gedankenumschwung hervor.

„Gehen Sie sogleich hinauf!" rief Cornelia. „Ich hoffe, er wird nachgeben."

„Ich zweifle nicht," erwiderte die Andere. „Uebrigens haben wir ihn ja unter Schloß und Riegel —"

Sie eilte hinaus.

Als sie den langen Corridor hinabgekommen und im Begriffe war, in den schmalen Seitengang einzubiegen, fand sie

daselbst mehrere Schloßdiener mit den Lakaien des angekommenen Fürsten, von der frischen Kühle des Ortes angelockt, sitzen. Um keine Zeit zu verlieren, beschloß sie, da ihr die Gelegenheit günstig schien, diesmal den andern Eingang über die breite steinerne Stiege zu wählen.

Nachdem sie sich den Schlüssel verstohlen verschafft und sich vorsichtig umgesehen, öffnete sie sachte die rostige Eisenthür und sperrte sie wieder hinter sich ab. Sie war den Weg noch nie gegangen, und es bedurfte einiger Orientirung, um sich in den weitläufigen öden Räumen zurecht zu finden. Als sie endlich auf einen schmalen düstern Gang getreten war, erkannte sie, daß sie sich an der Stelle befinde, die zu den chinesischen Cabinetten führe, aber auf der entgegengesetzten Seite von der Wendeltreppe aus. Hastig huschte sie den Gang hindurch und kam, nachdem sie noch zwei Zimmerchen durchlaufen hatte, vor der Thür des Flüchtlings an. Sie öffnete sie rasch, ohne die Antwort auf ihr flüchtiges Anklopfen abzuwarten.

Der Flüchtling war nicht in seinem Zimmer.

Frau Hassenfeld blickte um sich, sah aber nirgends weder ein Kleidungsstück, noch sonst einen Gegenstand, welcher den Aufenthalt eines Menschen kennzeichnet. War sie in ein unrechtes Zimmer gerathen? Auch die Bücher lagen nicht mehr auf den Tischen, die dem Gefangengehaltenen zur Unterhaltung hinaufgesendet worden waren und welche sie noch am Morgen dort liegen gesehen hatte. Das Zimmer — es war doch das Zimmer des Flüchtlings — sah dadurch wieder öde und verwaist aus, wie alle daranstoßenden.

„Sollte er fort sein?“ rief Frau Hassenfeld, von Schrecken durchfahren, indem sie die Commode öffnete, um nachzusehen, ob nicht darin irgend ein Gegenstand zurückgeblieben sei, der auf die Anwesenheit des Vermißten schließen ließe. Die Commode war leer.

„Der Unglückliche!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend und rathlos rechts und links blickend. „Welche tolle, wahnsinnige Hast, in die offene Schlinge zu springen!“

Mit Sturmeseile flog sie den Weg, den sie gekommen war, zu Cornelia wieder zurück, ohne die Zeit zu finden oder es für nöthig zu halten, die eiserne Thüre der steinernen Treppe zuzusperren.

„Er ist fort!“ rief sie, in das Zimmer der Comtesse tretend.

„Wie hat er fortgekonnt?“ rief Cornelia bestürzt.

„Hätte ihn Koß heimlich entlassen — — um ihn los zu werden?“ —“ fragte Frau Hassenfeld mit Argwohn.

„Er hat uns ja selbst gebeten —“ entgegnete Cornelia.

„Das ist wahr!“ rief Frau Hassenfeld. „Ich bin ganz verwirrt. Wie kann er fortgekommen sein? Fortfliegen kann er nicht — doch halt! Sollte es nicht möglich sein, durch den alten Thurm in den Park hinabzukommen — ich meine durch eins der oberen Fensterchen einen der Bäume zu erreichen —“

„Was weiß ich!“ erwiderte Cornelia tonlos.

„Unmöglich ist es nicht!“ rief Frau Hassenfeld. „Am wenigsten einem Manne, dem die Lage alle Verwegenheit giebt und der auf einer so langen Flucht das Klettern hat üben müssen.“

„Mein Gott!“ rief Cornelia aufseufzend, „was hat ihn getrieben, sich und uns mit ihm in offenbare Gefahr zu begeben! Ueber mich bricht heute Alles zusammen!“

„Sehen wir uns den Thurm an!“ sagte Frau Hassenfeld, Cornelia an der Hand mit fortziehend.

„Es nützt zwar nichts,“ erwiderte die junge Gräfin, zum Mitgehen bereit, „aber man erfährt vielleicht, woran man ist. Welche Sorgen!“

Sie waren ungesehen die steinerne Treppe hinaufgesprungen, nachdem sie jedoch diesmal das Thor wieder zugeschlossen hatten.

Cornelia, die die öden Räume des alten Schlosses noch nie betreten hatte, fühlte sich unheimlich in dem Labyrinth feuchtkalter Gemächer. Das im Niedergange begriffene Sonnenlicht durchdrang nur schwach und matt die falben, grauen, mit Staub überklebten Scheiben der altmodisch hoch angebrachten Fenster. Frau Hassenfeld schritt entschlossen voran, die Richtung gegen den Thurm zu führend, Cornelia folgte, zaghaft und ängstlich, wie ein Kind der Mutter im finstern Walde. Da ihr Gemüth ohnehin aufgeregt war, hatte die Phantasie leichtes Spiel. Das Mädchen wurde durch den Widerhall der Schritte, das Knarren der selten geöffneten Thüren und durch unkenntliche Gegenstände, welche, halb in tiefem

Schatten verhüllt, auf der Lauer sitzenden Unholden glichen, in Schrecken gesetzt.

Sie betraten den Kaisersaal, der sich vor ihnen in eirunder Form großartig und kirchengleich ausdehnte. Hier war es weit heller, doch wenig freundlicher. Der Hauch einer todten Vergangenheit war überall zu spüren, und die vielen uralten, aus geschnitzten und vergoldeten Rahmen heruntersehenden Bilder, welche alle Wände bedeckten, gaben dem Orte ein düsteres, melancholisches Leben. Es waren lauter Portraits. Da hingen Cardinäle, alte Feldherren in Stahl und Eisen, perrückenbedeckte Staatsmänner, vor Jahrhunderten begrabene Aebte. Man sah den Herzog Alba, den König Philipp von Spanien, eine ganze Figur in Harnisch, und den Infanten Don Carlos, ein bleiches, bartloses Gesicht von blödem Ausdruck, mit braunem, kurzgeschnittenem Haar, in einem weißen Wolfspelz und weißen Wams, die Hand am juwelenbesetzten Dolche, ein berühmtes Bild, das durch den Staatsman Wratislaw von Pernstein nach Böhmen gekommen. In der Mitte des Saales jedoch befand sich Karl der Sechste in übermenschlicher Größe. Der Kaiser, der im Krönungsornate, in der einen Hand den Scepter, in der andern den Reichsapfel, dastand, in spanischer Steifheit und Grandezza, schien den Blick, den Cornelia im Vorübergehen auf seine bleichen Züge geworfen, mit Geisteraugen zu erwidern und die Urenkelin des Mannes, von welchem er eines Tages bewirthet worden, ganz besonders scharf zu fixiren. Das Mädchen blieb unter solchem Eindruck durchfröstelt stehen und sagte, ihre Begleiterin am Arm festhaltend:

„Hier ist es wirklich unheimlich! Rufen wir Koß — er soll uns begleiten!"

„Ja," gab Frau Hassenfeld lächelnd zur Antwort, „einsam und verödet sieht es hier aus, aber was weiter?"

In diesem Augenblicke war es Beiden, als ob sich das Bild des Kaisers ein wenig bewegt und ein leises Geräusch an der Mauer verursacht hätte. Cornelia zog mit einer zuckenden Bewegung ihre Hand am Arm ihrer Freundin, die selbst stutzte, fester zusammen, aber ehe noch Eine von ihnen zu Worte gekommen, fing schon das Bild sich perpendiculär von rechts

nach links zu verschieben an und eine Mannesgestalt sprang hinter demselben hervor.

Cornelia stieß einen Schrei aus, während die Gestalt unter dem Bilde stehen blieb, ohne sich vorwärts zu wagen, und in einem freundlichen, sich entschuldigenden Tone sprach:

„Erschrecken Sie nicht! Ich bin es — der von Ihnen Gerettete! Ich bin —"

„Was treiben Sie für Possen!" unterbrach ihn Frau Hassenfeld, die den Flüchtling sogleich erkannt hatte, mit einer Spur von Unwillen.

„Sie sollen Alles hören!" sprach der Flüchtling, sich auf ein paar Schritte nähernd. „Doch sind wir allein?"

„Sie wollten heimlich fliehen —" sagte Frau Hassenfeld, seine Frage umgehend, eilig.

„Im Augenblick dachte ich nicht daran," sprach der Flüchtling. „Als ich vor einer kleinen halben Stunde auf meinem Zimmer saß, hörte ich Jemanden von einer Seite heraufkommen, von welcher mir bis dahin noch Niemand genaht war. Auf solch einen Fall war ich immer, selbst ohne die Warnungen des alten Koß, gefaßt, und so hatte ich mir gegen eine allenfallsige Ueberrumpelung solcher Art einen Schlupfwinkel gesucht, als welcher mir die Nische, welche sich hinter diesem Bilde befindet, vollkommen geeignet erschien. Als ich nun Jemand kommen hörte, raffte ich alle meine Siebensachen zusammen —"

„Der Jemand war ja ich —" rief Frau Hassenfeld.

„Wie konnte ich das wissen!" fragte der Flüchtling. „Wie, wenn Sie es nicht gewesen wären?"

„Daran habe ich nicht gedacht. Ich schlug den ungewohnten Weg ein, weil der Zugang zur Wendeltreppe nicht frei war. Sie sind ohne Schuld. Sie haben jedenfalls klug gehandelt und wir verzeihen Ihnen den Schrecken, den Sie uns eingejagt haben."

„Auch für mich war die letzte halbe Stunde keine angenehme" gab der Flüchtling zur Antwort. „Als ich hinter dem Bilde stand und die auch diesem Verstecke näher kommenden Schritte hörte, schlug mir das Herz. Als sich vollends die Saalthüre öffnete, hielt ich mich schon für verloren. Ich dachte

an meine Retterinnen, deren edles Werk hinter ihrem Rücken vereitelt wurde ... Da kamen Sie an dem Bilde vorbei, blieben stehen, ich hörte Sie sprechen, erkannte eine der Stimmen und durch einen Riß im kaiserlichen Mantel zuletzt auch die Umrisse einer bekannten Gestalt. Da war mir wieder, als ob mir die beiden Schutzengel auf's Neue erschienen wären, ich mußte hervorspringen und mich zeigen, um zu erfahren, was es vielleicht Ungewohntes gebe? Wo wollen Sie in so später Dämmerung hin? Ist man mir auf der Spur? Was hat Sie schon früher auf mein Zimmer geführt?"

„Ich kam," gab Frau Hassenfeld zur Antwort, „Sie zu warnen, ja Ihnen zu befehlen, ja nicht heute aus diesen Räumen zu gehen. Schloß und Park sind umstellt, man sucht Sie — man vermuthet Sie in der Nähe."

„Doch wer ist —" rief plötzlich der Flüchtling, auf Cornelia zugehend, die ein paar Schritte hinter ihrer Gesellschafterin stand, in einer Stimmung, die zwischen heimlicher Befriedigung und offener Bestürzung über die unerwartete Begegnung schwankte. „Doch, wie kann ich fragen!" rief er, als er näher getreten war und dem Mädchen in die Augen geschaut hatte.

„Fräulein Anna," sagte Frau Hassenfeld ziemlich verlegen, „die Tochter des gräflichen Verwalters. Sie ist unverhofft eben wieder zurückgekommen —"

„So sehe ich Sie doch wieder!" rief der junge Mann. „Was mir Niemand versprechen konnte, bringt mir ein Zufall entgegen. Ja, Sie sind es, ich erkenne Sie! Es ist dasselbe Bild, das begeisterte Dankbarkeit meiner Seele für alle Zeiten eingeprägt hat, Zug für Zug — nicht nur ein schönes Phantasiegebilde —"

„Es ist wie eine Bestimmung," sprach Cornelia, die das Zufällige des Zusammentreffens betonen und an die Spitze des weiteren Gesprächs stellen zu müssen glaubte, „daß ich Sie nur mit einer erschütternden Ueberraschung, wie damals im Walde, so heute in einer beinahe phantastischen Situation erblicken soll! Wir waren überzeugt — denn was ließ sich Anderes annehmen — daß Sie aus einer unbegreiflichen Ungeduld eine Wagethat ausgeführt und durch den alten Thurm

sich in's Weite geflüchtet hätten. Es ist zum Glück eine leere Angst gewesen —" sie stockte, gern hätte sie die letzten Worte zurückgenommen und in einer mehr verflachten Fassung wiedergebracht.

„Könnten Sie es mir übel nehmen," sprach der Flüchtling, „wenn ich eines Tages wie ein Dieb davon schliche? Ich habe zwar nicht daran gedacht, sondern meine Abreise offen angekündigt, doch gesetzt, daß ich daran gedacht hätte — wäre ich nicht gerechtfertigt von der Pflicht, die ich habe, meine jungen Wohlthäterinnen von einem endlosen Zustand der Unruhe, einer wahren Verbrecherangst zu befreien? Aber ich begehe nichts Ueberstürztes! Hoch wie mein Leben steht mir die Rücksicht, Ihre gemeinsame Edelthat vor den geringsten bösen Folgen zu schützen! Mein Leben ist mir zu theuer, um es den Schergen hinzuwerfen, aber ich geize nicht damit, um mit demselben meine Retterinnen zu decken! Ich habe dies Leben hundertmal auf's Spiel gesetzt, als ich die rebellischen Waffen ergriffen — und wofür? Für das Allgemeine, zum Theil für einen Haufen mir gleichgültiger Menschen, die sich heute vielleicht von mir abwenden würden. Ich habe aus jugendlicher Begeisterung für Andere Alles gethan, Nichts für mich; ich habe nicht Gewinn, nur Opfer vor Augen gehabt. Diese Jugendbegeisterung würde ich vielleicht heute bereuen und beklagen, wenn ich besiegt, und verfolgt, nicht Einige gefunden — unter welche Sie gehören. Um dieses kleinen winzigen Häufleins willen ist mir mein Leben jederzeit wieder feil!"

„Wir wissen, wie sehr Sie Theilnahme verdienen," sagte Frau Hassenfeld, die wie Cornelia von der hochgehenden Stimmung, welche die Worte des Flüchtlings kundgegeben, ergriffen und mit emporgetragen war.

„Es ist seltsam!" rief der Flüchtling im Tone der Verwunderung. „Ich bin hier auf dem Schlosse des Grafen Thieboldsegg! In der Höhle des Löwen habe ich Unterkunft gefunden! Hier, unter diesem Bilde war ich versteckt. Der Vater der pragmatischen Sanction, die ich anzutasten gewagt, mußte mich verbergen! Ich hoffe, der Stern, der mich begleitet, ist noch nicht erbleicht! Ich werde auf sichern Boden kommen. Ich werde Ihnen keine Verantwortlichkeit zurücklassen. Ich

kenne die Grundsätze des Grafen, Fräulein," wandte er sich an die Gräfin, „Ihr schönes Mitleid würde der Mann als Verbrechen ansehen! Er würde es nicht Sie allein, sondern selbst Ihren Vater, der in seinem Dienste ist, entgelten lassen — zwar, wenn nichts weiter wäre, für den Verlust vermöchte ich ihn leicht zu entschädigen —"

„Wäre es damit nur abgethan," sagte, um Cornelia zu necken, Frau Hassenfeld mit einem Anfluge von Humor. „Der Graf würde auch dem Revierförster die Heirathsbewilligung, die er ihm gegeben, zurücknehmen. Wie entschädigen Sie Anna für die verlorene Partie?"

„Führen Sie mich nicht so in Versuchung!" rief der Flüchtling, hoch hinausathmend, während Cornelia — die an diesem Scherze gar keinen Geschmack verspürte, weil ihr augenblicklich Kronenburg einfiel — ihre Begleiterin betroffen am Kleide zupfte. „Fräulein Anna," fuhr er fort, „was würden Sie sagen?"

„Man müßte sich in die Umstände fügen —" erwiderte Cornelia, zur Antwort gepreßt, um nur etwas zu sagen.

„Sie sind von einer Entschlossenheit," sprach der Flüchtling, „Sie sagen es in einem Tone, welcher mich schließen läßt, daß Sie kaum eine glückliche Braut sein können."

„Mein Gott," rief Cornelia, von der Wahrheit des Wortes durchbohrt, mit leidenschaftlicher Unruhe. „Es wird spät! Wir müssen fort, Frau Hassenfeld!"

Sie eilte an die Saalthür.

„Sie bleiben!" sagte Frau Hassenfeld. „Ihre Hand darauf!"

„Hier ist sie!" gab der junge Mann mit schmerzbewegter Stimme zur Antwort. „Ich bleibe und wollte, daß ich nie aus diesem Schlosse heraus müßte und könnte!"

Elftes Kapitel.

Handelt von Hedwig und ihrem Freier.

Wir haben die Person Philipp Stropp's ihre bisher so bescheidene Rolle in unserer Erzählung spielen lassen, ohne

sie mit irgend einem Commentar zu begleiten. Wir hatten die Absicht dabei, sie dem Leser so vorzuführen, wie sie Allen erscheint, die Stropp, ohne etwas über sein Vorleben zu wissen, zum ersten Male sehen. Unserer Meinung nach soll der Erzähler die Persönlichkeiten bringen, wie das Leben sie bringt, ohne dem Eindruck vorzugreifen, den sie Schritt vor Schritt auf uns machen. Kommt dann der Moment, wo der Kern des Charakters sich offenbart, dann lüftet sich von selbst auch der Schleier...

Philipp Stropp, ursprünglich Jurist, hatte schon mit zwanzig Jahren seine Studienlaufbahn aufgegeben und war in das Geschäft seines älteren Bruders als Agent eingetreten. Aber es hatte sich bald gezeigt, daß er hierzu nicht zu brauchen war. Er betrachtete seine Reisen als reine Vergnügungstouren, ein toller Trieb nach Genuß jeder Art verführte ihn zu rasenden Ausgaben und machte ihn für jede geordnete Existenzform untauglich. Der Bruder ließ sich lange hintergehen. Er hielt große Stücke auf Philipp's kaufmännisches Talent; seine Schulden, die ihm nur theilweise bekannt wurden, schienen ihm nur Folgen eines letzten Ueberrestes von studentischem Leichtsinn zu sein. Aber es sollten ihm die Augen bald ganz geöffnet werden. Als er den Bruder einmal mit großen Geldsummen nach Ungarn geschickt, um Fruchteinkäufe abzuschließen, war dieser plötzlich verschwunden. Wochen, Monate vergingen, von Philipp war nichts zu hören, selbst die Nachforschungen der Polizei lieferten kein Resultat. Da trifft man ihn unter fingirtem Namen in einem ungarischen Badeorte, der durch seine Spielbank berüchtigt ist. Es war eine böse Nacht, als Arnold den falschen Baron in seinem Zimmer überfiel und sein Cassabuch einzusehen verlangte. Das Deficit war riesengroß. Trotzdem stieß Arnold den Verschwender nicht sogleich aus dem Geschäft, er nahm ihn, durch die Reue, die er äußerte, getäuscht, mit nach Wien zurück und wollte durch die strengste Ueberwachung einen ähnlichen Vorfall künftighin unmöglich machen. Philipp wurde knapp gehalten und erhielt einen Aufseher oder Mentor in der Person eines Arnold Stropp treu ergebenen alten Commis. Da vernimmt man plötzlich, daß Philipp neben seinem offen-

kundigen Quartier noch ein zweites hat, wo gespielt wird und kleine Soupers stattfinden, bei denen eine bekannte Theaterprinzessin die Honneurs macht. Man forscht nach, wie es sich mit diesen Soupers und ihrer Schutzgöttin verhalte. Nicht richtig. Philipp hatte es verstanden, seine Finger in die Kasse zu stecken und den Rest eines kolossalen Aufwandes durch Schulden zu decken. Da endlich riß die Geduld des Bruders. Er jagte unerbittlich den jungen Thunichtgut fort und sagte sich öffentlich von ihm los.

Philipp, vom Bruder aufgegeben, von Gläubigern verfolgt, jeder geordneten Thätigkeit abhold uud ohne Aussicht irgend einer Art, fühlte den Boden unter sich weichen. Er erschien wohl mehrmals im Büreau seines Bruders und drohte, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, Arnold aber zuckte kaltblütig die Achseln und schien zu sagen: „Es wäre das Beste, was Du thun könntest!"

Nach langem Müßiggang, der durch die leichtsinnigste Schuldenmacherei gefristet wurde, sah Philipp sich am Ende seines Credits und in der verzweiflungsvollsten Lage. Gern hätte er wieder den verlorenen Sohn gespielt, aber es war nicht die geringste Hoffnung da, daß der demüthige Bittgang beim Bruder sich lohne. Es war schrecklich! Selbst die liederliche Gesellschaft der Spielkameraden, die er bewirthet, und der Ballettänzerinnen, die er unterhalten, wollten den Verarmten und Bankbrüchigen nicht mehr erkennen.

Da — in einer Nacht, in der er sich rathlos auf seinem Lager umherwarf — fiel ihm das kleine Kraßnitz ein, in das er vor Jahren, noch als Agent seines Bruders, oft gekommen war. Er sah den alten Scheppkes vor sich, bei dem er oft einquartiert gewesen, und auch der reiche Müller Dubsky, der zu seinem Bruder in Beziehung stand, kam ihm in den Sinn. Es fiel ihm ein, daß man ihm dort gesagt, der reiche Bergmüller habe eine einzige und schöne Tochter. Er fuhr empor — da war etwas Greifbares, etwas wie ein Ast, nach welchem der Ertrinkende langen konnte. Er sah schon den ganzen Plan klar vor sich. Am folgenden Morgen begab sich der junge Schwindler zu seinem Bruder und erzählte, daß er mit der reichen Müllerstochter schon seit lange ein Ver-

hältniß habe. Seine angeborene Unbeständigkeit habe ihn von ihr wieder fortgelockt, aber jetzt sehe er allen Irrthum seines früheren Lebens ein, er sei gesonnen zu heirathen und ein ordentlicher Mensch zu werden. Wenn ihm Arnold hülfreiche Hand bieten wolle, würde es ihm leicht sein, des Vaters Einwilligung zu erlangen.

Arnold, mit Recht mißtrauisch, war über diese plötzlich ihm bekannt gemachte Liebe erstaunt, er hielt das Ganze für Planmacherei, bemerkte aber, daß er bereit wäre, falls ihm Beweise von dem Ernst der Sache gebracht würden, das Zustandekommen der Heirath unter den erforderlichen Garantieen zu uuterstützen.

Eine Art Aussöhnung fand statt und das war vorerst Alles, was Philipp wünschen und erreichen konnte. Die erste Folge davon war, daß die grimmigen Gläubiger frische Geduld schöpften und in ihrer Hetzjagd nachließen. Der junge Taugenichts machte sich auf den Weg.

Jetzt wissen wir, wie und warum Stropp nach Kraßnitz gekommen. Es ist einer der abenteuerlichen, von der Phantasie eingegebenen Streiche, wie er ihrer so viele ausgeführt. Auf der ersten Nachtstation war er mit Schmey zusammengetroffen, der seine Vaterstadt besuchen wollte, die er seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Schmey kannte den entarteten Bruder Stropp's nur von der Gasse und vom Theater her. Er hielt ihn zwar für einen leichten Vogel, wie deren jede große Stadt in Fülle hat, war aber weit davon entfernt, die tiefe Verdorbenheit seines Reisegefährten zu ahnen. Zu Schmey's Ehren sei es gesagt, daß, wenn er sie geahnt, er ihn kurzweg von sich abgeschüttelt haben würde.

Stropp's Aeußere ist vortheilhaft; sein Gesicht, wiewohl derb, sogar schön. Man sieht in den Zügen keine Spur eines wüsten Lebenswandels, höchstens scheint er ein paar Jahre älter zu sein, als er ist. Das blonde, volle Haar, die blauen Augen verleihen ihm sogar ein gemüthliches Etwas. Er ist kein Mann von vielen Worten, sondern kurz, entschieden, gerade so, wie man sich einen Biedermann denkt. Diese Eigenschaft erweckt für ihn auch in dem Scharfsichtigsten Vertrauen; er

hat nicht nöthig, zu List und Täuschung seine Zuflucht zu nehmen.

Solcher Art ist der gefährliche Mensch, der den festen Entschluß gefaßt hat, Hedwig's Herz an sich zu reißen und der Eidam des Bergmüllers zu werden. Er hat vom ersten Tage an, wo er sich als Kauflustiger in der Mühle vorgestellt, mit Ruhe und Sicherheit seine Rolle gespielt, und die ungeduldige Hast, die Unruhe und Sorge, die ihn verzehrt, wahrhaft kunstvoll zu zähmen und zu verbergen gewußt. Keine Kunde seines Vorlebens dringt in das entlegene Städtchen und warnt die arglosen Menschen, die ihn für einen geraden, braven, herzensguten Menschen halten ...

Hedwig, die unmittelbar nach der Verhaftung ihres Vaters in dumpfe Trostlosigkeit versunken war, hatte nach und nach eine düstere Fassung errungen, die es ihr möglich machte, eine äußere Ruhe zur Schau zu tragen und den Gang der häuslichen Geschäfte, die auf ihr allein ruhten, vor jeder Stockung zu bewahren. Es war ein sanftes, zartes Mädchen, doch die Gewohnheit allein zu stehen und den bedeutenden Haushalt zu überwachen, hatte in Hedwig eine Selbstständigkeit entwickelt, die bis zu einer trotzigen Festigkeit zu steigern war. Alle Theilnahmsbezeigungen waren ihr lästig, und mit Ausnahme von Sarah Scheppkes hatte sie sich allem Besuch entzogen. Da ihr, und zwar ihr allein, bekannt war, daß ihr Vater einem Unbekannten Unterkunft gegeben, so hatte sie sich mit dem entsetzlichen Gedanken vertraut gemacht, daß das Gericht schließlich die Beweismittel finden und diese strafbare Gastfreundschaft auf's Empfindlichste ahnden würde. Das hinderte aber nicht, daß sie zuweilen in völlige Rathlosigkeit und Betäubung versank, welche um so tiefer und nachhaltiger war, als ihr junges Herz bereits eine verwundete, kranke Stelle hatte, die in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wie sich Gedanken associiren, so associiren sich auch Stimmungen, Leiden und Schmerzen. Hedwig war dabei oft plötzlich wie in die ersten Tage hineingeworfen, als sie den frischen Verlust ihrer ersten Jugendliebe zu beklagen hatte. Alle Zweifel, daß Julius Werner noch am Leben sein könne, schienen ihr thöricht und sie glaubte ihn wie einen Todten betrauern zu

müssen. Der Gedanke an einen Treubruch des Geliebten stieg in ihr nicht auf, da er ihrem Gemüthe völlig fremd war. In diesen Momenten kam ihr das Leben so schaal, so öde, so zwecklos vor, daß sie, obwohl von jeder religiösen Ueberspanntheit frei, mit dem Plane spielte, in ein Kloster zu gehen.

Kein Wunder, daß ihr Philipp Stropp jedesmal unwillkommen erschienen und wiederholt abgewiesen worden war. Er verlor aber den Muth doch nicht, denn sein kecker, zudringlicher Charakter und seine haltlose Lage trieben ihn vorwärts. Da er als theilnahmsvoller Freund die Thür verschlossen fand, verfiel er auf einen der schwindlerischen Einfälle, von denen sein Kopf strotzte. Er ließ, als er demnächst wieder erschien, Hedwig sagen, daß er in einer hochwichtigen Angelegenheit und in Betreff ihres Vaters komme. Das Mädchen, das bis dahin keine Silbe über den Stand der Unterhandlung erfahren, flog ihm, ohne sich weiter zu besinnen, entgegen. Stropp griff ganz unbedenklich zur Lüge, daß er in aller Stille an seinen Bruder Arnold, der über allmächtige Verbindungen gebiete, geschrieben und auch schon von ihm eine erwünschte Antwort erhalten habe. Durch eine hohe Verwendung stehe die baldige Freilassung des Bergmüllers in naher Aussicht.

Durch diese Nachricht fiel der erste freudige Strahl nach langem Kummer in Hedwig's Brust. Sie drückte dem Lügner dankbar und gerührt die Hände und forderte ihn auf, ja bald wiederzukommen, sobald er weitere Mittheilungen habe. Von da ab erschien Stropp alle Tage und wußte die Geduld des Mädchens mit trügerischen Wendungen wach zu halten und die Erwartung immer neu zu spannen. Bald merkte er zu seiner größten Freude, daß das Vertrauen zu ihm wachse und der gute Eindruck, den er hervorbringe, Hedwig's gewohnte Zurückhaltung allmählich zum Schmelzen bringe. Dieser Erfolg verleitete ihn nie, eine Ueberstürzung zu begehen, ja nur ein indiscretes, zu weit gehendes Wort zu sprechen, er begnügte sich damit, sich liebenswürdig zu zeigen und Vertrauen zu erwecken.

Als er weit genug gekommen zu sein glaubte, um die

ersten muthigen Schritte auf seine geheimen Ziele wagen zu können, erschien er eines Nachmittags mit überaus ernsten Mienen in der Bergmühle. Hedwig saß in der Schreibstube ihres Vaters, ein großes Buch vor sich und berechnete die Getreidelieferungen der Woche. Sie fuhr, als sie seinen bedeutungsvoll hastigen Gruß erhalten, zusammen.

„Erschrecken Sie nicht," sagte er, „erschrecken Sie nicht, Fräulein Hedwig. Es giebt nichts, was uns trostlos machen kann, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß unsere Wünsche noch immer auf eine harte Probe gestellt werden —"

„Was ist das für ein Brief?" fiel ihm Hedwig fragend in's Wort, auf ein Papier zeigend, das Stropp, während er gesprochen, in der Hand gehalten hatte.

„Abermals vom guten Bruder Arnold," erwiderte Stropp ziemlich rasch. „Soeben erhalten. Er nimmt sich der Sache wirklich an, wie wenn sie ihn beträfe. Sie werden gleich Alles hören —"

„Setzen Sie sich!" sagte Hedwig hochgespannt, indem sie eilig einen Stuhl herbeirückte.

Stropp that, wie ihm gesagt, und begann, nachdem er den Brief, den er selbst verfaßt, scheinbar überflogen:

„Ehe ich zur Sache selbst übergehe, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß es mir noch immer nicht gelungen, Ihr Vertrauen zu gewinnen, wäre es auch nur insoweit, als es durch Ihr eigenes Interesse bedingt wird. Sie stellen immer und wiederholt und bis zum letzten Augenblick in Abrede, daß ein Flüchtling sich unter Ihrem Dache aufgehalten. Nach den Daten, die mir mein Bruder liefert, ist es eine Thatsache, die sich nicht leugnen läßt. Wollte der Himmel, die Polizei wäre weniger gut unterrichtet!"

Hedwig starrte zu Boden, während Stropp, dem der Wahn der Eifersucht noch immer vorspiegelte, daß der Flüchtling, um den es sich handle, Julius Werner sei, ermuthigt weiter fortfuhr:

„Dem Geistlichen, sagt das Sprüchwort, dem Arzt und dem Advocaten muß man die Wahrheit sagen. Ich bestehe nicht darauf, ich dringe nicht in Sie, Fräulein! Ihr Geständ-

niß thut nichts zur Sache. Die Polizei hat genaue Informationen. Sie kennt den Menschen, hat seine Spur weit zurück, bis in Ihr Haus aufgefunden, auch sind ihr die näheren Verbindungen bekannt, in welchen der Flüchtling zu Ihrem Vater, zu Ihrem Hause überhaupt steht —"

Hedwig erhob die Augen und sah Stropp groß an. Dieser Blick protestirte gegen die Worte, welche von näherer Verbindung zu ihrem Hause sprachen, gab aber naiver Weise gewissermaßen alles Uebrige zu.

„Mag sein," sagte Stropp, „daß die Verbindungen nicht bestehen und daß der Verdacht hierin zu weit geht! Kann man es aber den Behörden übel nehmen, daß sie auf der Annahme bestehen? Riskirt man in einer so schweren Zeit so viel für Jemanden, den man nicht kennt? Leugnet man, einem klaren Thatbestande zum Trotz, zu dessen Gunsten Alles hinweg? Ihr Vater erschwert sich selbst seine Lage. Die Verbindung, das Complot ist die allein gravirende Seite der ganzen Sache — an der einfachen Beherbergung ohne vorhergehende Anzeige wäre nicht viel gelegen —"

Hedwig schwieg hartnäckig, aber ein innerer Kampf war aus den rollenden Blicken, der emporwogenden Brust und den abgerissenen Handbewegungen zu errathen.

„Hedwig," sagte Stropp sanft und inständig, indem er das Mädchen an der Hand faßte, „bin ich Ihr Freund, der keine eigennützige Ursache hat, Ihnen zu dienen, oder bin ich ein Spion, der Ihnen ein Geständniß ablocken will? Gestehen Sie mir, um Ihres Vaters willen, die Wahrheit! Was Sie mir sagen, wird nie über meine Lippen kommen, nur meinem Bruder werde ich es schreiben, und dieser, das seien Sie gewiß, wird das Geständniß nicht mißbrauchen, sondern Alles zum Guten führen!"

„Ich weiß," sagte Hedwig bewegt, bald muthig ansetzend, bald zaghaft innehaltend, „daß Sie es mit uns gut meinen! Warum sollten Sie uns schaden wollen? Sie kennen uns kaum und wir haben Ihnen kein Leid gethan. Endlich das, was man uns zu einem so großen Verbrechen macht, ist es denn so abscheulich, daß Jedermann, der davon hörte, veranlaßt sein sollte, zu unserer Bestrafung beizutragen?"

„Gott!" rief Stropp, „Sie haben etwas begangen, was ich gestern gethan hätte, wenn ich in eine ähnliche Lage gekommen wäre, und morgen oder übermorgen wieder thun würde. Zieht man denn nicht auch einen Unbekannten aus dem Wasser?"

„Dann schwöre ich Ihnen," rief Hedwig, „daß auch wir nicht mehr gethan haben! Wir sind einem Menschen zu Hülfe gekommen, den wir nie zuvor gesehen und kaum je wieder erblicken werden! Da ist's! Ich habe es herausgesagt. Ich kann es nicht wieder zurücknehmen! Sie sehen, daß ich eine gute Meinung von Ihnen habe, daß ich alles Vertrauen in Sie setze!"

„Dank, Hedwig, Dank!" rief Stropp, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, „Dank für die Offenheit und das Vertrauen, das Sie mir bewiesen. Sie sollen sehen, daß Sie Ihr Geheimniß in keine unwürdigen Hände gegeben."

Einmal darüber beruhigt, daß es nicht sein verschollener Rival war, der wieder aufgetaucht, ging er weiter, um sogar dessen Schatten in der Erinnerung des Mädchens mit einem grausamen, aber, wie ihm bedünkte, nothwendigen Schlage zu beseitigen, damit er endlich für seine Liebesanträge Raum gewinne und sich in der Bergmühle definitiv festsetze.

„Offenheit erzeugt Offenheit," fuhr der junge Schwindler fort. „Ich will Ihnen daher noch mehr sagen. Wissen Sie, daß Sie einen staatsgefährlichen Menschen beherbergt haben?"

Hedwig's Gesicht zuckte zusammen.

„Einen Menschen," sprach Stropp weiter, „welcher schwerlich Ihrer Theilnahme und der ihm gebrachten Opfer werth gewesen, wie verführerisch sein Aussehen auch gewirkt haben mag —"

„Reden Sie!" rief Hedwig voll gläubiger Verwunderung.

„Die Daten sind da," setzte Stropp sein Lügengewebe fort. „Ich stütze mich auf Thatsachen. Der Mensch war zuerst als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein gegangen, mußte aber bald nach seiner Ankunft mit mehreren seiner Landsleute nach einer für Alle wenig ehrenhaften Affaire das Land verlassen. Die ganze Bande traf kurz vor der Octoberrevolution in Wien

ein. Nichts konnte ihr willkommener sein, als sich in den Trubel zu stürzen; der Wirrwarr nur konnte die Verantwortung, welche auf ihnen fortlastete, hinausschieben. Es waren zwei junge Leute darunter —"

„Was war das für eine Affaire?" sprang ihm Hedwig in's Wort, die nach dem Gesagten erwarten und fürchten mußte, etwas von Julius Werner zu hören, mit verzehrendem Interesse.

„Nichts Politisches," versetzte Stropp, „sondern Etwas, was auch vom bürgerlichen Standpunkte aus strafwürdig war. Doch das ist Nebensache. Es war natürlich, daß die Mitschuld ein Band bildete, an welchem sie auch in Wien zusammenhingen, und das Verhängniß wollte, daß ihr Haupt, derselbe, um dessentwillen Ihr Vater jetzt leidet, ein kecker, verwegener, zu Allem entschlossener Mensch war, der die Uebrigen nicht zurückhielt, sondern sie vielmehr zu allem Unheil anspornte. Um zwei der jungen Leute war es recht Schade! Aber was erbleichen Sie, Fräulein Hedwig?"

„Es ist nichts!" sagte das Mädchen, wie athemlos. „Reden Sie weiter!"

„Es waren Söhne ordentlicher Eltern," fuhr Stropp fort, „der eine aus Mähren, der Andere, wenn ich nicht irre, aus Böhmen —"

„Aus Böhmen?" rief Hedwig, „wissen Sie vielleicht seinen Namen?"

„Er wird mir vielleicht einfallen," erwiderte Stropp, „jedenfalls, wenn ich ihn hörte — aber warum fragen Sie?"

„Es lebt," sagte Hedwig sehr verlegen, aber von Neugier, die größer als ihre Verlegenheit war, vorwärts getrieben, „es lebt in unserer Gegend eine Familie, welche bis zur Stunde auf ihren Sohn wartet, der ebenfalls vor zwei Jahren fortgegangen und ähnliche Schicksale gehabt hat. Die Familie," fügte sie zögernd hinzu, „heißt Werner."

„Richtig," rief Stropp. „Ich entsinne mich — Werner — so heißt einer der Betheiligten, ganz gewiß — ich kann es Ihnen schriftlich bringen. Haben Sie ihn gekannt?"

„Die Eltern mehr als ihn," erwiderte Hedwig, die Augen bestürzt senkend.

„Sie haben gesagt," sprach Stropp, der sich stellte, als ob er Hedwig's Zustand nicht merke, „daß man noch immer auf Nachrichten von diesem Werner wartet? Nicht wahr?"

„Ja," hauchte Hedwig mit ängstlicher Stimme.

„Eine Ausrede seiner Eltern," versetzte Stropp dreist, „die sich des Ausgangs, den ihr Sohn genommen, schämen!"

„Wie so?" fragte das eingeschüchterte Mädchen mit einiger Entschiedenheit, wie wenn ihre Liebe eine Ehrenrettung des Angegriffenen versuchen wollte.

„Weil der Ausgang, den er genommen, ziemlich bekannt ist," gab Stropp zur Antwort, „wenigstens in Wien, und darüber ein amtliches Protokoll besteht. Dieser Werner ist auf einer Barrikade schwer verwundet worden —"

Hedwig schrie auf und fuhr zusammen.

„Sie hören wohl ungern grasse Geschichten?" fragte Stropp lächelnd, während ihn innerlich diese Theilnahmsbezeigung tief wurmte.

„Ich höre sie nicht gern," gab Hedwig zur Antwort, indem sie sich bemühte, so gleichgiltig wie möglich auszusehen.

„Da will ich lieber abbrechen —"

„Nein, nein!" erwiderte Hedwig und fügte, wie auf's Aeußerste gefaßt, mit entstellten Mienen hinzu: „Ist denn die Geschichte gar so graß? —"

„Eigentlich nicht, im Grunde eine Geschichte, wie sie damals Tausenden passirt. Kurz, der Verwundete schleppte sich in ein Haus — ein Mädchen, mit dem er damals ein engeres Liebesverhältniß gehabt —"

„Was war das für ein Mädchen?" fragte Hedwig, nur um unter der Frage ihre tiefste Bestürzung ein wenig zu verbergen.

„Mein Gott!" sagte Stropp, „ein Mädchen aus jener Klasse, die man in achtbarer Gesellschaft nicht so leicht beim rechten Namen nennt, eins der Wesen, welche sich damals dutzendweise an junge Barrikadenhelden anklammerten. Eine solche hat ihn, von seiner Liebe gerührt, lange gepflegt und hätte ihn den Augen der Behörden entzogen, wenn nicht ein Wundarzt hätte gerufen werden müssen. Der Wundarzt machte den Angeber. Der arme junge Mensch wurde bald

darauf verhaftet, in's Arrestantenspital gebracht. Da widerfuhr ihm in einigen Tagen das Beste, was einem Menschen, der keine Laufbahn mehr vor sich hat und den lange Kerkerhaft erwartet, widerfahren kann. Er ist gestorben."

„Ach Gott, ach Gott!" jammerte Hedwig, sich, ihrer unmächtig, in die Haare fahrend.

Der Anstifter dieses Jammers, dem selber plötzlich wehe zu Muthe wurde, versuchte lange vergeblich, sie zu beschwichtigen.

„Hätte ich gewußt, daß Sie das so packt," sagte er nach einer Weile, „dann hätte ich gewiß den Mund gehalten! Ich begreife gar nicht, wie Ihnen das so nahe gehen kann! Ohnehin hat es uns von der Hauptsache abgebracht! Da reden wir über den Werner und es handelt sich um Ihren Vater!"

„Und deshalb sehen sie mich so!" rief Hedwig, die so viel Fassung errungen hatte, die wahre Ursache ihres Jammers zu leugnen. „Die Geschichte hat mir klar gemacht, wohin mein Vater gerathen ist und welchen Folgen er sich ausgesetzt hat! Ich kann meinen Jammer gar nicht ausdrücken!"

Sie verbarg das Gesicht in die Hände.

„Ich bin ja gekommen, um Ihnen Trost zu bringen —" wollte Stropp beginnen.

„Da giebt es keinen Trost, guter Herr Stropp," rief das Mädchen. „Heute Morgen bin ich dem Actuar Auwald begegnet. Wie ein Dieb ist er mir ausgewichen, er, der sonst so froh war, wenn er mich sah. Er hat sich vor meinen Fragen gefürchtet. Er ist sehr freundlich und hätte es nicht gethan, wenn es mit meinem Vater nicht sehr übel stände —"

„Liebe Hedwig," erwiderte Stropp, „Sie haben in den ersten Tagen mehr Fassung gezeigt, als heute. Und doch haben Sie heute an mir, oder besser gesagt an meinem Bruder einen gewiß viel vermögenden Fürsprecher gefunden. Da ist der Brief. Arnold schreibt, daß er das beste Resultat erwarte. Hören Sie! Das allerbeste, schreibt er, nur Geduld müssen Sie haben. Kommt es nicht morgen oder übermorgen, so kommt es doch bald, müssen Sie denken. Mein Bruder hat hochgestellte Freunde, die, wenn sie nicht ihrer eigenen Tasche schaden wollen, nach seiner Pfeife tanzen müssen!"

„Ich danke Ihnen," sagte Hedwig schmerzvoll. „Es ist zum Verzweifeln! Ich habe Wenige, die mir nahe stehen auf der Welt, und die Wenigen verliere ich — Einer geht nach dem Andern — Keiner kommt wieder —"

Sie schluchzte die letzten Worte leise hervor, die Augen vom Taschentuche verhüllt.

„Kommen Sie bald wieder," flüsterte sie nach einer Pause und stürzte, unfähig den Thränenstrom noch länger zurückzuhalten, hinaus.

Es war ein ergreifender Augenblick, selbst Stropp fühlte seinen düstern Triumph nur mit einem geheimen Entsetzen.

„Ich muß das Mädchen haben!" sagte er im Hinausgehen zur Betäubung seines Gewissens. „Sie rettet mich — sie macht vielleicht noch einen ordentlichen Menschen aus mir!"

Hedwig war in eine Hinterkammer geeilt, um sich dort ungestört ihrem Schmerze zu überlassen. Sie hatte sich zwar längst mit dem Gedanken an Werner's Tod vertraut gemacht, aber ihr Herz schien doch noch in unsichtbaren Hoffnungsfäden gefangen zu sein. Alle früheren Schmerzen, so stechend sie auch gewesen, wichen zurück vor den jetzigen, wo der Tod des Geliebten keine böse Ahnung, sondern eine, wie sie glaubte, verbürgte Thatsache war.

Der Abend begann bereits zu dämmern, als die Stille, von welcher Hedwig umgeben war, durch Stimmengewirr und Zusammenlaufen des Hausgesindes unterbrochen wurde. Besorgt trat sie zur Thür hinaus, um zu hören, was es Ungewöhnliches gebe. Sie lauschte. War es ein Trugspiel ihrer Sinne? Sie glaubte durch das verworrene Geräusch durcheinander rennender Menschen die Stimme ihres Vaters zu vernehmen. Trotz der eingestandenen Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme eilte sie hinab und war mit ein paar Sprüngen im Hausflur.

„Hedwig!" rief eine kräftige, freudedurchzitterte Stimme, die Stimme ihres Vaters, und die Tochter zweifelte noch immer, bis sie an seiner Brust, in seinen Armen ruhte.

Als der erste Freudesturm vorübergegangen war, dankte der Bergmüller seinen Hausleuten für ihre aufrichtige Theilnahme und zog sich mit seiner Tochter zurück.

„Bist Du ganz frei?" war Hedwig's erste Frage, wie wenn das Herz noch eine Täuschung fürchtete.

„Ich bin es," erwiderte der Vater. „Ich glaube mindestens, es zu sein."

„Wie ist es so unverhofft geschehen?" fragte Hedwig auf's Neue.

„Gott weiß!" erwiderte der Bergmüller bitter. „Willkür hat ihr eigenes Maß. Sie straft, wie sie will, kerkert ein, wie lange sie will, läßt frei, wann sie will! Vermuthlich hat man sich mit den äußersten Drohungen begnügt, um mich für künftige Fälle einzuschüchtern. Ich gestehe, ich traute meinen Ohren nicht, als mir der Bezirkshauptmann vor ungefähr einer halben Stunde meine Freilassung ankündigte. Ich begreife nicht, welcher Gnadenengel auf einmal in diese verdammte Polizeiseele gefahren!"

„Und glaubst Du nicht eher," versetzte Hedwig, „daß ein unsichtbarer Freund für Dich im Stillen thätig gewesen?"

„Wen meinst Du?" fragte der Bergmüller nachdenklicher, die Stirn runzelnd. „Nach meinem letzten Verhör zu schließen, das sehr stürmisch abgelaufen, kann es kaum heute mit rechten Dingen zugegangen sein."

„Ach ja!" rief Hedwig. „Erst heute früh bin ich dem Auwald begegnet. Er ist mir ausgewichen, wie wenn es eine Schande wäre, mit mir zu reden!"

„Der soll mir nicht mehr in's Haus kommen!" rief der Bergmüller, in den heftigsten Zorn gerathend. „Und dieser Schwachkopf hat die stille Absicht gehabt, Dich zu heirathen!"

„Glaube darum," sagte Hedwig, auf das Vorige zurückkommend, „daß Du einem Freunde die Begnadigung verdankst. Ich bin es gewiß und es wird sich so herausstellen. Stropp hat seinem Bruder geschrieben. Sein Bruder hat große Bekanntschaften! Stropp war eben hier; er zeigte mir einen Brief seines Bruders. Ich habe mir viel von seiner Verwendung versprochen, aber daß sie so schnell gekommen, überrascht mich, wird sogar Stropp überraschen."

„Ei, ei, ei!" rief der Bergmüller. „Dem Stropp hätte ich's zu danken?..."



„Dem sind wir gewiß großen Dank schuldig!" sagte Hedwig. „Er hat überhaupt die größte Theilnahme an den Tag gelegt."

„Du kannst Recht haben. Arnold Stropp ist ein wichtiger Mann! Du kannst Recht haben! Wenn ich Alles überdenke, kann es fast nicht anders sein. Wie dumm war es doch von mir, einem Menschen wie dem Rack das zuzumuthen! Nichts konnte einfältiger sein!"

„Ich bin Zeugin der Mühe, die sich Stropp unsertwillen gegeben," sagte Hedwig. „Er hat mir auch erzählt —"

„Er ist ein vortrefflicher junger Mann!" rief der Müller. „Der erste Eindruck war gut, der letzte ist noch besser. Was wollte ich für ihn thun! Doch so sehr ich ihm danke, so sehr verwünsche ich ein Land, in welchem die Verwendung höher steht, als die Gerechtigkeit. Ich verkaufe die Mühle, ich verkaufe Alles, die Welt ist groß, man braucht nicht bis Amerika zu gehen — wir wollen zusammen fortziehen. Stropp soll die Mühle haben, wenn er will, um welchen Preis er will!"

Ein fröhliches Banket vereinigte noch am nämlichen Abend die Familie Scheppkes und Philipp Stropp an des Bergmüllers Tische. Der Letztere hatte sich des wärmsten Empfanges zu erfreuen, und wenn er auch nicht begreifen konnte, durch welche Hexerei seine Windbeuteleien Fleisch und Blut und Wirklichkeit erhalten, er strich den Dank des Bergmüllers mit der ihm eigenen Unverschämtheit ein. Er erbat sich nur um der Zartheit der Sache willen ein discretes Stillschweigen, das ihm auch höchst bereitwillig gewährt wurde.

Zwölftes Kapitel.

Um's Brod gebracht.

In einer engen und abgelegenen Gasse der Vorstadt Wieden stand zur Zeit, da unsere Erzählung spielt, ein einstöckiges Haus von weniger als mittelmäßigem Aussehen, dessen Erd-

geschoß durch absonderliche grün- und weißgemusterte Vorhänge und durch eine bildliche Darstellung kenntlich war. Diese führte dem, der hungrig oder durstig in die enge Gasse gerathen, das lockende Bild einer ziegelroth angestrichenen Flasche, eines angeschnittenen Brodes und eines riesigen Kalbsbratens auf einem Teller vor. Es war das Schild einer Kneipe, die den seltsamen und fast mystisch-religiös klingenden Namen „zum ewigen Licht" führte, wohl darum, weil sie an einem Orte stand, wo vor Zeiten in einer Capelle oder sonst an heiliger Stätte eine ewige Lampe gebrannt hatte.

In dieses Wirthshaus kamen nur geringe Leute. Auf dem Billard von altmodischer Form, das die Mitte des einen Zimmers einnahm, übten sich des Morgens jugendliche Gymnasiasten in der edlen Kunst der Pyramide und der großen Partie, Mittags traten ein paar bejahrte Hagestolze, alte Stammgäste zu einer Table-d'hôte zusammen, die eigentlich mehr den Charakter eines Familientisches darbot, Abends endlich war das Wirthshaus zum ewigen Licht der Zusammenkunftsort kleiner Beamten und zwangloser Persönlichkeiten der buntesten Gattung, wie sie eben eine große Stadt beherbergt. Alle diese verschiedenen Gäste bediente Franzi, ein schönes junges Kellnermädchen, mit demselben ruhigen, beinahe automatischen Gleichmuth.

Die Localitäten des ewigen Lichtes bestanden aus einer großen Stube und einer kleinen, welche fast ausschließlich von den Stammgästen in Beschlag genommen war, während sich in jener besonders des Abends das zahlreiche fahrende Publikum versammelte. Außer durch das Billard war auch durch eine aufliegende „große Zeitung" nebst einigen unvermeidlichen Localblättern für die allgemeine Unterhaltung gesorgt. Jene große Zeitung war das Donaureich, und die Wahl bezeichnete nicht etwa allein die politische Gesinnung des Wirths, sondern auch die der Mehrzahl der das Haus besuchenden Gäste. Um jene Zeit war wohl die Bewegung von Achtundvierzig erstickt, aber das Feuer glomm unter der Asche noch heftiger fort, als man es eingestand. Das bewies die ängstliche Theilnahme an dem genannten Blatt. Während seiner vierzehntägigen Suspension nahm es die Unterhaltung fortwährend

in Anspruch, und sein endliches Schicksal gab, wie das Loos eines berühmten Kranken, täglich Anlaß zu neuen Debatten.

Da, als man es kaum mehr zu hoffen wagte, erschien das Donaureich eines Tages plötzlich wieder, und es war natürlich, daß es an jenem Abend im ewigen Licht selbst jene Leute zu lesen begehrten, welche sonst nur ein unregelmäßiges Verlangen nach Zeitungslectüre hatten. Jedermann wollte es gewissermaßen mit der Hand berührt haben, um sich überzeugt zu geben, daß der von den Todten wieder Auferstandene wirklich am Leben sei. Ungleich größer mußte noch das Interesse der politisch Gebildeten sein, welche von diesem Tagesereigniß in der Stadt hatten sprechen hören. Die Art, wie das Journal hervortrat, erzeugte die höchste Sensation. Durch den Rücktritt des alten Rentiers Haldenried war der bisherige Redacteur, Doctor Schmey, zugleich Besitzer des Donaureichs geworden und hatte der Leserwelt in einem an der Spitze stehenden langen Artikel sein Programm neu verkündigt. Es war eine Art von Manifest an die Abonnenten, welche unter den damaligen Umständen dem Verfasser namhafte Concessionen an die politische Situation gern verziehen hätten und nun aus dem vielspaltigen Aufsatze erfuhren, daß das Blatt auf seiner alten Basis bleiben und die noch zu Recht bestehenden Freiheiten bis zum letzten Athemzuge vertheidigen werde. Solche Gesinnungstreue und Charakterfestigkeit mußten in einer Zeit des Abfalls und der Schwäche allgemeine Bewunderung erregen.

Unter den Gästen, welche die kleine, aber trauliche Nebenstube füllten, konnten eigentlich nur zwei am hintersten Tisch sitzende Männer die Aufmerksamkeit eines Beobachters auf sich lenken. Es waren zwei Männer in mittleren Jahren, mit charakteristischen Physiognomieen, denen eine gewisse geistige Bedeutung anzusehen war. Der ältere von Beiden, Sternfeld mit Namen, ein kürzlich seiner Stelle enthobener Professor, hatte ein freundliches Gesicht, auf welchem sich Intelligenz und Gemüth abspiegelten; der jüngere war sehr brünett, von beinahe olivenfarbigem Teint, hager, und verrieth durch das Feuer seiner Augen den Südländer oder Slaven. Während Jener mit seinem schwarzen Vollbart noch ganz im Jahre Achtund-

vierzig stak, war Dieser glattrasirt und durch die hoch zugeknöpfte schwarze Weste und den schwarzen Rock einem Geistlichen ähnlich. Und das war er auch, freilich aber ein excommunicirter. Sein markiger Kopf hätte jedem Maler als Modell für ein Hussitenbild dienen können.

Die Beiden hatten eben den merkwürdigen Artikel im Donaureich gemeinschaftlich gelesen und das Blatt einem Gaste eingehändigt.

„Der Artikel ist entschiedener, als ich geglaubt hätte!“ sagte Sternfeld zu seinem Freunde.

„Er fordert die Censur geradezu auf,“ bemerkte Smutny, „das Henkerbeil im Ernst zu erheben.“

„Daß man die Nummer nicht gleich confiscirt hat!“ rief Sternfeld.

„Hm, der letzte Nagel zum Sarge bleibt der Artikel immerhin!“

„Das Ministerium scheint sich doch, wenn man solche Umstände macht, noch immer nicht für sicher genug zu halten, um die letzte Rücksicht fallen zu lassen.“

„Umstände!“ rief Smutny, „das fasse ich anders auf. Es ist wohl eine Rücksicht, aber eine eigenthümliche. Man gestattet auch dem zu Tode Verurtheilten sich noch bene zu thun und à la carte zu speisen.“

„Mag sein!“ rief Sternfeld lächelnd. „Der Artikel ist und bleibt herzerfrischend. Das mag unserem Graumak wohl gethan haben, seine Stahlfeder wieder einmal in gelindes Scheidewasser tauchen zu können —“

„Ich glaube nicht, daß Graumak den Artikel geschrieben —“

„Nicht? Und wer hätte ihn geschrieben? Es ist sonst Niemand dazu da. Daß Schmey fähig sein sollte, das zu schreiben, glaubt Niemand, der sich einmal seinen glattpolirten, aber oberflächlichen Styl angesehen.“

„Ich weiß wohl, daß Graumak seine rechte Hand gewesen und noch ist. Doch was sage ich: rechte Hand! Die Seele seines Journals. Dennoch wette ich, daß Graumak nicht der Verfasser. Der Artikel wirkt zu sehr durch Muth und Ent-

schiedenheit. Grauwak hat scharfe Satyre, den Cavallerie-angriff der Logik, nicht dies ruhige, derbe Wesen, ich wette —"

„Franzi," rief Sternfeld der vorbeieilenden Nymphe zu, „sitzt nicht Doctor Grauwak im ersten Zimmer?"

„Hab' ihn nicht gesehen," erwiderte Franzi. „War schon viele Tage nicht da. Noch ein Glas, Herr Smutny?" fragte sie, ungenirt die Hand auf die Schulter des Genannten legend.

„Danke, danke, nichts mehr," gab Smutny verlegen zur Antwort, die Hand des Mädchens, wie wenn sie ihn brenne, von sich streifend. „Es ist jetzt zehn Uhr, die Zeit, wo ich täglich nach Hause gehe. Ich stehe ja regelmäßig um fünf Uhr auf —"

„Aber was machen's nur so früh auf? Da ist's ja noch finster!" bemerkte Franzi. „Da muß eine Kellnerin 'raus, aber Sie hätten es nicht nöthig! Ich weiß nicht, wie lang' ich im Bett blieb', wenn ich dürft'."

„Gewohnheit, noch vom Seminar her!" sagte Smutny nachlässig, halb zum Freunde, halb zu Franzi gewendet. „Mir ist's gar nicht möglich, die Frühglocken zu überhören, da ist mir immer noch, als müßte ich heraus und in die Messe. Da stehe ich denn auf, zünde mir ein Licht an, wie ich's gewohnt bin, und nehme ein Buch zur Hand. Um sieben Uhr kommen dann meine ersten Schüler und da beginnt mein Tagewerk."

„Müssen's sich halt auch recht plagen, lieber Herr Smutny?" fragte das Mädchen, die Hand wieder auf die Schulter des Angeredeten legend.

„Es ist ein Glück," sagte Sternfeld, „daß Du noch Schüler findest und behältst —"

„Werde sie wohl nicht mehr lange haben," erwiderte Smutny. „Die häusliche Inquisition, der nichts verborgen bleibt, wird sich schon noch in die Sache mengen und den Vätern, die mir ihre Kinder anvertraut, zu verstehen geben, daß ein solcher Lehrer nicht passe, ja selbst auf die Väter und ihre Grundsätze ein bedenkliches Licht werfe. Wenn das geschieht, dann weiß ich nicht, was aus mir wird. Eine Professur oder Lehrerstelle werde ich nie erhalten, Mittel, auszu-

wandern und mir anderswo eine Position zu suchen, habe ich nicht. Hundertmal des Tages, wenn mich das Nachdenken über mein Loos erfaßt, frage ich: was dann?"

„Geht es mir, dem entlassenen Professor, besser?" fragte Sternfeld mit einem unterdrückten Seufzer und wollte seine Jeremiade beginnen, als er einen Eintretenden gewahr wurde und sein Gesicht sich plötzlich erheiterte.

Der Eintretende war Grauwak, ein Vierziger, hager, mit etwas vorgebeugtem Kopfe, grauen Haaren und langem, beinahe militairischem Schnurrbart, grauen, feurigen, durchdringenden Augen, in allen seinen Bewegungen kurz und entschieden.

„Du bist doch," rief ihm Sternfeld entgegen, „in letzter Zeit von einer abscheulichen Unpünktlichkeit. Dein neuerungswüthiger Charakter wird sich doch nicht bis zu einem gänzlich unmotivirten Kneipenwechsel erstrecken? Welche neue Bierspelunke entzieht Dich uns?"

„Welcher Verdacht!" rief Grauwak, sich die Hände reibend und zwischen Beiden Platz nehmend. „Ich war seit einigen Tagen gar nicht im Wirthshause. Meine Abende waren der reinsten Sentimentalität geweiht, bei meiner alten Tante, bei der Schwester und der Großmutter. Ihr scheint gar nicht zu wissen, daß das Vaterland demnächst einen großen Patrioten verliert und ein mächtiger Vulkan auf polizeilichen Befehl erlischt?"

„Was sagst Du da?" riefen Beide hocherstaunt.

„Ich gehe in ein freiwilliges Exil," fuhr Grauwak mit einer Munterkeit, die mehr aus dem Geiste, als aus dem Gemüthe kam, fort. „Ich gehe, ohne daß ich dazu durch ein Ausweisungsdecret gezwungen wäre, blos, weil ich so halsstarrig bin, in Oesterreich, wo man mir das Brod genommen, nicht verhungern zu wollen. Ich ziehe nach Paris — seht mich nicht so ungläubig an — es ist mein Ernst."

„Sprich deutlich!" rief Smutny, mit Theilnahme im verdüsterten Gesicht. „Wie ist das gekommen?"

„Ihr wißt," antwortete Grauwak, den der Humor nie verließ, „daß das Donaureich bis auf Weiteres wieder Luft schnappen darf. Das Warum? ist unbekannt, doch nicht die Be-

dingung. Nun — Ihr seid ja in's Geheimniß eingeweiht, daß ich die eigentliche Triebfeder des Journals war und Schmey immer nur den artistischen Kunstreiter in diesem Circus vorstellte. Leider weiß das auch die Regierung und hat das Fortbestehen der Zeitung von meiner Entlassung abhängig gemacht. Der revolutionäre Sprühteufel hat ausgesprüht, Schmey ist alleiniger Herr und redigirt nach Kräften weiter — und, um mit Schiller zu reden: abgeleitet auf das geliebte, reine Haupt ist der Blitz, der das ganze Journal zerschmetternd sollte niederschlagen!"

Franzi war mit einer neuen Last von Gläsern wieder erschienen und stellte eins davon vor Grauwak.

„Das letzte Mal," sagte er zu dem ihn phlegmatisch anstarrenden Mädchen, „daß Du mir den Trunk credenzest, Franzi! Ich sehe die Trauer darüber in jeder Deiner Mienen. Ich weiß, Du hast mich lieber gehabt, als Du es vor den Leuten kundgabst. Viel lieber, als den Sternfeld, und vollends lieber, als den zudringlichen Smutny —"

„Nein, das können Sie mir glauben, es thut mir leid, wenn Sie uns verlassen," sagte das Mädchen theilnahmsvoll, obwohl es noch soeben über die Bezeichnung Smutny's hatte lächeln müssen. „Sie sind ein so vieljähriger Gast gewesen — werden Sie denn nicht wiederkommen?"

„Nicht früher, theure Franzi, als bis unsere Söhne herangewachsen sind und die jetzt bestehende Welt über den Haufen geworfen haben — also noch nicht so bald!" entgegnete der Journalist halb ironisch, halb melancholisch. „Wenn Se. Excellenz der Kultusminister Smutny und der Justizminister Sternfeld mich rufen, dann erst gedenke ich heimzukehren und die Redaction der Staatszeitung zu übernehmen. Nicht früher."

„Da hat's freilich lang' hin!" sagte Franzi sehr ernsthaft.

„Ich freue mich, Dich so toll reden zu hören," meinte Sternfeld. „Gottlob, daß Dich Dein Humor selbst an dem Tage nicht im Stich läßt, da Du auf's Ungewisse in die Welt hinausgehst."

„Ganz so abenteuerlich, wie Du denkst, bin ich doch nicht," entgegnete Grauwak lebhaft. „Ich habe auf etwa zwei Monate hinaus gesicherte Subsistenz, was mir bei einem so wack-

ligen Erwerb, wie der meinige, und in dieser grimmigen Epoche beinahe wie eine lebenslängliche Anstellung vorkommt. Schmey hat sich so nobel benommen, als es in seinen Kräften steht. Doch denkt nicht, daß er mir etwas geschenkt hat! So schlimm steht es mit der Schriftstellerei doch nicht, daß sie Almosen annehmen müßte — das wird erst, wenn sich die jetzigen Zustände consolidirt haben werden, kommen. Schmey hat mich nämlich unter der Hand als Pariser Correspondenten engagirt. Bemerkt hat er mir freilich, daß ich es nur als eine interimistische Beschäftigung zu betrachten habe und mich nach einer neuen Lebensquelle umsehen muß. Seine eigene, ohnehin in der Luft schwebende Existenz stünde auf dem Spiel, wenn man unsere noch fortdauernde Verbindung entdeckte. Ich werde mich umthun, daß ich ihn bald der Verlegenheit entreiße. Immerhin bleibt es von seiner Seite eine Freundesthat, die anerkannt werden muß. Angestoßen, Freunde! Der Commiliton, der noch der Letzte die Bresche vertheidigt!"

Alle stießen an.

„Apropos!" rief der entlassene Professor, „von wem war der heutige Leitartikel?"

„Vermuthlich und aller Wahrscheinlichkeit nach von Schmey selbst."

„Siehst Du, daß ich Recht hatte!" rief Sternfeld.

„So, so!" brummte der Hussit. „Und wo hat er das viele Geld hergenommen, um das Blatt an sich zu bringen?"

„Vermuthlich," fiel Sternfeld ein, „hatte er schon lange für diesen Fall einen neuen Rentier Haldenried in Bereitschaft. Der mag das Geld, aber nicht den Namen hergeben. Schmey ist ein unansehnliches Kerlchen, aber er versteht es, sich an seiner schriftstellerischen Unbedeutsamkeit durch geschäftsmännische Größe zu rächen."

„Ein Geschäftsmann, ein Rechner ist er," nahm Grauwak ruhig das Wort, „das steckt ihm im Blute, in der Race. Dennoch kann ich Euch als ganz positiv anzeigen, daß ihm diesmal kein demokratischer Rentier geholfen, vermuthlich weil es keinen giebt, der wahnsinnig genug wäre, unter den gegenwärtigen Umständen ein Stück seines Vermögens so zu verklopfen. In seiner bösen Lage hat Schmey nicht verzweifelt,

sondern mit einer Waare speculirt, die er gar nicht führt: mit seiner persönlichen Schönheit. Er ist während der Suspension in einem böhmischen Dorfe gewesen und hat sich dort eine Braut gefischt. Alle Achtung, Kinder, es ist keine geringe Kunst, bei so wenig Mitteln zu bezaubern!"

„Der ist doch wie eine Katze, die immer wieder auf ihre Füße fällt!" rief Sternfeld.

„Es frägt sich noch," fuhr Grauwak fort, „ob das Geschäft, das jetzt so glänzend aussieht, sich morgen oder übermorgen noch rentirt. Fährt er so fort, so fällt das Damoklesschwert."

„Und daß er einzulenken suchte," bemerkte Smutny, „danach ist der heutige Aufsatz nicht angethan."

„Ihm wird auch die Gelegenheit, die Diebe macht, nicht in den Weg kommen," erwiderte Grauwak. „Er ist Oben verhaßt, und um Lohnschreiber zu miethen, sind die Minister nicht an ihn gewiesen. Da giebt's Concurrenz genug. Er hat auch nicht hinlängliches Talent, um die Mühe zu lohnen, einen Apostaten aus ihm zu machen."

Das Gespräch war auf diese, bei damaliger Zeit gefährliche, Höhe gekommen, als ein junger Officier, in seinen Paletot gehüllt, eintrat. Bei dieser Erscheinung, die hier ungewöhnlich war, stutzten die Drei und das Gespräch ward unmittelbar darauf in leiserem Tone fortgeführt.

Der Offizier hatte ein interessantes Aeußere. Sein Gesicht von edlen, markirten Zügen war gebräunt, hatte aber noch das durchschlagende Roth der Jugend. Haare und Augen waren schwarz. Die Gestalt war gracil, elastisch und bewegte sich mit großer Entschiedenheit.

Die zwei silbernen Sterne auf dem Kragen bezeichneten den Ankömmling als Oberlieutenant, die silbernen Tressen am Aufschlag des Aermels als einem ungarischen Regiment angehörend.

Wie kommt der hierher?

„Bei Gott!" rief Grauwak, „wenn der nicht die Uniform anhätte —"

„Julius Werner, nicht wahr?"

„Sagst Du's auch? Zug für Zug!"



Der Officier schnallte seinen Säbel ab und stellte ihn in die Ecke.

„Und er ist's auch!" rief Smutny. Er wollte aufstehen und dem Officier entgegengehen.

„Sitzen geblieben!" rief Grauwak, „er ist es nicht — und wäre er es — dann wollte ich erst recht nicht mit ihm verkehren. Mir graut und ekelt vor diesen Helden!"

Er verstummte, den Officier scharf beobachtend.

Dieser saß, in Gedanken verloren, den Kopf auf beide Hände stemmend, eine Weile da. Plötzlich blickte er auf, sah die Drei, deren Augen noch immer auf ihn gekehrt waren, an, stieß einen Ruf der Verwunderung aus und ging ihnen, beide Hände ausstreckend, entgegen.

„Du, Werner, kaiserlicher Officier!" rief Sternfeld.

„Nun ja! Wie Ihr mich Alle anseht? Weil ich im Jahre Achtundvierzig bei Euch war und Brutus hieß? Smutny, Grauwak, Sternfeld, Alle noch die Alten?"

Der Erste und Letztgenannte reichten ihm die Hände, Grauwak hielt seine Hand noch zurück.

„Wir hielten Dich für todt — Du warst ja ganz verschollen — in der Octoberwoche hörten wir von Dir das letzte Mal —"

„Freilich, freilich! Nach Auflösung der akademischen Legion kamen wir Alle auseinander — ich — doch setzen wir uns, daß wir vertraulich schwatzen können — ich war verwundet worden und wurde gefangen."

„So hieß es — wir glaubten, Du seist, wie so Mancher in dieser Zeit, mit Pulver und Blei —"

„War nahe daran, Freunde, war nahe daran!" rief Werner, sich wild durch die Haare fahrend. „Aber mir geschah etwas, was mir damals als ein noch Aergeres erschien — ich wurde als Gemeiner in's Regiment gesteckt. Mir lag damals so wenig am Leben, daß ich Alles über mich ergehen ließ, stumpf, todt für Alles, fast ohne Besinnung ... Ich kam nach Italien — und was stand mir da bevor! Monatelang lagen wir vor Venedig, über uns ein glühender Himmel, rings um uns ein Morast, der ein schleichendes Gift ausathmete, jeden kühlen Trunk versagte und allmählich Seuchen über uns

schickte, die mehr Opfer fortrafften, als alle feindlichen Kugeln. Fast ein halbes Jahr war um, die Belagerung rückte nicht vor — auch ich fühlte schon die Anzeichen der Krankheit in mir, der so viele meiner Kameraden erlegen. Doch, was waren meine physischen Leiden gegen meine moralischen! Ich haßte meine Vorgesetzten und wurde von einem Theil derselben bemitleidet, von dem andern verachtet. Das dauerte indessen nicht lange. Der kalte Gleichmuth, mit dem ich mich dem Tode aussetzte, erregte die Aufmerksamkeit des Obersten — er schlug mich zum Lieutenant vor. Nun erst trat ich in nähere Beziehungen zu meinen neuen Kameraden und legte allmählich die Vorurtheile ab, die in mir so tief Wurzel gegriffen hatten. Wie viel tapfere Thaten sah ich ausgeführt von jungen Burschen, die vielleicht noch vor ein paar Jahren verweichlicht schienen — so hatte sie der Geist der Armee erzogen! Man sprach nicht mehr über meine Vergangenheit, ich selbst begriff allmählich die Nothwendigkeit des Staates, der Ordnung, der rechtmäßigen Gewalt, die schon vor tausend Jahren da war, einer Gewalt, die oft hassenswerth erscheint, weil sie unseren Träumen und Idealen entgegentritt, entgegentreten muß. Zuletzt, wenn ich hörte: „in Deinem Lager ist Oesterreich!“ da höhnte ich nicht mehr und trotzte nicht mehr, ja ich konnte mit einstimmen. Ich weiß nicht, wie Ihr denkt, Freunde, ja ich glaube fast Unglauben und Mißbilligung in Euren Gesichtern zu lesen, aber ich sage: lernt den Soldaten erst kennen, eh' Ihr über ihn urtheilt, dann werdet Ihr vielleicht bald anders über ihn denken. Er will nicht das Alte, er ist kein Knecht, er denkt ebenso frei wie Ihr, nur will er den freien Staat in einer andern Form als Ihr! Wäre es nach unserem früheren Sinn gegangen — die Hand auf's Herz — wir ständen im Chaos; ein Häuflein, das Heer Radetzky's allein, hielt den Begriff Oesterreich fest, und zu diesem Begriffe kehren sich jetzt Alle. Aus den furchtbarsten Krisen ging ein anderer, verjüngter Staat hervor, und für diesen werden bald Alle, die den schwarzen Rock tragen, so gut einstehen, wie wir, die den weißen anhaben. Was meint Ihr?“

Eine Pause trat ein, die Freunde sahen ihren alten Genossen eine Weile an, ohne daß sich eine Regung auf ihren

Gesichtern zeigte, daß seine Apostrophe irgend eine Wirkung auf sie hervorgebracht.

Endlich sagte Grauwak mit einer Miene, gegen welche das Folgende nur mild erschien:

„Du sprichst als Neubekehrter. Es sind die Ueberzeugungen oder Redensarten des Rocks, den Du angezogen. Du verweisest uns an die Zukunft — — wir Dich!"

Der Officier, der in der Freude des Wiedersehens aus warmem Herzen gesprochen, ohne die Tragweite seiner Worte berechnet zu haben, war tief betroffen. Ein dunkleres Roth flammte auf seinen Wangen, er ließ den Blick auf die Umsitzenden hinschweifen, um sich zu überzeugen, ob diese den Ausfall gehört, denn in diesem Falle war er gesonnen, seine Standesehre muthig zu vertheidigen. Diese Besorgniß bestätigte sich aber nicht, Niemand schien zugehört zu haben, und Werner erwiderte daher mit vollkommener Selbstbeherrschung:

„Beginnen wir nicht mit einem Streite! Lassen wir alle Politik aus dem Spiele! Ich mußte manche schöne Illusion verschmerzen, am Ende müßt Ihr das auch. Die Freiheit, die wir geträumt, hat sich nicht verwirklicht, aber das alte starre Oesterreich ist todt und ein neues wird aus den Trümmern hervorsteigen —"

„Blendwerk!" rief Grauwak schroff. „Doch, Du hast Recht, wir wollen nicht streiten. Jeder spricht von dem Standpunkte aus, auf welchem er sich befindet. Ich stelle eine einzige Frage an Dich, welche ich Dich auf das Einfachste zu beantworten bitte: Warst Du mit der Entwickelung der Dinge schon an dem Tage so einverstanden, an dem man Dich als Gemeinen —"

„Aber erlaube —" rief der Officier mit erhobener Stimme. Er konnte nicht fortfahren, denn Grauwak fuhr gleich dazwischen:

„Nichts, als eine kurze, bündige Antwort —"

„Das ist unnütz," erwiderte Werner. „Ich habe bereits gesagt, daß ich damals wie todtgeschlagen war."

„Halt, da will ich Dich haben," sagte Grauwak mit sarkastischer Miene. „Wir Drei, Smutny, Sternfeld und ich stehen auch ebenso degradirt unter der Fuchtel des Profoßen

— wundere Dich daher nicht, daß wir vor der Hand Deine rosig-goldenen Ansichten verlachen. Ich bin aus der Redaction hinausgejagt, mein Nachbar zur Rechten von seinem Katheder vertrieben, mein Nachbar zur Linken mit dem Bannfluch belegt. Versetze Dich in die Zeit, da der Corporal Dich zum ersten Mal anschnauzte, und Du wirst fühlen, was wir fühlen, aber noch die Verschärfung tritt bei uns dazu, daß wir unfähig sind, jemals aus der Disciplinarcompagnie herauszukommen und uns zu Officieren heranzuschwingen —"

Dieses Gespräch wurde, als es eben fast in offene Feindseligkeit auszuarten drohte, durch den zufällig herbeikommenden Wirth abgeschnitten. Dieser, ein kleiner, untersetzter Mann — wie wir wissen, der Bruder des Bergmüllers von Kraßnitz, hatte mit Letzterem eine große Familienähnlichkeit.

Werner war, als er ihn erblickte, ohne Grauwak weiter Rede zu stehen, aufgesprungen.

„Herr Dubsky," sagte er, sich freundlich verbeugend, „Sie kennen mich gewiß nicht mehr —"

„Habe nicht die Ehre —"

„Wir haben uns freilich nur wenige Male vor Jahren flüchtig gesprochen — doch ich bin ein vieljähriger Bekannter Ihres Herrn Bruders, des Müllers Dubsky in Kraßnitz. Ich wollte Sie fragen, was Sie von ihm gehört haben und wie es ihm und seiner Tochter geht —"

Der Wirth sah den Officier mit einem mißtrauischen Gesichte an.

„Seltsame Frage!" sagte er. „Soll das Spott sein? Spott auf's Unglück? — Gut keinesfalls!"

„Mein Gott," rief Werner, „was meinen Sie mit Spott? Ich sage Ihnen, es giebt keinen Mann, den ich höher schätze und verehre. Ich bin selbst aus der Umgegend von Kraßnitz gebürtig — ich kenne ihn ja so gut — reden Sie, was ist geschehen —?"

„Sie wissen also nicht, daß sie ihn eingezogen haben?"

„Herrn Dubsky? Eingezogen? Warum?"

„So, so, Sie wissen nichts... Weil er in Verdacht stand, einen Flüchtling bei sich beherbergt zu haben. Er wird vor's Kriegsgericht kommen. So sind die Zeiten!..."

Er wollte sich entfernen.

Der Officier war erblaßt, seine Brust hob sich mit einem langen, unendlich schweren Seufzer, sein erstes Wort, als er die nothdürftigste Fassung wiedergewonnen, war: „Und Fräulein Hedwig?"

„Die ist wirklich zu beklagen! Sie steht allein und rathlos da. Was soll sie anfangen, wenn der Vater vielleicht jahrelang in Untersuchungshaft bleibt? Auch ist sie eine gute Tochter — liebte ihren Vater über Alles —"

Werner stand wie versteinert.

„Entsetzlich, entsetzlich!" stammelte er. „Doch — wir wollen das Beste hoffen. Ich muß volle Auskunft haben . . ."

Er verstummte und setzte sich nieder. Seine drei ehemaligen Gesinnungsgenossen, die Alles gehört hatten, richteten kein Wort mehr an ihn, bis sie sich entfernten und ihm kurz gute Nacht wünschten. Auch Werner verschwand kurze Zeit darauf.

Niemand hatte sonderlich einen jungen Menschen beachtet, der in einem Winkel über der Zeitung eingeschlafen schien, in Wahrheit aber Alles belauscht und mit angehört hatte.

Er war einer jener Agenten der Polizei, die den Namen der Vertrauten führen . . .

Dreizehntes Kapitel.

Worin große Entdeckungen gemacht werden.

Der Graf von Thieboldsegg war durch den entschiedenen Widerstand, welchen sein Heirathsproject bei seiner Tochter gefunden, höchst überrascht und dem Fürsten Kronenburg gegenüber in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Weit entfernt, seiner Tochter darüber Vorwürfe zu machen, maß er als echter Diplomat der brüsken, übereilten Art der Eröffnung, zu welcher

ihn die unerwartete Ankunft des fürstlichen Bräutigams gedrängt, alle Schuld zu und war fest überzeugt, daß er zuletzt den Sieg davontragen werde. Es galt nur Zeit zu gewinnen und den jungen Fürsten rasch zur Abreise zu bewegen, damit derselbe nicht durch Corneliens scharfes Benehmen zum freiwilligen Rücktritt getrieben würde. Diesen doppelten Zweck im Auge, hatte sich der alte Diplomat sogleich entschlossen, dem Bräutigam die Sachlage ganz offen mitzutheilen, natürlich mit jener Offenheit, welche auf eine zweckmäßige Zustutzung der Thatsachen hinausläuft, wenn sich die ganze Wahrheit nicht mehr vollständig umgehen läßt. Er schilderte ihm Cornelia als durch einen häuslichen Vorfall tief verstimmt, bemerkte aber, daß sich die Wolken augenblicklich zerstreuen dürften, wenn ihr das Glück bekannt würde, welches sich an den Besuch des Fürsten knüpfte. Es möge, fuhr er fort, befremdend erscheinen, daß er seine Tochter über eine sie so nahe berührende, unwiderrufliche Stipulation ohne die geringste Andeutung gelassen, aber er fände sein Stillschweigen nicht allein durch die zartesten Rücksichten, sondern auch durch die genaue Kenntniß des Mädchens gerechtfertigt, indem er dem Schein entfliehe, seiner Tochter eine Heirath zu octroyiren, zumal da eine Persönlichkeit um ihre Hand werbe, welche alle Eigenschaften im reichsten Maße besitze, um ein Herz ohne väterliche Empfehlungen zu fesseln.

Der Fürst, welcher ohnehin nur einen kurzen Besuch im Vorübergehen beabsichtigt, aber doch mit offenen Armen empfangen zu werden erwartet hatte, behauptete von den nämlichen Anschauungen in vorhinein ausgegangen zu sein und seiner jetzigen kurzen Anwesenheit nur den Werth einer ersten Vorstellung beigelegt zu haben. Als er dies sagte, stieg in ihm kein mißtrauischer Gedanke auf, denn wiewohl er Corneliens bis an's Abstoßende streifende Zurückhaltung bemerkt hatte, besaß er doch ein zu starkes hochfürstliches Selbstgefühl, um aus diesen Symptomen auf ein so vollständiges Fiasco schließen zu können. Wer wirklich liebt, hat freilich ein feineres Urtheil über seine Lage. Die Gefühle des Fürsten gingen aber über ein allgemeines Wohlgefallen an den glänzenden äußeren Vorzügen seiner Braut nicht hinaus. Er heirathete

eigentlich nur, weil es in seiner Familie, wie überhaupt in den Sphären der Aristokratie, alter Hausgebrauch war, nach Ueberschreitung des zwanzigsten Jahres eine Frau zu nehmen, um die Existenz des erhabenen Geschlechts auf's Neue zu sichern, und dabei kam, wie in allen solchen Fällen, nur die Ebenbürtigkeit der Erwählten in Betracht, gleichwie sich die Allianz zweier Staaten auf einem gemeinsamen Interesse aufbaut und die wechselseitigen Sympathieen nicht als nothwendiger Ausgangspunkt, sondern nur als eine der möglichen Consequenzen angesehen werden.

Gar leichten Herzens und mit einer nicht im mindesten gestörten Siegeszuversicht war der Fürst abgereist, nachdem er versprochen, demnächst, wie ursprünglich verabredet worden war, wiederzuerscheinen, um während eines längeren Aufenthalts die große Familienfrage zum Abschluß zu bringen.

Da damit Zeit gewonnen war, glaubte der Graf, daß Alles gewonnen sei. Ihm schien der Erfolg nur von einem feineren psychologischen Vorgehen abhängig. Als er daher mit Cornelia wieder zusammen war, ließ er kein Wort über die stattgefundene unglückliche Scene fallen, sondern bemühte sich, wie wenn dieselbe gar nicht vorgefallen wäre, ihr Vertrauen durch Freundlichkeit und Güte wiederherzustellen. Weit erfolgreicher aber, als schöne Worte und freundliche Scherze, schien ihm eine stille Gefälligkeit, eine stumme That, welche durch das Zufällige und Anspruchslose den Schein der Bestechung vermeiden und das von Dankgefühl leicht fortgerissene Herz seiner Tochter für die Anknüpfung neuer Unterhandlungen günstig stimmen müßte. Wie er auch das ganze Reich des Möglichen durchgrübelte, es bot sich ihm doch kein passender Anlaß dazu. Da führte ihm Cornelia unbewußt eine Gelegenheit entgegen.

Es war am Tage, der der Begegnung mit dem Flüchtling im Kaisersaal folgte, als sie sich wieder zum ersten Mal dem Vater gegenüber allein befand. Der Graf, der sich ihre Stimmung gedrückt und niedergeschlagen gedacht, war angenehm enttäuscht, seine Tochter lebhafter als gewöhnlich zu sehen. Ihre Lebhaftigkeit war aber nicht, was man eigentlich gute Laune nennt, sie schien in den Schnellungen unterdrückter und

sich befreiender Gefühle ihren Entstehungsgrund zu haben. Cornelia wußte es selbst nicht, wie ihr zu Muthe. Sie fühlte die Unordnung ihrer Gedanken, die Unruhe ihres Gemüthes und gewahrte, wohin sie blickte, keinen Ausweg aus den allseitigen Verwickelungen, aber trotz der unverändert schlimmen Sachlage war ein heiter aufgeregter Quell neuen Muthes in ihrem Innern hervorgebrochen, welcher mit ihren Sorgen wie ein Springbrunnen mit den Glaskugeln spielte. Es war ihr plötzlich über Nacht, wie wenn ihre Seele in heimlichen Tiefen irgend ein Gegengewicht entdeckt und emporgewunden hätte, um dem vorhandenen Drucke die Waage zu halten.

Der Graf gab der freundlichen Stimmung seiner Tochter eine wohlfeile und oberflächliche Deutung, indem er sie als die Wirkung seines liebreichen Entgegenkommens nach einem stürmischen, beide Theile entzweienden Auftritte betrachtete, während die geheimen und außerordentlichen Vorgänge, welche ihm wirklich zu Grunde lagen, seiner hochmüthigen Welt- und Menschenkenntniß spotteten. Auffallend und räthselhaft mußte ihm die Hast erscheinen, mit welcher Cornelia, sobald ein Gespräch abgewickelt war, nach dem Faden eines neuen haschte. Es war ihm klar, daß es nicht umherspringende Zerstreutheit, sondern die ängstliche Bemühung bedeutete, die Berührung eines bestimmten Gegenstandes nicht zu Stande kommen zu lassen. Als ein gleicher Nothbehelf der Unterhaltung erschien es dem Grafen, als seine Tochter endlich nach einigem Zaudern, ja Zagen sagte:

„Die arme Hedwig! Ich sehe sie noch immer vor mir, wie sie in der Kirche kniete. Ist denn das Verbrechen ihres Vaters wirklich so groß?“

„Welches besondere Interesse ergreift Dich so plötzlich für das Mädchen?“ erwiderte der Vater. „Du hast schon gestern einmal davon gesprochen. Ich glaube nicht, daß Du schon je im Leben ein Wort mit ihr gewechselt hast.“

„Als Kinder haben wir uns gesprochen,“ sagte Cornelia, „seitdem nicht wieder. Ist aber eine ganz intime Bekanntschaft nöthig, um Jemanden zu bedauern?“

Der Graf senkte nachsinnend die Augen.

„Jemandem ein Obdach zu geben, der keins hat," hob die Tochter mit erhöhtem Muthe wieder an, „Jemandem Nahrung zu reichen, der keine hat, ist eine Edelthat und für zartfühlende Menschen sogar Gewissenspflicht, deren Unterlassung sich durch Reue und Vorwürfe selbst rächen würde. Der Flüchtling, der Schutzsuchende ist sogar wilden und barbarischen Völkern heilig. Die Cultur hat freilich den frommen Brauch, die milde Eingebung des Gemüths, außer Cours gesetzt. Aber das Gesetz, sollte ich meinen, müßte doch auf diesen Conflict Rücksicht nehmen und so mild als möglich richten!"

„Kind," rief der Graf, dem die Besprechung solch ernster Fragen an seiner Tochter etwas ganz Neues war, mit spöttischem Lächeln, „wie versteigst Du Dich zu solchen staatsphilosophischen Gegenständen?"

„Was der Bergmüller gethan," fuhr Cornelia, von ihrem Gedankenzuge fortgerissen, mit dem größten Ernste fort, „das haben nach dem Ausspruche Rack's schon Viele vor ihm gethan und er wird auch nicht der Letzte sein. Dieses allgemeine Mitleid, diese allseitige Theilnahme verstößt zwar gegen das Gesetz, aber das Gesetz verstößt noch gröber gegen die Menschlichkeit."

„Das Gesetz thut oft Einigen wehe," erwiderte der Graf auf diese gefühlvolle Rhetorik kurz und kalt, „um dem Ganzen wohlzuthun. Was mir aber nach Deiner schlagenden Beweisführung am klarsten geworden," fügte er mit ironischer Miene hinzu, „ist Dein ungemeines Interesse für die Tochter des Bergmüllers."

„Ja," rief Cornelia lebhaft, „ich interessire mich für sie. Sie ist ein so liebes Mädchen! Ich bin so ergriffen! Ich habe mir vorgenommen, die Kirche am nächsten Sonntage gar nicht zu besuchen, denn ich will und kann die Arme gar nicht so verzweiflungsvoll sehen!"

Das Gespräch brach hier ab und wurde nicht wieder aufgenommen. Der Graf aber entfernte sich, um in Sachen des Bergmüllers nach Wien telegraphiren zu lassen. Er war plötzlich entschlossen, ein Fürwort für ihn einzulegen; einzig um Cornelia eine Freude zu machen. So mußte sich's zeigen,

wie er im Stillen bereit war, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen.

Am folgenden Tage befand sich Cornelie mit Leonie und dem Rittmeister auf einem Zimmer ihres Vaters. Es war kurz nach dem Diner, gegen vier Uhr. Ein heranziehendes Gewitter hatte den größten Theil der im Schlosse versammelten Gesellschaft unter das Dach getrieben.

Die Unterhaltung der vier Anwsenden war nicht sehr lebhaft und schlief sogar zuweilen ganz ein. Wer die Gestalten beobachtet hätte, wie sie oft stumm dasaßen, während der heftige Wind an den Fenstern rüttelte und es draußen immer dunkler wurde, so dunkel, daß die blaue Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine und das Wachslicht, das für den cigarrenrauchenden Theil der Gesellschaft brannte, immer sichtbarer wurde — wer die Gestalten im kleinen Cabinet mit den düsteren, dunkelrothen Tapeten etwas aufmerksamer studirt hätte, würde leicht erkannt haben, daß das Schweigen nicht durch das Ausgehen des Gesprächsstoffes, sondern in Folge starker innerer Beschäftigung veranlaßt wurde.

Der Graf war in die Politik versenkt, auf deren Gebiet, trotz aller Siege auf dem Schlachtfelde, die Schwierigkeiten wie Berge, welche geebnet werden sollten, überall hervorragten, während seine Tochter von entgegengesetzten, doch nicht minder brennenden Anliegen verzehrt wurde. Der Rittmeister Haldenried, dem seit der Begegnung mit der bezaubernden Gemahlin des Generals bei der Einsiedlerklause eine wilde, üppige Saat von Unruhe und Schmerzen aufgegangen war, hatte ein zu schweres Herz und die ganze Verzweiflung einer ausbrechenden Liebe, welche ohne Erwiderung bleibt und aussichtslos scheint. Er hatte die Augen meist auf die schöne Frau gerichtet und war vergeblich bemüht, die widersprechenden, proteusartigen Züge ihres Wesens in Ein Bild zusammenzufassen. An einem Tage hatte er sie lustig, ja muthwillig, von einem sich in Alles mischenden Antheil gesehen, am andern war sie die verkörperte Gleichgültigkeit, welche sich von jeder Berührung gelangweilt fühlte. Einmal hatte er sie kokett, nach Schmeicheleien dürstend gefunden, das nächste Mal war

sie so kurz, kalt und stolz, daß sie dieselbe Galanterie, über welche sie zuvor herzlich gelacht, für eine Beleidigung gehalten hätte. Manchmal war ihre Stimmung so weich, jedes ihrer Worte so innig, jeder ihrer Blicke so sanft, und manchmal blitzten ihre satyrischen Ausfälle auf den bloßen Schein der Herausforderung hin unbarmherzig auf Freund und Feind hernieder. Vergebens rief das vom Gott der Liebe schwer verwundete Soldatenherz seine Erinnerungen an Damen, welche es kennen gelernt hatte, herbei und stellte sie in Reihe und Glied auf, um sie zu mustern und Analogien zu finden, welche die Entzifferung dieser lebenden Hieroglyphe erleichtern sollten. Haldenried brachte es nur zur sonnenklaren Gewißheit, wie auch seine Eigenliebe blutete, daß Leonie seiner Leidenschaft nicht die geringste Wichtigkeit beilege und sich nicht einmal zu dem oberflächlichsten Vertrauen geneigt zeigte, indem sie den Schleier, der sichtbar auf ihren persönlichen Verhältnissen ruhte, eher tiefer hinabzog, als lüftete.

Dem allgemeinen Verstummen der Gesellschaft machte das Eintreten des Herrn von Rack ein Ende. Heiter und galant, wie immer, wenn er sich außerhalb seines Amtslocals in den Gemächern der Großen befand, richtete er seine Bücklinge und verbindlichen Anreden in einem Zuge nach allen Seiten.

„Sie bringen ein schreckliches Wetter," sagte der Graf, ihm einen Stuhl anweisend, während Leonie dem Rittmeister zuflüsterte:

„Dieser Mensch ist von einer reptilienhaften Geschmeidigkeit."

„Glücklich," erwiderte Haldenried ganz sentimental, „wer wenigstens die Zielscheibe Ihres Spottes ist! An Ihrer Nichtbeachtung enden, ist der jammervollste Tod!"

„Und bei diesem Wetter," hatte von Rack erwidert, „muß ich eine mehrstündige Dienstreise in eine benachbarte Gemeinde machen, wohin nur ein holperiger, ausgefahrener Waldweg führt."

„Ist denn die Sache so wichtig?" fragte der Graf.

„So ziemlich," lautete die Antwort. „Der dortige Bürgermeister, ein ganz gescheidter und durch und durch loyaler Mann, auf den ich bis heut sehr viel gehalten, hat plötzlich

gegen eine meiner Verordnungen protestirt und dadurch das ganze Dorf in eine wahre Aufregung versetzt."

„Den Mann nennen Sie ganz gescheidt? rief Leonie. „Sehr einfältig muß er sein und verdient für diesen Anfall von Autonomie beim Schopf genommen zu werden. Ich wünsche, daß Sie auf dem holperigen Waldwege recht gerüttelt und wo möglich umgeworfen werden, damit Sie in dem schlimmsten Humor dort ankommen, sonst wäre zu besorgen, daß Ihre Gemüthlichkeit die Oberhand gewänne und der rebellische Bürgermeister mit einer väterlichen Ermahnung davon käme."

Alles lachte über die unerwartete, wie aus einer recht bösen Laune hervorbrechende Ironie der Frau von Greifenstein. Herr von Rack lachte am lautesten und betrachtete die Spottworte, welche er anderswo als Amtsehrenbeleidigung aufgefaßt hätte, in diesem Kreise als liebenswürdige Schelmerei.

„Wie steht es denn mit dem Bergmüller?" fragte Cornelia, in der Absicht, Leonie anzuspornen, die Geisel noch einmal zur Hand zu nehmen.

„Wie?" rief von Rack, „Sie wissen noch nichts? Merkwürdig, daß nur böse, traurige Neuigkeiten schnelle Verbreitung finden. Der Bergmüller ist seit gestern Abend frei."

„Frei!" rief Cornelia. „Mein Gott, gestern haben wir noch von seinem Unglück gesprochen! Wie glücklich Hedwig sein wird!"

„Wenn ich sage, der Bergmüller ist frei," erläuterte von Rack, „so bedeutet das nur: in Untersuchung auf freiem Fuße. Die Nachforschungen nach dem flüchtigen Aufrührer, den er beherbergt hat, dauern fort und dürften bald zu einem Resultate führen. Ich habe neue Spuren."

„Neue Spuren?" fragte Cornelia. „Welche Spuren?"

„Meine gnädige Comtesse," erwiderte Rack mit dem verbindlichsten Lächeln, „es giebt Dinge, die selbst in den Räumen dieses Schlosses nicht aufhören dürfen, für mich Amtsgeheimnisse zu sein."

„Welcher schreckliche Beruf auf Ihnen lastet!" rief Cornelia. „Menschen verfolgen, sie unglücklich machen müssen —"

„Doch nur, um die Gesellschaft vor Gefahren zu retten —"

„Gleichviel, ich begreife nicht, wie man Polizeimann werden kann!“

„Verehrungswürdige Comtesse,“ erwiderte Rack mit einiger Feierlichkeit, „Ihr zartes weibliches Gemüth kann sich freilich einen solchen Beruf nicht denken, ohne von den vielen harten Seiten, die er haben mag, verletzt zu werden. Aber eben so wenig würden Sie begreifen, wie man den Stand eines Richters oder eines Arztes wählen könne. Wie sollte aber eine Wissenschaft eines fesselnden Reizes ermangeln, die wie die Polizeiwissenschaft auf Feinheit der Beobachtung und der Combination basirt ist, durch energisches Handeln, das sie oft fordert, den Thätigkeitstrieb befriedigt und im Bewußtsein, der menschlichen Gesellschaft zu dienen, ihren herrlichsten Lohn hat? Wenn es — damit ich mich eines freilich niedern und das Wesen der Polizei herabziehenden Vergleiches bediene — wenn es die Freude des Jägers ist, den Fuchs, der den Hühnerhöfen verderblich geworden, aus seinem Schlupfwinkel herauszulocken, den Wolf, der so manches zarte Lamm geholt, vor den Lauf seines Gewehrs zu bekommen, wie sollte nicht auch ein mächtiger Reiz darin liegen, die Raubthiere der Gesellschaft auszuspähen, zu fällen oder unschädlich zu machen? Ich gestehe, daß ich schon sehr früh, schon im Knabenalter, Interesse und Theilnahme für die Männer empfunden, deren von der Welt oft mißdeuteter Beruf es ist, über die Unantastbarkeit der Principien, auf denen die Welt beruht, zu wachen.“

Cornelia sagte kein Wort, und der Freiherr, sich für seinen Gegenstand erwärmend, fuhr zur Gesellschaft gewendet fort:

„Ich gedenke noch oft daran, wie ein ganz geringfügiger Vorfall, der sich aber unter meinen Augen zutrug, in mir das Interesse und das Verständniß für polizeiliche Thätigkeit aufschloß. Wir lebten in Coligno, einem kleinen italienischen Städtchen, unlängst erst an Oesterreich gelangt, wo mein Vater, Hauptmann von Rack, Commandant war. Es wurden in den Gassen dieses Ortes nicht selten revolutionäre Blättchen und Tractätchen ausgestreut, und man konnte, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht auf die Spur der frechen Austheiler derselben gelangen. Da das Städtchen selbst gehörig überwacht war und das Vorhandensein der aufrührerischen

Handpresse innerhalb ihrer Mauern kaum angenommen werden konnte, schien es gewiß, daß die Ruhestörer sich außerhalb des Ortes aufhielten und diesen nur dann und wann besuchten. Es wurden nun an alle Thore erfahrene Polizisten gestellt, um jeden Hereinkommenden genau zu betrachten. Gleichwohl entdeckte man auch da durch Wochen nichts. Endlich kommt zu einem Thore ein Franziskaner herein, diesen besieht der Polizeidiener einige Augenblicke schweigend von oben bis unten, dann faßt er ihn plötzlich und ruft: Halt, Du bist ein Spitzbube, denn Du bist nicht, was Du scheinst! — Was fällt dem Herrn ein? ruft der Mönch. Ich bin ein Franziskanerbruder des benachbarten Klosters. — Nein, das bist Du nicht, erwidert der Polizeimann auf das Bestimmteste, denn Du hast — hier muß ich bei den Damen um Verzeihung bitten, ich habe mich in meine Erzählung ziemlich bedachtlos gestürzt — Du hast behaarte Beine. — Und der Sbirre hatte Recht. Er hatte in der That den Vertheiler der Plakate, ein äußerst gefährliches Haupt einer Carbonaria gefaßt. Der Verhaftnahme lag wohl nur die einfache Beobachtung zu Grunde, daß das Tragen eines härenen Gewandes das Bein jedes Haares entkleidet, doch nur ein scharfer und denkender Kopf konnte mit dieser Schlagfertigkeit den Schatz seiner Erfahrungen verwerthen. Ich interessirte mich von diesem Augenblick an für diesen übrigens schlichten und einfachen Mann, der meiner Meinung nach unter anderen Verhältnissen ein sinniger, klar denkender Naturforscher oder ein weit ausblickender Arzt geworden wäre."

„Nicht unmöglich," sagte der Graf, ohne daß es schien, daß ihm Herr von Rack durch seine Erzählung besondere Theilnahme eingeflößt, und wandte sich, ein Exemplar des neuerschienenen Donaureichs in der Hand, an den Rittmeister.

„Apropos!" sagte er. „Eben fällt mir etwas ein, was ich Sie längst zu fragen beabsichtigt hatte. Sind Sie mit dem früheren Besitzer des Donaureichs, Herrn Haldenried, irgendwie verwandt?"

„Ich bin sein Neffe, Excellenz," erwiderte der Rittmeister.

„Dieser alte Herr," sagte der Graf, „soll kinderlos sein."

„Er ist ein Junggeselle," versetzte der Rittmeister, „und

hat außer mir und meinem älteren Bruder, die wir die einzigen Söhne seines verstorbenen Bruders sind, weder nahe, noch entfernte Verwandte."

„Da gratulire ich Ihnen," rief der Graf. „Der Onkel ist Millionär und über kurz oder lang wird eine bedeutende Erbschaft nicht ausbleiben. Ich höre, daß Herr Haldenried sehr kränklich ist — gelähmt —"

„Er hat ein schweres Gichtleiden," erläuterte der Rittmeister.

„Ich kenne ihn auch," ließ sich von Rack vernehmen. „In letzter Zeit kommt er kaum auf Krücken mehr fort, dessenungeachtet ist er ein sehr rühriger Demokrat. Bei Ihren politischen Ansichten, welche durch die Uniform und die zwei Ehrenzeichen an Ihrer Brust documentirt sind, gehört wohl eine meisterhafte Geschicklichkeit im Laviren dazu, mit Ihrem excentrischen Herrn Onkel nicht in folgenschwere Conflicte zu gerathen, Herr Rittmeister!" Er erhob vielsagend den Zeigefinger, indem er mit beiden Augen pfiffig zwinkerte.

„Ich glaube Sie zu verstehen, Herr von Rack!" erwiderte Haldenried mit finster zusammengezogenen Brauen und in einem an Schärfe immer zunehmenden Tone. „Zwischen der politischen Weltanschauung meines Onkels und der eines Kämpfers für das neue Oesterreich, welche die meinige ist, liegt ein Abgrund. Die Fahne, die ich, als der Staat in seinen Grundvesten gezittert, hoch emporgehalten, rolle ich nicht, wenn ich meinen Onkel besuche, zusammen, und lasse sie auch nicht vor der Thüre stehen, damit mir nicht ein erbärmlicher Geldsack vielleicht verloren gehe ... Die Zeiten wollen Opfer. Die Rebellen haben große gebracht; könnte unsere Partei zurückbleiben, ohne daß ihr Enthusiasmus in Gefahr geriethe, für eine Lüge und eine gemeine Speculation auf den Sieg angesehen zu werden? Die Ueberzeugung, die ich vor dem Kaiser aussprach, überreiche ich nicht meinem Onkel in einer veränderten Extra-Ausgabe. Was ich hier in diesem Gemache bin, bin ich überall. Mein Onkel wird es bestätigen, denn er hat mir sein Haus verboten und ich bin so gut wie enterbt."

„Bravo!" rief der Graf laut klatschend und schüttelte dem

edlen Soldaten beide Hände, während sich in den Blicken der beiden Damen der Eindruck so seltener und hoher Uneigennützigkeit spiegelte.

Nur Herr von Rack stand, vor Verlegenheit wie überbrüht, da und hätte gern ein Dutzend Gensdarmen ausgeschickt, wenn das ihm entschlüpfte Wort wieder einzufangen gewesen wäre.

„Ihr Hochsinn ist zu bewundern," richtete Leonie an den Rittmeister das Wort, „aber er hat sich im Ziele vollständig geirrt. Sie haben in einem schönen Glauben, jedoch wie ein Naturmensch gehandelt und Ihr Kostbarstes dem blinden Ocean geopfert. Sie haben nichts behalten und die Wellen sind nicht reicher geworden."

„So spricht die Frau eines Generals?" rief der Rittmeister erstaunt, obwohl von der treffenden Wahrheit der Worte berührt.

„Möglich, daß ich als Frau, als Weib rede," entgegnete Leonie, „und über den engen Horizont der Familie und meiner Lieben hinaus die Nothwendigkeit eines Opfers nicht empfinde, allein ich leugne das. Der heutige Staat ist wie das Meer, in welches die Menschen zur Zeit des Sturmes nur so viel Ladung hineinwerfen, als nöthig ist, damit es sie trage. Noch nie hat ein Schiffer seine Waare über Bord gestoßen, um den tobenden Wogen sein Wohlwollen zu bezeigen, und wenn er gewußt hätte, daß sein Schiff dennoch sinken werde, so hätte er sich auch diese Mühe erspart. Freilich, wenn es einen Staat gäbe, welcher durch die allgemeine Concurrenz patriotischer Opfer existirte und dieselben mit edler Gegenseitigkeit wieder zurückströmte, da wäre jede Selbstentäußerung erklärlich — aber ein solcher Staat ist eine Fiction."

Herr von Rack wollte, um seine Scharte auszuwetzen, eben protestiren und eine glühende Theorie und Rechtfertigung des Opfers vom Stapel lassen, als Leonie ihm das Wort wieder abschnitt.

„Es tröstet mich," sagte sie in einem mit dem vorhergehen Ernst fast frivol contrastirenden Tone, „daß Sie einen Bruder besitzen, welchem die Früchte Ihrer Entsagung in den Schooß fallen."

„O mein Bruder!“ rief Haldenried, während ihm die Erinnerung wehmüthig aus den Augen blickte. „Der braucht irdische Schätze nicht mehr. Ein Grabmonument, ein prächtiges Mausoleum könnte der reiche Onkel allein noch seinem Lieblinge errichten, wenn die Stätte, wo dessen Gebeine ruhen, bekannt wäre! Wir haben uns geliebt, wie sich zwei Brüder nur lieben können. In einem Graben auf einer Haide wird er irgendwo verscharrt liegen, oder — mir graut, es zu denken — auf einem Richtplatze!“ Er wandte, ein Gegenstand der Theilnahme, das Gesicht ab.

„Ich ahne,“ rief der Graf, — „der Unglückliche —“

„Ja, der Unglückliche!“ rief Haldenried. „Ich stand vor zwei Jahren in Italien; mein Bruder Bruno, der kurz vorher seine Studien vollendet hatte, befand sich auf der Herrschaft unseres Onkels in Ungarn, als die Fluthen der Bewegung über dieses Land dahingingen. Das war sein Unglück. Er stürzte sich voll schwärmerischen Freiheitssinnes in den Strom hinein. Die Nachrichten über ihn sind dürftig und arm an Details, allein bestimmt genug. Ein gemeiner Soldat, der ihn wohl gekannt, hat ihn nach der Wiedereroberung von Siebenbürgen als Gefangenen in den Kerker escortirt. Von dort ist er entsprungen, wurde aber eingeholt und soll auf der Flucht auf freiem Felde erschossen worden sein. Diese Aussage wird von einem Officier bestätigt, nur mit der Abweichung, daß Bruno, auf der Flucht leicht verwundet, aber eingebracht und vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden. Wie dem auch sei, unter den Lebenden ist er nicht mehr!“

In diesem Augenblicke hatte der Wind, der sich zum Sturme erhoben, mit einem plötzlichen Stoße einen Gegenstand vom Schloßdache gerissen und unter großem Gekrache in den Hof hinabgeworfen.

Alle eilten an's Fenster, Cornelia aber flog zur Thür hinaus.

Einer der riesigen Schornsteine auf dem alten Schlosse war herabgestürzt und hatte eine Platte von Eisenblech mit herabgerissen.

Cornelia hatte soeben nicht ohne Besorgniß für den heim-

lichen Bewohner erfahren, was geschehen war, als Frau Hassenfeld mit einem seltsamen Lächeln herbeikam.

„Eben," flüsterte sie, „habe ich einen Brief erhalten."

„Von wem?"

„Sie fragen! Von unserem Flüchtling."

„Welches Inhalts?"

„Wenn Sie nicht zu lachen versprechen, zeige ich ihn Ihnen," erwiderte die Gesellschafterin. „Er ist im Interesse der Verwalterstochter, unserer guten Bekannten, Fräulein Anna, geschrieben. Die ist für Lebenszeit versorgt. Sie kriegt eine reiche Aussteuer und kann heirathen wen sie mag!"

„Her mit dem Brief!" rief Cornelia lachend, indem sie Frau Hassenfeld um den Hals fiel, und flog mit dem Blatte auf ihr Zimmer. Dort angekommen, las sie Folgendes:

„Verehrte Frau! Indem ich Ihnen schreibe, umgehe ich die Gefahren, welcher unsere heimlichen Zusammenkünfte ausgesetzt sind, und zugleich die Klippen, an welchen feines weibliches Gefühl anstoßen, und meine Absichten zerschellen könnten. Als wir jüngst in dem alten Rittersaal so wunderbar zusammentrafen, glaube ich die Entdeckung gemacht zu haben, daß der schönste aller Schutzengel keinen reinen Herzensbund geschlossen, sondern sich dem Willen des Vaters oder dem leidigen Zwange der Verhältnisse unterworfen habe. Seit ich in meiner stillen Klause über die unscheinbaren, aber dem durchdringenden Auge des Instincts bedeutsamen Anzeichen nachgedacht, bin ich auf die ganze Höhe dieser Ueberzeugung gelangt. Ist es ein Wahn, den ich gern nähre, weil er meinem Herzen so süß ist? Doch ich schreibe nicht, um es zu erfahren und wie ein Eindringling am Vorhange von Privatgeheimnissen zu zerren! Wenn Sie aber nach Lesung dieser Zeilen ausrufen: Der hat rasch und tief geschaut! dann werden Sie gewiß ein Schicksal, das solche Schönheit und solche Himmelsgüte trifft, schon längst beklagt haben — um so mehr, da Sie es nicht abzuwenden vermochten. Indem ich schreibe, wünsche ich gleichsam in der Ferne und unsichtbar Ihr Mitleid von dem peinlichen Schauspiele, das Unvermeidliche geschehen zu lassen, zu erlösen und ihm den Impuls zum heilsamen Widerstande zu geben.

Meine Tage, ja vielleicht meine Stunden in diesem Schlosse sind gezählt. Ehe ich scheide, werde ich einen bereits geschriebenen Brief zurücklassen, welcher, wie Sie begreifen, ohne die größten Gefahren nicht vor meiner Abreise der Post anvertraut werden kann. Dieser Brief räumt einem Manne, der mich unter den Lebenden nicht mehr sucht, den schwersten Kummer, der auf seinen alten Tagen ruht, hinweg und bezeichnet ihm die zwei edlen Namen, denen er meine große Schuld abzutragen haben wird. Kein Unglück hat sich ihm je vergebens genaht, denn er besitzt die Mittel der Mächtigen und hat noch ein warmes Menschenherz vor ihnen voraus.

Ich fürchte, daß Sie meinem Dankgefühle stolz ausweichen werden; es wäre ein falscher Stolz. Ich aber werde, wie es auch kommt, dieses gastliche Dach nicht mehr wie ein gewöhnlicher Bettler verlassen müssen, welcher seine Wohlthäter nur an den Himmel verweist. B. Haldenried."

Cornelia, deren Blick instinctiv zuerst auf die Unterschrift geflogen, drängte das höchste Erstaunen zurück, bis sie mit dem hochspannenden Inhalt des Schreibens zu Ende gekommen. Eine wunderähnliche Ueberraschung, eine muthige, ja freudige Aufregung durchzuckte alle ihre Glieder, vom Scheitel bis zur Zehe. Der Unbekannte, den sie gerettet, war Bruno, der todtgeglaubte Bruder des Rittmeisters, derselbe, von welchem kurz zuvor gesprochen worden war. Das bekundete die Unterschrift, der Anfangsbuchstabe des Vornamens, der ganze ihr schmeichelnde Inhalt des Briefes, der mit den eben vernommenen Angaben des Rittmeisters über seine Familie ganz scharf zusammen stimmte.

Keiner Ueberlegung fähig, eilte Cornelia, den Brief unterwegs rasch verbergend, nach dem Cabinet ihres Vaters zurück. Als sie dem Rittmeister wieder gegenüberstand, konnte sie ihrer Bewegung kaum Herrin werden. Seine Züge hatten mit jenen des Flüchtlings, wie verschieden sie auch waren, den reinsten Stempel der Familienähnlichkeit, und sie mußte dieselben mit einem ihr bis dahin fremden Interesse immer und immer wieder anblicken, ohne daß sie für den Gegenstand der lebhaft geführten Unterhaltung ein Ohr hatte. Plötzlich mußte

sie unwillkürlich vernehmen, um was es sich handelte, allein sie glaubte schrecklich zu träumen, als sie es vernahm...

Der herabgestürzte Schornstein hatte nämlich inzwischen das Gespräch auf das alte Schloß und dessen Einrichtung geführt. In Folge der Beschreibung des Grafen war der Wunsch rege geworden, die alterthümlichen Sehenswürdigkeiten, die man nicht geahnt, in Augenschein zu nehmen.

„Ich werde glücklich sein, die Herrschaften begleiten zu dürfen," rief von Rack, den Hut nehmend, während sich der Graf, der Rittmeister und Leonie zum Hinaufgehen anschickten. „Besonders freue ich mich, in treuer Abbildung die erhabenen Gesichtszüge des großen Monarchen zu sehen, welcher in seiner Weisheit schon vor hundert Jahren durch die Pragmatische Sanction gewissermaßen die Formel der Naturgesetze gefunden, nach welchen unser herrlicher Kaiserstaat einzig und allein existiren kann."

Sie verließen das Zimmer in der Meinung, daß ihnen Cornelia, deren Bewegung unbemerkt geblieben war, folge, allein diese stand vor Schrecken versteinert da.

„Giebt es denn gar keine Ahnungen," stürmte es in ihr ungestüm auf, „daß der Bruder hinaufgeht, den Bruder zu verderben? Das kann nur schrecklich enden! Leonie, der Vater — das ginge noch Alles, aber Rack ist dabei — Rack — ich kann nichts thun!"

Die Erinnerung an Letzteren brach ihren Muth vollends. Sie lehnte sich an die Fensterbrüstung, die Hände rathlos zusammenlegend.

Aber große Gemüthsbewegungen reißen die Schranken gemessener Anstandsgebote ein und werfen alle Bedenken des Standes und Geschlechtes über den Haufen. Corneliens Bestürzung war kurz. Angstbeflügelt schoß sie zur Thür hinaus, holte den Schlüssel zur Wendeltreppe und flog hinauf. Athemlos und sprachberaubt stand sie auf der Schwelle der aufgerissenen Thür dem Flüchtling gegenüber, welcher von den eiligen Tritten alarmirt, wie reisefertig, einen Besuch erwartet hatte. Seine besorgt zusammengezogenen Mienen hellten sich bei dem Anblicke sogleich auf, während er mit fester, ja freudig erhobener Stimme ausrief:

„Welche Gefahr umschwebt mich, daß mir mein guter Genius abermals naht?"

„Fort, schnell fort!" sprach Cornelia, einen Schritt vorwärts thuend und ein Wort nach dem andern hervorjagend. „Sie sind entdeckt! Der Vater, der Bruder —" Sie konnte weiter nichts zum Verständniß Beitragendes vorbringen, denn schon wurde das Geräusch der von der Steintreppe Kommenden vernehmbar.

Bruno stürzte durch die zum Kaisersaal führende Thür hinaus.

Kaum war er verschwunden, als Cornelien die Unvollständigkeit ihrer Warnung einfiel und ihr der schreckliche Gedanke kam, daß der junge Mann in das Versteck hinter dem Kaiserbilde, das heut das unsicherste war, geschlüpft sein könne. Es gab ihr einen Schlag auf das Herz. Es giebt aber Schläge, welche zermalmen, und Schläge, welche kräftigen und stählen.

Mit einer Allem entgegengehenden Entschlossenheit eilte Cornelia in den Kaisersaal. Kurz vor ihrem Eintritt in denselben, fast gleichzeitig waren die so ungelegenen Besucher dort angekommen. Sie stellte sich auf eine dunklere Stelle an den Vorsprung einer Säule, gerade dem Kaiserbilde gegenüber.

„Dahinter steckt er jetzt!" sagte sie zu sich. „Er hat Zeit gehabt, sein Versteck zu erreichen."

Ihre Festigkeit wechselte mit einer fieberischen Unruhe.

Inzwischen beschrieb Herr von Rack bereits große Kreise um das Kaiserbild und versenkte sich mit Hülfe eines Augenglases in die Betrachtung desselben mit allen Attituden eines enthusiastischen Kunstliebhabers. Aber Cornelien kam er unwillkürlich nur wie ein Häscher vor, welcher sein Opfer umstellt und umkreist.

„Herrlich, herrlich!" rief er emphatisch. „Welche Majestät und welche Milde zugleich! Welcher Regentenernst in jeder Stirnfalte! Aber," fügte er, sein Augenglas absetzend, im gewöhnlichen Tone hinzu, „die Beleuchtung ist unglücklich, abscheulich!"

„Kann keiner der Herren," erwiderte Leonie, zum Grafen und zum Rittmeister gewendet, muthwillig, „für den Herrn

von Rack die Sonne aus den trüben Wolken hervorlocken?"

„Einer so schönen Zauberin, wie Sie," versetzte von Rack galant, „wäre es eher möglich, aber ich wage es nicht, Sie zu bemühen, da es noch einen Ausweg giebt. Wenn der Herr Rittmeister so gefällig wäre, mir beizustehen, könnten wir das Bild leicht herunternehmen und vor das große Fenster stellen."

„O, dieser Dämon!" dachte Cornelia zusammenzuckend, während der Rittmeister seine Bereitwilligkeit erklärte und schon mit Herrn von Rack an das Bild trat.

„O pfui!" rief Leonie abmahnend. „Sie werden alle Spinngewebe und einen Regen von Staub aufstören!"

Cornelia hatte keinen Laut in der Kehle, um sich dem Protest anzuschließen.

„Wenn es ihn rettet," gelobte sie angstgefoltert im Stillen, „werde ich Kronenburg heirathen!"

Das Bild wurde gerückt und gehoben. Cornelia stieß einen schneidenden Angstschrei aus, daß der Vater und Leonie, fragend, was es gebe, herbeisprangen. In diesem Augenblicke war aber auch das Bild herabgenommen; die dahinter befindliche Nische, die zugleich zum Vorschein gekommen, war leer.

Cornelia athmete hoch auf und es war ihr leicht, dem Angstschrei eine heitere Bedeutung zu geben.

Das Vorhandensein der Nische zog das Gespräch auf sich, besonders Herrn von Rack's Aufmerksamkeit war dadurch im hohen Grade in Anspruch genommen. Er hatte sich jedoch mit den Uebrigen nicht begnügt, über die Bestimmung der Nische Vermuthungen aufzustellen, sondern ein so seltsamer Alterthumsfreund, dem die gründlichsten Untersuchungen zum Handwerk geworden, mußte sogar das Innere der Vertiefung scharf und genau besichtigen.

„Was ist das?" rief er plötzlich, sehr alarmirt, indem er den Boden der Nische mit bewaffnetem Auge zu durchbohren suchte, „welch' eigenthümliche Spuren! Warum ist der Staub von der linken Seite bis in die Mitte aufgewühlt — ja, stellenweise wie zusammengescharrt? Treten Sie näher, meine

Herrschaften, es ist ein merkwürdiges Schauspiel und des Nachdenkens werth ..."

Die Gesellschaft war zwar auf den Aufruf näher getreten, fertigte aber die Erscheinung aus Mangel an Fachinteresse mit nichtssagenden Bemerkungen ab.

„Ich muß der Sache auf den Grund kommen," sprach Herr von Rack, „es ist gar zu räthselhaft. Doch hier, sehen Sie diese gewundene Linie!" rief er mit einer wahren Exaltation aus. „Ist es nicht der klarste Abdruck eines menschlichen Fußes?"

Die Zuhörer fanden sogar diese in so wichtigem Tone vorgetragene Entdeckung lächerlich, nur Cornelia mußte über das glänzende Witterungsvermögen des Bezirkshauptmanns zusammenschauern.

Mit innerem Sträuben mußte von Rack unter dem Beistande des Rittmeisters seinen Fund mit dem Bilde wieder zudecken, ohne die flache Eile der ihn Begleitenden zu begreifen, die schon die Sehenswürdigkeiten der anderen Gemächer zu betrachten wünschten.

Cornelia, von einer anscheinlich unmittelbar drohenden Gefahr zwar befreit, hatte doch noch Grund zu den größten Besorgnissen. War auch der Flüchtling zu seinem größten Glück nicht in der Nische gewesen, so mußte er sich doch innerhalb des Bezirkes, welcher durchschritten wurde, irgendwo befinden. Jetzt fiel ihr auch ein, daß sich etwas Besseres thun ließe, als in qualvoller Passivität dem Ausgange entgegen zu harren. Unter Trällern ihre Unruhe verbergend, nahm sie Leonie am Arm und eilte den Herren stets weit voran, um dem Flüchtling die Route und die Aufenthaltszeit zu bestimmen. Wo eine Stelle oder nur ein Gegenstand war, der verdächtig genug schien, ein Versteck zu bieten, mußte sie auszuweichen oder vorüberzueilen und mit Leonie's unbewußter Hülfe die Blicke abzulenken. Auf diese Weise war auch das Cabinet, das Bruno Haldenried so lange verborgen, unbesucht geblieben. Letzteres war ihr eine Hauptsache, denn es war zu wahrscheinlich, daß sich in einem seit fünfzig Jahren unbewohnten Gemache Spuren frischen Aufenthalts gefunden hätten, welche auch einem weniger in die tiefsten Tiefen der Dinge hinein=

schnüffelnden Forschergeiste, als Herr von Rack, Bedenken erregt haben würden. Und gesetzt, daß gar kein äußerer Anhaltspunkt zum Verdachte vorhanden gewesen wäre, so ließ sich wohl annehmen, daß der Bezirkshauptmann in einem Zimmer, das einem steckbrieflich Verfolgten zum heimlichen Aufenthalt diente, plötzlich von einer odisch-magnetischen Unruhe ergriffen worden wäre und den ganzen Knäuel von Uebertretungen der Fremdenpolizei an's Licht gewunden hätte.

Die große, spannende Aufregung drohte schon Cornelia's Brust zu sprengen, als endlich die Gesellschaft nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten die breite Steintreppe wieder hinabstieg, ohne daß der Besuch den gefürchteten Ausgang genommen. Eine natürliche Neugierde hielt die junge Gräfin zurück, unmittelbar zu folgen. Unter dem Vorwande, die Thür zu schließen, blieb sie zurück und blickte den tiefen, klosterartigen Bogengang hinab. Auf's Neue wurde sie von ihrer Phantasie gepeinigt, daß der Flüchtling einen vermessenen Sprung durch eins der Thurmfenster gemacht, sich vielleicht beschädigt oder überhaupt einen unvorsichtigen Fluchtversuch gewagt habe.

Da machte sich ein Geräusch bemerkbar, hinter ihr flüsterte es: Anna! — der Name der fingirten Verwalterstochter — und der Vermißte stand vor ihr.

„Gottlob!“ rief Cornelia freudig erschreckt, „die Gefahr ist vorübergegangen! Welche Qualen!“

„Sie dauern mich, himmlisches Mädchen,“ erwiderte er, „doch von meinen Qualen kann man nicht reden, da es bestimmt scheint, daß ein Sturm kommen muß, damit Sie mir erscheinen! Mein Kopf steht auf dem Spiele, aber kommen Sie doch bald wieder mit ihrem unvermeidlichen Gefolge von Schrecken und Gefahren, kommen Sie wieder, prachtvoller Komet, der verzagten Gemüthern alles Unheil ankündigt und doch niemals wirklich bringt! Als ich Sie heute gesehen, war mir kaum, wie wenn ein unerbittlicher Feind mit ausgestreckten Krallen mir nahte und mich verfolgte, mir war wie bei einem Versteckenspiel, bei welchem mir lachende Kinder nachspringen. Ein Zauber ist schon, als ich Sie das erste Mal erblickt, in meine Brust hinübergeströmt, mein Herz, von end-

loser Vorsicht matt und träge geworden, wirft wieder kühne Wellen, welche mich wie einen Delphin über den Abgrund meiner Lage dahintragen! Es ist Nichts, wie es gewesen, Alles ist auf den Kopf gestellt! Wie gefeit und unsichtbar, verspotte ich meine Verfolger und ihre Nachstellungen, und ich fürchte die Freiheit, weil sie mich von Ihnen für immer entfernt! Sie haben vorhin von Qualen gesprochen, da sehen Sie, auf welcher unerwarteten Stelle sie liegen! Anna!" — er ergriff ihre Hand, die zitternd in der seinigen ruhte, indem er mit gleicher Exaltation, aber mit oft schmerzgebrochener Stimme fortfuhr, „es muß der Schrei meines Herzens ausgestoßen werden, es ist ein Schrei, der mit dem Verschwindenden zugleich verhallt, der Schrei aus tiefster Seele, daß ich Sie unendlich liebe! Dieses Hochgefühl schenkt meinem Leben, das hoffnungsöde und seiner Ideale beraubt war, einen neuen Anker, und ich begreife erst jetzt recht, warum ich gerettet sein möchte, während meine gefangenen Mitkämpfer aus der Welt, die auf lange hinaus einem bösen Geiste verfallen ist, hinauseilen und unter Henkershand mit begeisterten Hochrufen sterben! Mein Leben, das mich nach der Niederlage anwiderte und das ich nur zu erhalten bestrebt war, weil ich diese Beute dem Feinde mißgönnte, ist mir wieder süß und theuer und so kostbar, daß ich es nur Ihnen — Ihnen allein — aufopfren könnte!"

Im höchsten Taumel preßte er die reizende Gestalt der Gräfin an sich. Diese suchte sich seinen Armen zu entwinden, aber die Bewegung, welche ihr Herz schon längst vergebens bekämpft hatte, brach den Rest ihres jungfräulichen Widerstandes. In süßer Betäubung sank der Kopf seitwärts zurück, und bald glühte Mund am Munde.

„Cornelia!" rief es von der Steintreppe unten. Es war Leonie's Stimme.

Die Gerufene riß sich los, schlug in größter Verwirrung die Thür zu und eilte hinab.

Der Zurückbleibende hatte und konnte keine Ahnung haben, daß die Namen Cornelia und Anna eine und dieselbe Person bezeichneten.

Vierzehntes Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht.

Philipp Stropp hatte seit Dubsky's Freilassung in der Bergmühle ununterbrochen an Terrain gewonnen. Die Hindernisse, die ihn kurz zuvor mit Verzweiflung erfüllt, ebneten sich von Tag zu Tag ohne sein Zuthun, und er glaubte schon die Zeit vor sich zu sehen, wo er sein Ziel mit beiden Händen erfassen werde. Bei dieser glücklichen Strömung der Dinge fing sich sein zerrüttetes, oft wild aufschäumendes Gemüth, das seiner haltlosen, gefährlichen Lage ganz entsprach, langsam zu beruhigen an, und er durfte nach einem langen Zwischenraume sagen, daß sich bei ihm eine heitere Stunde wieder einstelle. Unter diesem Stimmungswechsel hatte sich auch der nackte Egoismus, der ihn in die Bergmühle geführt, mit einer mehr gemüthlichen Decke überzogen, und ein gewisses Interesse an der einfachen, aber lieben Persönlichkeit Hedwig's war in den Vordergrund getreten, wo ehedem nur die Speculation in ihrer abscheulichsten Gestalt stand. Ohne freilich die Frage des Vortheils aus den Augen zu lassen, redete sich der junge Mensch plötzlich ein, daß er das Mädchen liebe, und nahm sich das Wort ab, daß er an dessen Seite einen besseren Lebenswandel beginnen werde. Diesem Vorsatze lag ein Körnchen Wahrheit und sogar einer instinctiven Selbsterkenntniß zu Grunde. Stropp war nämlich einer der Menschen, deren heftige, wilde Triebe nach Genuß streben und Willen und Verstand schließlich immer in's Schlepptau nehmen. Sie haben keine Moral und keine Schranke, als die Unmöglichkeit und die Unfähigkeit. Versuchungen werden ihnen jederzeit gefährlich, selbst wenn sie ihnen anfangs Furcht einflößen, denn der Kitzel siegt am Ende immer über die Angst. Wenn günstige Umstände Alles nach ihren Wünschen gestalten, denken sie kaum an etwas Arges und kommen als ziemlich brave Leute durch's Leben, aber in Kampf und Noth arten sie aus, verrennen sich immer tiefer und kommen bei der Verzweiflung

an, welche sie aber niemals ernstlich gegen sich selbst kehren, sondern gegen Andere, die ihnen eben in den Wurf fallen.

Insofern also Stropp fühlte, daß ihn seine desperate Lage jedem Abgrunde entgegentreiben müsse, hatte er Recht zu glauben, daß er als Hedwig's Gatte, wenn der bisherige Druck seiner Lage zu wirken aufgehört habe, ein besserer Mensch werden könne. Aber sein wüstes Leben hatte ihn bereits um jede bessere Empfindung gebracht und Lüge und Trug waren mit seinem ganzen Wesen verbrüdert, was in so jugendlichem Alter ein Symptom äußerster Verderbtheit war. Statt daß es ihm zur Einkehr und zum Durchbruch eines andern Selbst gekommen wäre, war die neueste Veränderung in seinem Gemüthe nur der Humor über den vorschreitenden Gang seiner Pläne mit der Aussicht auf Zerreißung der alten Schuldbücher und auf Eröffnung einer von Neuem laufenden Rechnung.

Einen Andern hätte an seiner Stelle die stürmische Eile, mit welcher der auswanderungslustige Bergmüller sein Besitzthum verkaufen wollte, in die größte Verlegenheit gestürzt. Stropp wurde dadurch nicht erschreckt, sein an Kniffen reicher Kopf zeigte ihm allerhand Auswege, um Zeit zu gewinnen, welche er bei Hedwig indessen auf's Erfolgreichste zu benutzen hoffte. Wenn einmal die Verlobung eine feststehende Thatsache geworden, dann war er sicher, daß ihm sein Bruder, wie er versprochen, mit einer Geldsumme unter die Arme greifen werde.

Als er eines Abends in die Bergmühle gekommen, fand er Hedwig im Garten. Sie war damit beschäftigt, das für den nächsten Mittagstisch erforderliche Gemüse einzusammeln.

Mit einem Gruße, der sehr freundlich erwidert worden, hatte er sich auf die Bank ihr gegenüber gesetzt.

„Ich habe Nachrichten von meinem Bruder," sagte er. „Ich habe ihm den Plan der Mühle und aller Grundstücke im Auszuge zugesendet. Er gratulirt mir zu dem vortheilhaften Kauf und schreibt, daß er am nächsten Sonntage hier eintreffen werde." Er seufzte.

„Was bedeutet der Seufzer?" fragte Hedwig.

„Ihnen, scheint mir, entgeht nichts," erwiderte Stropp.

„Ich weiß selbst nicht, wie mir der Seufzer entschlüpft ist, aber er kam nicht ohne guten Grund aus meiner verschlossenen Brust."

„Da Sie eben von der Ankunft Ihres Bruders sprechen?" fragte Hedwig verwundert.

„Gerade da," gab Stropp zur Antwort, „doch besser, wir schweigen darüber!"

„Stehen Sie denn nicht gut zu einander?" fragte das Mädchen.

„Vortrefflich," erwiderte Stropp, „aber mit älteren Brüdern ist es eine eigene Sache. Sie wollen immer die jüngeren regieren, und sich sogar Vormundschaftsrechte herausnehmen."

„Aus eigener Erfahrung kann ich nicht sprechen," antwortete Hedwig, „da ich das einzige Kind bin. Doch scheint mir, daß der Aeltere Gehör verdient, weil er mehr Erfahrung besitzt."

„Gewiß," sagte Stropp, „der Aeltere hat aber zu oft vergessen, wie er gedacht und — gefühlt, als er noch jünger gewesen."

Hedwig sah ihn mit forschenden Blicken an.

„Ja, schöne Hedwig," sagte Stropp mit einem neuen Seufzer, „so kommt es vor, daß man Jemanden mit der besten Absicht recht unglücklich macht!"

„Wären Sie denn das?"

Stropp schwieg und scharrte mit dem Stöckchen im Beete.

„Das war eine recht alberne Frage von mir!" rief Hedwig, indem sie wieder fleißig zu ihrer Arbeit griff. „Auf dem Gesicht ist selten geschrieben, was im Herzen verschlossen ist."

Sie hauchte die letzten Worte hervor, daß diese auch wie von Seufzern getragen waren.

„Sie haben Recht," erwiderte Stropp, „da trügt der Schein am meisten. Mir dagegen ist es trotz Ihren freundlichen Mienen und Ihren leuchtenden Augen nicht entgangen, daß Sie irgend ein Leid im Innern tragen."

„Ich?" rief Hedwig, rasch über und über erröthend.

„Ja!" sprach Stropp, sie mit scharfen Augen messend.

„Ich will es nicht geradezu leugnen," erwiderte Hedwig, „aber ich glaube, daß die schlimmste Zeit vorüber ist."

Diese Erklärung machte auf Stropp den erfreulichsten Eindruck.

„Auch mein Leid wird vorübergehen," sagte er, „ja, es ist schon halb und halb vorübergegangen. Wir werden nicht gesund, wenn wir immer auf Das, was uns quält, sehen und nicht die Blicke dahin wenden, wo es ein neues Leben für uns giebt! So lange ich zum Beispiel in der Stadt war, in gewissen Verhältnissen steckte, einen gewissen kleinen Kreis von Menschen täglich um mich sah, glaubte ich, daß ich nimmer und nimmer hinaus könne, hielt mich für gebunden und wie meiner freien Bestimmung beraubt. Seit ich aber den Ort gewechselt habe und von neuen Gegenständen umgeben bin, sehe ich auch mit anderen Augen. Doch warum thue ich so geheimnißvoll vor Ihnen, Hedwig? Ist doch Alles in Wien stadtbekannt, was ich zu sagen habe! Sag' ich es Ihnen nicht, so erzählt es Ihnen ein Anderer, kurz, die Sache ist die: daß ich seit Monaten von meinem Bruder zu einer Heirath gezwungen werde!"

„O weh!" sagte Hedwig im leise klagenden Tone. „Heirathen müssen ist eben so schlimm, als sich nicht kriegen!"

„Weit schlimmer!" fuhr Stropp fort. „Wenn ich aber auch mit meinem Bruder ganz und gar zerfallen sollte, ich füge mich nicht!"

„Ist denn das Mädchen so wenig passend für Sie?" fragte Hedwig neugierig.

„Das will ich nicht sagen," fuhr Stropp mit großer Sicherheit fort. „Es ist ein schönes Kind, jung, achtzehn Jahre alt, von anständiger Familie; ihr Hauptvorzug in den Augen meines Bruders ist aber der, daß sie sehr reich ist und eine große Fabrik besitzt, durch welche ich als ihr Mann gleich ohne alle Wagnisse an die Spitze eines sehr rentablen Geschäftes käme."

„Aber Herr Stropp!" rief Hedwig verwundert. „Was verlangen Sie dann, wenn Ihnen ein solches Mädchen nicht recht ist?"

„Sie können fragen?" erwiderte Stropp. „Liebe muß

da sein, sonst zieh' ich es vor, mich lebenslänglich in einer dumpfigen Schreibstube zu plagen!"

„Sollten aber so viel gute Eigenschaften," wendete Hedwig ein, „nicht Liebe erwecken?"

„Liebe ist ein gar störrisches Ding," sagte Stropp. „Sie läßt sich nicht hinkutschiren, wo man sie eben hin haben will."

„Das ist wahr," lispelte Hedwig wie überwiesen, während sich ihr Blick in ihr eigenes Innere senkte.

„Darum hauptsächlich kauf' ich die Mühle," sprach Stropp. „Ich will meinem Bruder zeigen, daß ich mir ein gutes Geschäft begründen kann, ohne daß ich's nöthig habe, mein Herzensglück zu opfern."

Hedwig sah den Stadtherrn, der so vortreffliche Grundsätze hatte, mit einigem Interesse an, ehe sie an ihn die Frage richtete:

„Sie haben gewiß schon eine Bekanntschaft?"

„Wenn ich die hätte," gab Stropp mit erkünstelter Aufwallung zur Antwort, „da sollte mein Bruder noch übler ankommen, mir solche Vorschläge zu machen! Mein Herz ist frei, wenn ich gewisse Träume nicht zähle, welche mich seit einiger Zeit im Wachen und Schlafen verfolgen —'

Er warf auf Hedwig einen wohlgefälligen, verständlichen Blick, den diese mit einer Mischung von Betroffenheit und Wohlgefallen bemerkte.

„Nun aber beichten auch Sie einmal, schöne Hedwig," rief Stropp, der mit dem Gange des Gespräches ganz zufrieden war.

„Meine Geschichte?" sagte Hedwig, deren Gesicht einen ernsten, ja trüben Ausdruck annahm. „Die ist nicht so leicht zu erzählen, wie die Ihrige. Am besten wäre mir aber, wenn ich Ihnen sagen könnte, daß ich sie schon ganz vergessen habe!"

„Vergessen!" rief Stropp, der seine Freude beim Nennen des Wortes kaum zügeln konnte, in einem salbungsvollen Tone des tiefsten Antheils. „Ich wage nicht weiter in Sie zu dringen! Der Anfang des Vergessens ist, an gewisse Sachen nicht unnöthig denken; man muß sich's mit aller Ueberwindung vornehmen, die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu

heften, wenn es auch keinen andern Zweck als Zerstreuung haben, wenn es auch nichts als Spiel sein sollte!"

„Wenn ich das könnte!" rief Hedwig hoch aufseufzend mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ach, Herr Stropp, wie viel Wasser muß noch zuvor an diesen Mühlrädern herunterlaufen!"

Da rief es plötzlich dringend aus dem Hause herüber: „Hedwig, Hedwig!" Es war die Stimme des Bergmüllers.

„Ich werde gleich wieder da sein," sagte das Mädchen, während es mit raschen Sprüngen dem Rufe folgte.

„Es geht," sagte Stropp schmunzelnd zu sich. „Sie wird sich schon von ihrem Grame kuriren lassen." Er nahm das Gartenmesser, das Hedwig zurückgelassen, zur Hand, um bis zu ihrer Rückkunft ein Blumensträuschen zurecht zu richten.

Während er mit Blumen tändelte und erotische Redewendungen einstudirte, war die Stube des Bergmüllers der Schauplatz einer erschütternden Scene.

Der todtgeglaubte Julius Werner, der Barrikadenkämpfer, war in der Uniform eines kaiserlich österreichischen Officiers wieder erschienen.

Dubsky's Ueberraschung war so groß, daß alle seine Gedanken in den Hintergrund traten, und was Hedwig betrifft, so war die Gegenwart des Vaters nicht im Stande, ihrem Freudentaumel die geringste Zurückhaltung aufzulegen. Sie wäre Werner in die Arme gestürzt, wenn sie nicht daran von diesem selbst gehindert worden wäre, indem er sie an den Händen gefaßt und festgehalten hatte, bis der erste Sturm des Wiedersehens ausgetobt war.

„Was Teufel schwiegen Sie so lange?" fragte Dubsky, unter dieser barschen Anrede die Besorgnisse, welche es ihm verursacht hatte, verbergend.

„Ein bedauerlicher Streit zwischen uns," gab Werner zur Antwort, „in welchem ich mir, wie ich erst später eingesehen, in allen Stücken vollkommen Unrecht gebe, hat mich hinausgejagt und in eine endlose Reihe von Abenteuern gestürzt." Hier erzählte er in Kürze, größere Ausführlichkeit einer andern Gelegenheit vorbehaltend, die Wendepunkte seiner schon bekannten Erlebnisse und fuhr, als er zu Ende gekommen war,

also fort: „Wenn ich auch nicht geglaubt hätte, daß ich Ihre ganze Theilnahme durch meine trotzige Entfernung verscherzt habe, was hätte ich Ihnen schreiben können, als Demüthigungen und Niederlagen, welche mir den Rest Ihrer Achtung gekostet hätten? Hätte ich schreiben können: Ich bin gefangen und erwarte eine schwere Freiheitsstrafe? Und später: Ich bin in eine Strafcompagnie gesteckt und lagere vor Venedig? — Was hätte ich zu melden gehabt, um die Sympathieen, die ich bei Ihnen eingebüßt, wiederzugewinnen und um die Ansprüche auf's Neue zu begründen, welche ich in Ihrem Hause zurückgelassen und welche mein ganzes Glück ausmachten? Ich war zum Schweigen verdammt. Erst seit ich diese Uniform am Leibe habe, welche an mir deutlicher zeigt als bei vielen Anderen, daß ich nicht ganz werthlos bin, ist der Gedanke in mir unwiderstehlich durchgebrochen, nach Kraßnitz zu gehen und die Aussöhnung herbeizuführen. Dienstverhältnisse haben die Ausführung meiner Absicht über Erwarten lange verzögert, aber als sie möglich geworden, hätte mich Nichts auf Erden aufzuhalten vermocht, nicht einmal der Gedanke, der mich so oft beschlich, wie Sie mich in der Bergmühle aufnehmen würden!"

„Die Hauptsache aber ist und bleibt," erwiderte Dubsky, „daß Sie am Leben sind! Lange schon, da nie und nie eine Nachricht von Ihnen oder über Sie eingetroffen, hab' ich Sie für todt gehalten. Ich hätte wahrlich eher geglaubt, daß Sie mir als Geist wieder erscheinen würden, als daß ich einen der radicalsten Demokraten im österreichischen Soldatenrocke einhergehen sehen würde!"

„Das Leben," versetzte Werner mit einem stolzen Blick und heiterm Lächeln, „hat Ueberraschungen und Sprünge, welche mit den drolligsten Träumen wetteifern!"

„Das muß wahr sein!" rief Dubsky, während er Werner vom Kopf bis zum Fuße musterte. Unmittelbar darauf sagte er zu Hedwig gewendet in der jovialsten Laune:

„Ein paar Flaschen, Hedwig! Wo hast Du Deine Gedanken? Daß Du nicht selbst daran denkst! Wir wollen wenigstens ein Glas auf unsern Gast trinken, da es nicht mehr

nöthig ist, eine Todtenmesse für seine Seele lesen zu lassen! Vorwärts! Von dem alten Melniker!"

Hedwig sprang hochvergnügt hinaus. Das unbeschreibliche Glück, das sie empfand, wurde durch die gute Aufnahme Werner's von Seite des Vaters noch verdoppelt.

„Es geht auf der Welt zum Verrücktwerden zu!" rief Dubsky, als er mit Werner allein war. „Sie rennen als junger Heißkopf hinaus, um die Soldateska zu bekämpfen, und kommen als ein kleiner Anführer derselben wieder! Sie müssen Schreckliches ausgestanden und, als man Sie vollends in den weißen Rock gesteckt, bedauert haben, daß alle Kugeln an Ihnen vorbeigepfiffen, ohne Sie zu treffen!"

„Ich habe Stunden gehabt, sprach Werner, „da habe ich geglaubt, daß mir die Haare ergrauen, wenn ich sie mir nicht zuvor ausreiße. Gottlob, es ist Alles besser gegangen! Die gemachten Erfahrungen sind mir ein bleibender Gewinn für's Leben. Ich habe mich von Träumen und Hirngespinnsten losgemacht und bin dafür durch richtige Weltansichten bereichert. Halb ein Knabe, halb ein Tollkopf bin ich gewesen. Ich sehe jetzt die Dinge mit anderen Augen."

„Das glaube ich, das glaube ich," sagte Dubsky, gemüthlich zustimmend. „Sie können freilich von Erfahrungen sprechen! Wie lange sind Sie noch gezwungen zu dienen?"

„Ich kann quittiren, wann ich will," erwiderte Werner auf diese ihn sehr befremdend klingende Frage.

„So!" rief Dubsky, wie erleichtert. „Ich habe geglaubt, daß Sie fortdienen müssen, was bei Ihren politischen Gesinnungen ein unerträglicher Zwang wäre."

„Wenn ich ganz wie ehemals dächte!" rief Werner.

„Sie haben doch nicht die Farbe gewechselt?" fragte der Bergmüller überrascht, die Sache plötzlich sehr ernst nehmend.

„Nein," gab Werner zur Antwort. „Ich habe wesentlich meine alten Grundsätze. Der Staat und das Volk stehen mir noch immer obenan, und für das Gemeinwohl ist der Kaiser da wie der letzte Soldat."

„Um Gottes willen," rief Dubsky, die Hände übereinander schlagend, „wie reimt sich denn ein Demokrat und ein kaiserlicher Soldat zusammen?"

„Das wußte ich auch nicht,“ erwiderte Werner, „als ich noch gegen Einrichtungen declamirte, die ich aus eigener Anschauung nicht kannte. Heute kenne ich die Armee und ihren Geist. Diese ist nach den Thaten, die sie vollbracht, nicht mehr der alte, träge, allen Fortschritt hemmende Körper, sondern nur der Garant einer neuen, zeitgemäßen Ordnung. Sehen Sie mich nicht so erstaunt an! Ich rede aus tiefer Ueberzeugung. Die ganze Armee ist das, als was ich sie bezeichnet habe, und muß es sein, denn sonst begriffe man nicht, wie Elemente, wie ich, in ihr Platz gefunden und in ihren Reihen einen Rang errungen hätten!“

„Ich glaube wieder,“ sprach Dubsky, auf's Tiefste verstimmt, „Sie sind der Bekehrte, nicht aber die Armee! Ich hätte es Niemandem geglaubt, der mir gesagt hätte, daß der Werner umgeschlagen habe! Da begreife ich aber auch, daß Sie Officier geworden!“

„Sie irren sich, Herr Dubsky,“ antwortete Werner. „Bei meiner Ernennung zum Officier war von meiner politischen Gesinnung keine Rede. Da gab es keine Bedingung, als den Muth, den ich bewiesen.“

„Sie haben mir,“ rief Dubsky, „das ganze Wiedersehen verdorben! Wissen Sie denn auch, daß ich erst seit ein paar Tagen aus meiner ungerechten Haft entlassen bin und es nur einer freundschaftlichen Verwendung zu danken habe, daß während einer langwierigen Untersuchung und Strafe nicht meine Tochter verwaist dasteht und mein ganzes Hauswesen zu Grunde geht?“

„Ich habe es gehört,“ gab Werner peinlich berührt zur Antwort. „Ihr Herr Bruder hat kurz vor meiner Abreise in Wien davon gesprochen.“

„Wer war da mein Retter?“ fuhr Dubsky mit größtem Eifer fort. „War es das Gesetz? Nein. War es der Garant, von dem Sie eben gesprochen? Nein. Das ist ja eine tolle Wirthschaft! Es ist um ein jedes Wort schade! Sie haben diese Gesinnungen, ich habe andere. Ihre Partei ist groß, die meinige auch. Was wollen wir hadern und streiten? Sind Sie in mein Haus gekommen, um sich nur zu zeigen, um eine alte Bekanntschaft zu ehren, so sind Sie mir noch

immer willkommen und wir können ein Glas ziemlich fröhlich mit einander trinken; wenn Sie aber daran denken sollten, das Verhältniß mit Hedwig fortzusetzen, so erkläre ich Ihnen, daß ich mein Kind, mein einziges Kind nie und unter keinen Umständen einem Soldaten gebe!"

„Herr Dubsky," entgegnete Werner auf's Tiefste betroffen, „wenn ich nicht glaubte, daß die gerechte Entrüstung über den Willküract eines einzelnen Beamten aus Ihnen heraus redet, so würde ich an der billig denkenden Sinnesart, von welcher Sie mir so viele Beweise schon gegeben, verzweifeln. Ich maße mir nicht an, Ihre politischen Antipathieen zu schulmeistern, aber ich lebe der Hoffnung, daß Sie zuletzt meine Person von meinem Stande trennen werden. Wie ich auf diese Laufbahn geworfen worden, wissen Sie. Ich habe sie mit Angst betreten. Erst seit sich dieser Schritt zu meinem Glücke gewendet, stehe ich mit freudigem Bewußtsein auf meinem Posten und kann ihn nicht so plötzlich aufgeben, ohne mir eine schreckliche Blöße zu geben. Ich bin an der Reihe, Hauptmann zu werden. Als ich im Kampfe mein Leben wagte, begeisterte mich der Gedanke an das dankbare Vaterland, aber gleich mächtig die Erinnerung an Hedwig, welche ich innig liebe und mir — verdienen wollte."

„Und wollte man Sie," rief Dubsky, der scheinbar ruhig zugehört hatte, ganz wild, „zum Feldmarschall machen, so sagte ich doch Nein und tausendmal Nein! Reden wir nicht mehr davon, wenn ich nicht die Mütze nehmen und fortlaufen soll. Ich behalte meine Hedwig und Sie behalten Ihren Säbel und den Kragen mit den zwei Sternchen. Haben Sie es sich aber überlegt und kommen eines Tages in Civil und, wenn es der Teufel nicht anders will, in dem abgeschabtesten Rocke zu mir wieder, so sollen Sie mir ein willkommener Brautwerber sein. Ich werde alt. Widerfährt mir morgen etwas, so stockt Alles. Ich brauche einen Schwiegersohn. Erscheinen Sie hier als das, was Sie ehedem waren — als Kaufmann, dann läßt sich ein Wort sprechen, aber als künftiger General und Kriegsminister betreten Sie nicht mehr mein Haus! Merken Sie es sich! Das ist meine ultima ratio!"

Hedwig, den stattgefundenen Streit nicht ahnend, trat, beide Hände mit Flaschen, Gläsern und Schüsseln beladen, auf das Heiterste ein. Stropp stand, mit einem Blumenstrauße in der Hand, hinter ihr zwischen der Thür, welche er ihr geöffnet hatte, nachdem er das Mädchen vom Garten aus erblickt und herbeigesprungen war.

„Ach, Herr Stropp," hatte sie draußen in der freudigsten Aufregung zu ihm gesagt, „wir haben heute die allergrößte Ueberraschung erlebt! Sie werden selber erstaunen!"

Er hatte kaum geöffnet und einen ihm fremden kaiserlichen Officier, der ihm gerade gegenüber stand, erblickt, als Hedwig noch auf der Schwelle schon wieder anhob:

„Da sehen Sie! Unser alter Freund, Herr Julius Werner — jetzt Oberlieutenant —"

„Wie heißt er?" fragte Stropp eilig und athemlos mit gedämpfter Stimme, von einem Todesschrecken durchfahren, während er doch noch einmal fragte.

„Derselbe, von dem wir neulich gesprochen," gab Hedwig, auf die elegante und männlich schöne Gestalt des Officiers mit freudigem Stolze blickend, zur Antwort.

„Ein von den Todten Auferstandener," erklärte der Bergmüller noch zum Ueberflusse. „Aber nur herein, Herr Stropp, zu einem Gläschen!"

Stropp war wie entseelt, keines Lautes, keiner Bewegung fähig.

„Nur keine Umstände!" rief der Bergmüller, indem er Stropp am Arme fassen wollte. Da war dieser aber mit einem Rucke zurückgewichen und stotterte mühsam: „Ich komme, ich komme —" worauf er die Thür zudrückte und durch den Garten in's Freie hinauslief. Niemandem in der Stube fiel es ein, wie sonderbar sein Benehmen war, die Motive desselben nach ihrer wahren Bedeutung zu schätzen, so zwar, daß kein Wort darüber verloren wurde.

Inzwischen war Stropp, den sein fluchtartiger Rückzug auf den Fußpfad am Bache geführt hatte, bei einem alten, ausgehöhlten Weidenstamme stehen geblieben. Da brütete er, sich mit der Rechten an einem Aste haltend, über dem Wasser hängend, geraume Zeit. Seine Gedanken, welche sich pfeil-



schnell und dicht jagten, unterhielten lange eine so vollständige geistige Verwirrung, daß er noch zu keiner klaren Vorstellung seines Zustandes gelangt war. Stumm, wie mechanisch schleuderte er endlich den Blumenstrauß, den er noch in der geballten Faust festhielt, mit aller Heftigkeit in's Wasser, welches denselben schon weit mit sich hinabgerissen hatte, ehe dieser Bewegung, welche die wieder zurückkehrende Besinnung ankündigte, ein zusammenhängender Ideengang folgte.

„Den hat der Teufel aufbewahrt," brummte er, „und vor Kartätschen und Bomben, Festung und Galgen geschützt, um mir ihn heute auf den Hals zu hetzen! Ich bin verdrängt und kann der Bergmühle und dem Mädchen für immer Adieu sagen! Mit allen meinen schönen Lügen habe ich mich nur selbst belogen! Ich möchte mir den Schädel an dem Stamme einrennen! Wo soll ich, wo kann ich jetzt hin? Vor meinem Bruder ist mein Stand jetzt schwerer als jemals. Du Lügenbeutel, wird er sagen, ich kenne Dich! Wie gut ist es gewesen, daß ich mit keinem Papiersechser herausgerückt bin! Was ich auch antworte, er glaubt mir nichts. Ich bin wie abgeschlachtet. Ich bin ruinirt genug, und nun mußten noch Wunder geschehen, um mir den letzten Strohhalm, den ich ergriffen, aus den Händen zu reißen! Muß der Kerl leben! Hat wahrscheinlich alle Kriege mitgemacht und nicht einmal ein Bein verloren! O dieses Hundeglück! Es hieße an mir selbst sündigen, wenn ich noch einen guten Ausgang hoffte! Es ist Alles aus! Jetzt sitzen sie in der Stube — die glänzende Bewirthung zeigt mir die Uebereinstimmung von Vater und Tochter — sie trinken und lachen — der Kerl, der alle Marketenderinnen abgeküßt, plappert von Treue und drückt Hedwig unter dem Tische die Hände — sie schaut ihn an, versinkt in ihn, daß alle Teufel sie nicht mehr von ihm losmachen — ich bin gräßlich über den Löffel barbiert! Soll ich gleich abreisen? Soll ich bleiben? Mein Kopf dreht sich und ist ganz dumm! Wäre das Geringste zu hoffen, würde ich den Muth noch wieder gewinnen, aber da ist Hopfen und Malz verloren — meine Brautfahrt ist aus! Der Teufel hat Alles geholt, nur an mir vergreift er sich nicht, wahrscheinlich um einem meiner Gläubiger die Mühe zu überlassen!"

Mit wilden Flüchen setzte er seinen Weg wieder fort. Er schritt geradeaus durch den Wald, einen Hohlweg hinunter, einen Abhang herab, auf dem er sich im wilden Rennen beinahe den Knöchel verstaucht hätte. Durch den blaugrauen Schleier der Nacht grüßte der Feuerschein aus Scheppkes' Schmelzhütten herüber, ihn aber, wie ein Raubthier, wie einen Wolf, schreckte dieser friedliche Schein. Erst spät, sehr spät stahl er sich in seine Wohnung, um sich gleich zu Bette zu legen, denn er fühlte sich nicht im Stande, mit Jemandem ein Wort zu sprechen.

Fünfzehntes Kapitel.

Was eine Betschwester anrichtet.

Die Ehe des Generals von Greifenstein war nicht die glücklichste, nicht einmal die freundlichste. Wenn auch in ihr große Stürme äußerst selten vorkamen, so gab es doch kleine Differenzen, welche an jedem Tage erschienen und leise und unscheinbar, wie Tropfen einen Stein aushöhlen, die Kluft zwischen Mann und Frau erweiterten. Es lag nicht an Leonie, sie war verträglich und hatte den aufrichtigen Vorsatz, in Güte auszukommen und das Unvermeidliche zu ertragen. Der alte Soldat war in seiner Häuslichkeit keineswegs ein Haudegen, im Gegentheil ein Philister, der die Bequemlichkeit liebte, der Ruhe jedes Opfer brachte und alle Aufregungen wegen ihrer dem Magen nachtheiligen Wirkung haßte. Die Schuld lag vielmehr an dem bedeutenden Unterschied der Jahre und weit mehr noch an der Ungleichartigkeit, ja dem inneren Widerspruch der Charaktere, der Neigungen und des Bildungsgrades. Sie war poetisch und schwebte gern in den Regionen einer höheren Wirklichkeit; ihn dagegen vermochte nichts aus dem behäbigen Lehnstuhl des Alltagslebens zu bringen, es wäre denn, daß man ihm einen noch weicher gepolsterten angeboten hätte. Sie, die Tochter eines ausgewanderten Legitimisten,

durch Geburt eine halbe Französin, war es ganz durch Naturell und Anlage; er dagegen mißbrauchte das Privilegium der Deutschen, bei aller Biederkeit plump und phlegmatisch zu sein. Sie liebte die Literatur; er kannte nur das militairische Reglement, in welchem für ihn alles Wissenswürdige erschöpft worden war. Alle ihre Neigungen, welche ja ihrer Jugend frisch und natürlich entsprangen, mußten dem betagten Manne selbstverständlich entgegengesetzt sein. Weil er hoch in den Fünfzigen war, forderte er auch von ihr ein gesetztes phlegmatisches Wesen. Hatten schon die wechselseitigen Reibungen an diesen Gegensätzen eine unerschöpfliche Nahrung, so wurden sie noch zum Ueberfluß durch eine Eigenheit des Generals geschärft. Er hatte sein Leben in der Kaserne verbracht und theils blind gehorcht, theils von Anderen blinden Gehorsam gefordert, und so stand er, dieser Gewohnheit zu Folge, bei jeder Meinungsverschiedenheit seiner Frau als General gegenüber. Den Bibelspruch, daß die Frau dem Manne gehorchen müsse, deutete er auf ganz militairische Weise und obwohl ihn Leonie an Geist und Tact und Verstand so unendlich weit überlegen war, belehrte und schulmeisterte er sie in den kleinlichsten Dingen, weil nach seiner Ansicht der Vorgesetzte und der Mann im Allgemeinen sich der Bevorzugung eines höheren Verstandes erfreuten.

Eben so verschieden waren die Wirkungen der häuslichen Differenzen bei Beiden. Hatte er sich noch so heiß getobt, war im Nu Alles vergessen, er konnte scherzen und lachen. Sie dagegen, feiner besaitet, schleppte die Verstimmung stunden-, ja tagelang nach, in welchem Zustande ihre oft wechselnden Launen meistentheils ihren Entstehungsgrund hatten. Da sie aus einem gewissen persönlichen Stolz ihr häusliches Leiden vor aller Welt verbarg, darin ihrem Gemahle ungleich, welcher sein Ehekreuz in seiner burlesken Manier gern zum Besten gab, wuchs oft die Spannung ihres Innern so hoch an, daß der gefesselte Schmerz sich in den bittersten Thränen lösen mußte.

E i n e Tugend hatte der General. Diese war unbestreitbar. Er war nicht eifersüchtig. Er hatte zwar niemals einen rechten Anlaß zur Eifersucht gefunden, aber das konnte sein

Lob nicht schmälern. Ein alter Othello braucht keinen objectiven Thatbestand, um zu rasen. Gleichmüthig und ruhig lächelnd konnte er seine Frau in einem ganzen Kreis von Männern eingeschlossen sehen, ohne daß es ihm je einfiel hineinzusprengen und das allseitige Feuer der Courmacher zum Schweigen zu bringen. War er von der Treue seiner Frau so felsenfest überzeugt, oder schlug er seine eigene Liebenswürdigkeit so hoch an? Wahrscheinlicher war es, daß seiner Greisennatur der letzte Funke der Leidenschaft fehlte. Gerüchte wollten zwar behaupten, daß sich seine Frau seine Inspectionsreisen zu Nutze gemacht und namentlich ein Liebesverhältniß angesponnen habe, während der alte Krieger im vorigen Feldzuge die letzten Heldenthaten verrichtete. Schöne Frauen haben nun einmal das Loos, verdächtigt zu werden, bis die Ankunft des Gemahls den Lästerungen, wie die Sonne dem Nebel ein plötzliches Ende macht. Der General vernahm noch, als er heimgekommen war, das Echo dieser Nachreden, aber es fehlte aller Eindruck, da er alles Weibergeschwätz sprichwörtlich haßte. Er war zu positiv, worauf er sich viel zu Gute that, und mußte mit eigenen Augen sehen und gewissermaßen auf frischer That ergreifen, ehe er die köstliche Ruhe seines Gemüthes auf's Spiel setzte.

Es war zu erwarten gewesen, daß das ungleichartige Paar auch während der Villegiatur auf dem gräflichen Schlosse manchen größeren und kleineren Strauß bestehen werde, aber einen Auftritt, wie jener, der in aller Frühe am Morgen jenes Tages ausgebrochen, der dem aufregungsvollen Besuch im alten Schlosse gefolgt, hatte es noch nicht gegeben, seit der Priester diesen unglücklichen Bund eingesegnet hatte. Das war kein gewöhnliches Unwetter, sondern ein Orkan, welcher aus den Zimmern, die die Greifensteins inne hatten, weit hinausshallte und die ganze skandalsüchtige Dienerschaft vor der Thüre versammelte. Namentlich war das Volk der Kammerjungfern zuerst auf dem Kriegsschauplatze, um ihren neuigkeitsdurstigen Gebieterinnen genaue Berichte über die Schlacht zu bringen, welche der General geliefert hatte. Aber das feinste Ohr hatte die wahre Ursache des unseligen Streites nicht erlauscht. Alles, was darüber gesagt werden konnte, war, daß

die Stimme der Frau im Kurzen von der überlegenen Artillerie des Gatten zum Schweigen gebracht war, worauf der muthmaßliche Sieger die Thüre aufriß, sich auf's Pferd warf und, nur von seinem Diener gefolgt, die Landstraße hinabritt. Dieser Umstand veranlaßte neues Kopfzerbrechen. Seit Jahren hatte Niemand den General außer im Dienst zu Pferde gesehen, denn bei seiner Corpulenz war ihm die schlechteste Bank lieber als der beste Sattel. Wozu also zu Pferde? Zum Vergnügen? Das schien unwahrscheinlich. War es vielleicht gar ein fluchtartiger Rückzug? Oder ein Scheinmanöver, um unverhofft wieder zu erscheinen und auf's Neue Lärm zu schlagen?

Diese aufregungsreichen Fragen hielten nicht nur das niedere Erdgeschoß, sondern auch die höheren Etagen in größter Spannung. Da sich Leonie, wie man sagte, eingeschlossen hatte, war noch lange kein Licht in diesem Dunkel zu erwarten. Gern hätte ihr Frau von Wallhof einen Besuch abgestattet, wenn sie ihrer Neugierde, der eine gute Dosis Schadenfreude beigemengt war, ein anständiges Kleid anzulegen gewußt hätte. Comtesse Sophie von Thieboldsegg war unmittelbar nach dem Streite in die Kirche gegangen, wahrscheinlich um den Himmel zu bitten, die zanksüchtigen Herzen zu erleuchten und mit dem Geiste der Eintracht und Liebe zu erfüllen.

Cornelia, die zu Leonie wie Freundin zu Freundin vertraulich stand, hatte sich die stattgehabte Scene sehr zu Herzen genommen und beschlossen, sobald es die Umstände gestatteten, ihr einen Besuch zu machen. Sie war selbst tief niedergedrückt. Endlos waren die Kümmernisse ihrer unter Aengsten und Schmerzen geborenen Liebe. Nach dem kurzen Rausche des gestrigen Tages war sie mit einem neuen Schrecken aufgewacht. Der Brief, welchen Bruno Haldenried geschrieben, war verloren gegangen und trotz aller Nachsuchungen nicht wieder zum Vorschein gekommen. Daß die Auffindung desselben Gefahren im Anzuge haben konnte, lag auf der Hand, da sein Inhalt durch mysteriöse Hinweise auf Vorgänge im Schlosse die größten Bedenken erregen mußte.

Leonie war freudig bereit, die Freundin zu empfangen. Sie saß, als diese eintrat, einen gepackten Koffer zu Füßen,

auf dem Sopha. Mit Ungestüm fiel sie ihr in die Arme und hielt sie in stummer, aber beredter Bewegung lange fest.

„Was bedeutet dieser Koffer?" fragte Cornelia mit großem Befremden.

„Erschrecke nicht!" rief Leonie, indem ein Freudenstrahl über ihr bleiches, schmerzumschleiertes Gesicht dahinzuckte. „Das bedeutet meine Befreiung, meine Erlösung von allem Uebel! Noch heute werden wir uns Adieu sagen —"

„Ihr reist?" unterbrach sie Cornelia mit gleichem Erstaunen.

„Ich reise allein," erwiderte Leonie lebhaft, ja heftig. „Was er macht, geht mich nichts mehr an. Ich bin es satt, unter seinem Corporalstocke zu stehen! Ich werde nicht bleiben, und wenn es ihm gelingt, mich zurückzuhalten, so muß er mich in Ketten legen! Ich lebe schon lange so elend und werde heute aus der dumpfen Kasematte, in der ich gefangen bin, mit Gewalt ausbrechen!"

Eine wilde Aufregung leuchtete aus ihren Augen, an deren Lidern die Spuren kaum getrockneter Thränen noch sichtbar waren.

„Um's Himmels willen," rief Cornelia, „was ist geschehen?"

„Es ist geschehen," gab Leonie rasch zur Antwort, „was schon längst hätte eintreffen müssen und nur zu lange ausgeblieben ist! Ohne ein lautes Wort des Murrens habe ich es seit Jahren wie eine stumpfsinnige Sclavin getragen, heute habe ich mich erinnert, daß ich eine freie Frau und keine Sclavin bin! Der Streich, den ich aus jugendlicher Unerfahrenheit begangen, ihn zu heirathen, ist durch sechsjähriges Leiden hoffentlich gebüßt und der Fluch der Untreue an meiner ersten Liebe damit gesühnt! Heirathe niemals, Cornelia, oder nur nach Deinem Herzen!"

Cornelia sah sie, von der Wahrheit der Worte, welche auf ihre Lage so sehr paßten, halb betroffen, halb erfreut, mit starren Augen an, während Leonie gleich wieder fortfuhr:

„Um seiner Liebe willen leiden ist süß, edel, heroisch; sonst ist das kleinste Opfer Marter und dürre Qual! Ein Liebesglück ohne das rauschende Flitterwerk irdischen Glanzes habe ich von mir gewiesen — da sitze ich nun verzweifelnd

in diesem Flitter und stoße ihn mit dem Fuße von mir! Dein Stern ist besser, Cornelia! Ich war arm, eine Waise, der der Vater nichts als die Last einer Grafenkrone hinterlassen. Ich war siebzehn Jahre alt, im Sacré cœur erzogen und hatte keine Wahl. Ich rettete durch mein Ja meinen Vater vor Schuldhaft und gänzlicher Verarmung. Dies meine Entschuldigung; aber meinen sonst so scharfen Augen ist es nie zu verzeihen, daß sie den ersten Anblick eines Freiers, wie Greifenstein, nur erträglich gefunden haben!"

„Darf ich aber nicht wissen," fragte Cornelia, „was heute zwischen Euch vorgefallen ist?"

„Ich weiß es eigentlich selbst nicht recht!" rief Leonie in fortglühender Aufregung. „Ich fühle nur, wie tief ich gekränkt worden bin, wie ungerecht, wie schmachvoll behandelt, wie meine Ehre besudelt ist —"

„Gott!" rief Cornelia. „Was hat er denn gesagt?"

„Brandflecken," fiel Leonie rasch ein, „müßte die Scham auf meiner Zunge zurücklassen, wenn ich wiederholen sollte, was ich hören mußte. Ich thue vor mir selbst, als hätte ich es vergessen! Nur Eins habe ich mir gemerkt, und das gut, als er in der edlen Ausdrucksweise, die ihm eigen ist, zu mir gesagt: Schnüre Dein Bündel!" Sie zeigte auf den Koffer, indem sie hinzufügte: „Du siehst, es ist geschnürt."

„Nie hätte ich geglaubt," rief Cornelia, die für Leonie blind Partei nahm, „daß der General so ausarten könnte, wie Du erzählst! Sein Aussehen ist so gemüthlich, so gutmüthig —"

„Ja, gutmüthig," fiel Leonie rasch ein, „wie ein Vandale gutmüthig sein kann! Ich habe ihn aber selbst noch nicht so gesehen wie heute! War er im Delirium, oder war er betrunken? Denn er wirft mir vor, daß ich im heimlichen Briefwechsel stehe, über eine projectirte Ehescheidung heimlich verhandle, inzwischen geheime, unerlaubte Zusammenkünfte halte, daß ich erst vor Kurzem im Kaisersaal ein Rendezvous gehabt — und dergleichen Unsinn mehr!"

„Mit wem?" fragte Cornelia erbleichend.

„Mit dem Rittmeister Haldenried!" warf Leonie kurz hin.

Wie niedergedonnert stand Cornelia da. Es war ihr

höchst wahrscheinlich, ja unzweifelhaft, ja gewiß, daß der verloren gegangene Brief, den Bruno an Frau Hassenfeld geschrieben, direct oder indirect in des Generals Hände gerathen sei und das schreckliche Mißverständniß verursacht habe. Die Folgen desselben waren offenbar mit der Entzweiung der Eheleute nicht abgeschlossen, sie sollten und mußten sich erst, immer weiter greifend, entrollen. Sie schlug die Augen zu Boden und konnte keine Silbe vorbringen.

„Du schweigst?" sagte Leonie nach einer kleinen Pause, über das sonderbare Verhalten der Freundin erstaunt, in einem weichen, gekränkten Tone. „Auch Du hältst mich für schuldig?"

„Nein, nein, nein!" rief Cornelia, auf Leonie stürzend und sie hochbewegt umarmend. „Ich war nur so erstaunt, so ergriffen —" Die letzten Worte kamen nur leise und mühsam aus ihren Lippen hervor. Sie warf sich auf den nächsten Stuhl. Ihre Augen waren voll Thränen.

„Thörichtes Kind!" sagte Leonie, ihre Rührung und Wehmuth unter Lächeln und Scherzen verbergend. „Weinst Du darüber, daß ich künftighin meinen alten Brummbären nicht mehr von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt führen werde? Was sollen sonst diese Thränen?"

„Aber der Brief!" rief Cornelia, mit ihren Gedanken gar nicht anwesend. „Wo ist der Brief? Hat ihn der General? Wer hat ihn?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Leonie. „Mein Mann ließ mich zu keiner Frage, zu keinem Worte kommen. Alles, was ich seinem Gebrülle entnommen, habe ich Dir bereits gesagt. Sei meinetwegen ruhig. Das Ganze ist und kann nur eine Mystification sein in Folge einer anonymen Zusendung, bei welcher gewiß Weiber die Hände im Spiele haben. Der Streich wird auf das Kläglichste zu Tage kommen, denn ehe ich noch gehe, werde ich meinen Mann ernstlich zur Rechenschaft ziehen. Er wird beichten, ich kenne ihn —"

„Gut, gut," warf Cornelia in größter Bestürzung hin. „Ich werde gleich wiederkommen."

Sie schoß zur Thüre hinaus, ohne sich an Leonie's Ruf, noch zu bleiben, zu kehren. Im Nu war sie bei Frau

Hassenfeld angelangt, der sie den ihr über allem Zweifel stehenden Sachverhalt erzählte und ihre völlige Rathlosigkeit klagte.

Diese Frau, erfahren und entschlossen, theilte die vernommene Ansicht über die Folgen des verlorenen Briefes vollständig und stimmte bei, daß ein Schritt gethan werden müsse, um diese Folgen abzuschneiden. Sie erbot sich, sofort zum Rittmeister in die Stadt hinabzugehen und ihn über die geheimnißvolle Anwesenheit seines Bruders in Kenntniß zu setzen.

Cornelia, über den Vorschlag höchst erschrocken, rief aus:

„Von tausend Bedenken nicht zu reden, sollen wir noch eine Person, die uns fast fremd ist, hineinmischen und am Ende die Verwirrungen vermehren, statt sie zu vermindern?"

„Welche Bedenken!" gab Frau Hassenfeld zur Antwort. „Er ist zwar ein Soldat, aber er müßte ein Barbar sein, wenn er sich nicht seines Bruders annähme, mindestens eben so sehr, wie wir fremde Leute! Sie haben mir doch erzählt, mit wie viel Liebe und Schmerz er sich gestern des vermeintlich Todten erinnert hat!"

„Ja, das ist wahr," sagte Cornelia. „Was soll, was kann er thun?"

„Das scheint mir klar," erwiderte Frau Hassenfeld; „der Rittmeister wird gewiß, sobald er herkommt, vom General zur Rechenschaft gezogen werden und die Correspondenz mit Frau von Greifenstein feierlich in Abrede stellen. Man hält ihm den verhängnißvollen Brief vor und diesen wird er für einen seines todtgeglaubten Bruders erklären. Da wird alle Welt, der Rittmeister nicht ausgenommen, erstaunt fragen: wie und wo kommt dieser Brief her? Diese scheinbar unlösliche Frage wird aber Derjenige oder Diejenige beantworten, welche ihn gefunden, denn der wird wissen, wo derselbe gelegen ist. Da der Rittmeister von der Existenz des Briefes nichts gewußt hat, wer soll sich nun im Schlosse als den Eigenthümer desselben ausweisen? Niemand kann es. Das muß Aufsehen machen und, mit dem Inhalt des Briefes verbunden, zu naheliegenden Vermuthungen führen. Die kaum eingeschlafene Geschichte von dem Verfolgten, den Frau von

Wallhof an der Einsiedlerklause gesehen, wird gleich wieder aufgewärmt sein, und welche Folgen dann —"

„Genug, genug!" rief Cornelia. „Sie malen es schrecklich aus!"

„Unterrichten wir aber den Rittmeister von der Sache," hob Frau Hassenfeld wieder an, „so daß er schon beim ersten Erblicken des Briefes erklären kann, daß er denselben seit gestern vermisse, dann hat Alles die größte Wahrscheinlichkeit für sich und es ist mit einem Schlage abgethan."

„Sie glauben?" sagte Cornelia, während ihre trüben Augen plötzlich aufleuchteten.

„Doch, mein Gott," rief Frau Hassenfeld, „wir berathschlagen lang und breit — indeß kann der General den Rittmeister schon gesprochen haben. Dann wäre Alles vorbei."

„So eilen Sie!" rief Cornelia. „Der Himmel gebe, daß Sie noch rechtzeitig eintreffen!"

Frau Hassenfeld flog in das Nebenzimmer, um Hut und Mantille zu holen, und gleich darauf sah die junge Gräfin sie zum Schlosse hinauseilen. —

Um dieselbe Stunde saß der Rittmeister Haldenried, der beim Bäckermeister des Ortes wohnte, auf seinem Zimmer, im alten hohen Lehnstuhl, die Cigarre im Munde, das Frühstück unberührt vor sich. Der arme junge Mensch, sonst ein so heiteres, freies Gemüth, befand sich nun schon seit Wochen in jener aufreibenden, unruhevollen Stimmung, die keine That aufkommen läßt und nicht auf Minuten lang eine Befreiung gewährt. Der Gedanke an Leonie, dies lebendige Räthsel, bald mild, bald herb, bald sentimental, bald spöttisch, immer aber schön, unaussprechlich, herzberauschend schön, verfolgte ihn allenthalben, im Schlaf wie im Wachen: seine süße Tortur! Sein ewiger Seufzer: wenn dies Weib Dich lieben könnte! wuchs und wuchs, bis er oft wie ein Geschrei, von hundert Stimmen der Brust zugleich ausgestoßen, erscholl, bis alle Gefühle wie Hochwasser rauschten und die Welt vor seinen Sinnen verging. Aber nein, nein, nein! Er, bei so viel Frauen sonst Sieger, wurde von Leonie wie ein thörichter Knabe behandelt, und so viel entzückende Schönheit war nur da, um ihn zu quälen! Da wußte er nicht Rath, um ihn und

in ihm war's trübe. Müde vom Kampf der Empfindungen schon am frühen Morgen saß er da, unruhvoll der Stunde entgegenharrend, wo er Hoffnung hätte, seinem schönen Quälgeist im Schlosse zu begegnen, und wieder trostlos bangend vor neuer Zurückweisung, neuem Spott, neuen Leiden! In diesem Augenblick pochte es an die Thür. „Herein!" und Frau Hassenfeld trat ein.

Haldenried's Erstaunen war groß, doch es wurde betäubend, als er von dem Briefe vernahm und erfuhr, daß sein Bruder, der Todtgewähnte, er, von dem er noch gestern, wie von einem Verstorbenen gesprochen, da sei, hier in Kraßnitz, und ein paar hundert Schritte von den Räumen, die er fast täglich durchwandelte, wohne! Sein Herz wollte jubeln, da faßte ihn der Gedanke schon wieder: daß Bruno ja nur in Erwartung der Ketten, des Kerkers, vielleicht des Todes lebe, und Leonie's Reise-Entschlüsse, die Möglichkeit eines Conflicts mit dem General traten noch hinzu, die Verwirrung seines Innern zu vermehren.

Es bedurfte des Zuredens der kalten, klardenkenden Hassenfeld, daß er sich aufraffte, um in ihrem Sinne zu handeln. —

Während dem Rittmeister diese erschütternden Eröffnungen zu Theil wurden, hatte Leonie eine Unterredung über ihre Angelegenheit mit dem Grafen Thieboldsegg, den sie deshalb zu sich gebeten. Der Graf, welcher eigentlich das so wenig zusammenstimmende Ehepaar schon längst im Stillen bedauert hatte, entfernte sich hierauf wieder, nachdem er vergebliche und im Grunde nicht recht ernst gemeinte Vermittelungs-Anträge zur Beilegung der Sache gemacht hatte, denn als skeptischer Weltmann hielt er es gar nicht für unmöglich, daß Leonie einen Brief vom Rittmeister erhalten haben könne. Dennoch hätte er, vielleicht seiner eigenen Jugendstreiche lebhaft eingedenk, ihren Teufelsadvocaten gemacht.

Eben hatte er seine Zimmerthüre geöffnet, als der Rittmeister eilig den Corridor heraufkam. Er gab ihm einen Wink, einzutreten.

„Sie haben schöne Dinge angestellt," sagte der Graf lachend, als Beide im Zimmer waren.

„Ich, Excellenz?“ sagte der Rittmeister unsicher, ein wenig stotternd, er sah überhaupt seltsam aufgeregt aus.

„Ich sehe es schon Ihrer bleichen Armensündermiene an!“ rief der Graf lustig. „Sie brauchen nichts zu gestehen! Unser alter General ist ganz grimmig! Sagen Sie mir nur, was Sie Leonie zu schreiben haben, da Sie sie doch täglich ungenirt sehen und sprechen?“

„Excellenz,“ erwiderte der Rittmeister mit vollster Sicherheit, „ich habe nie im Leben an die Frau Baronin von Greifenstein ein Wort geschrieben. Ich will entehrt sein, wenn ich die Unwahrheit rede!“

„Ist denn der General toll?“ rief der Graf, der, als er die feierliche Betonung vernommen, Arthur Haldenried's Worte nicht mehr bezweifelte. „Wie kommt ein aufgefangener Brief mit Ihrem Namen in Verbindung?“

„Aber, Excellenz,“ sagte der Rittmeister, einen, wie von einem unerwarteten Einfalle Ueberraschten spielend, „sollte da nicht ein Irrthum, eine Verwechselung vorliegen? Ja, ich glaube fest, daß nur das anzunehmen ist! Ich vermisse nämlich seit gestern einen Brief, ein mir sehr werthes Andenken, welches ich schon länger als ein Jahr in meiner Brieftasche bei mir trage. Er ist von meinem Bruder, auf dessen unglückliches Schicksal wir gestern so unerwartet zu sprechen kamen.“

„Von Ihrem Bruder?“ rief der Graf sehr erstaunt.

„Ich muß das Papier,“ sagte der Rittmeister, „gestern auf unserem Rundgange durch das Schloß, oder Abends im Salon beim Oeffnen meines Portefeuilles fallen gelassen haben.“

„Wie kann ein Brief von so altem Datum solches Unheil anrichten?“ bemerkte der Graf. „Ist es etwa ein Liebesbrief Ihres Bruders, der Anspielungen auf Verhältnisse enthält, wie wir sie hier haben?“

„Es giebt zwar einige ähnliche Beziehungen darin,“ erwiderte der Rittmeister, „dennoch muß das Auge von Eifersucht verblendet sein, um sie hieher zu deuten. Der Brief ist eigentlich an zwei Damen gerichtet, auf deren Schloß sich mein Bruder in Ungarn längere Zeit aufgehalten.“

„Das ist lustig!“ rief der Graf lachend, während seine fromme Schwester eben eintrat. Sie hielt ein großes, mit einem goldenen Kreuze geziertes Gebetbuch in der Hand und war aus der Messe zurückgekommen.

„Du weißt doch,“ redete sie der Graf gleich an, „von dem Eheduell zwischen dem General und seiner Frau?“

„Den Lärm habe ich gehört,“ gab Comtesse Sophie mit sanfter, scheinheiliger Miene zur Antwort, „die Veranlassung kenne ich nicht.“

„Es ist schon ein öffentliches Geheimniß!“ rief der Graf. „Das wäre das erste Mal, daß Dir so etwas entgangen wäre,“ fügte er lachend hinzu.

„Du bist sehr unartig,“ versetzte die Schwester in einem halb pikirten, halb gekränkten Tone erlittenen Unrechts.

„Das Gesicht des Generals will ich sehen,“ rief der Graf zum Rittmeister gewendet, „wenn er hört, daß der Brief, der ihn in eine solche afrikanische Wuth versetzt hat, von Ihrem verstorbenen Bruder an ein paar Damen geschrieben ist, welche ihn vielleicht schon lange vergessen haben!“

Er brach in ein boshaftes Lachen aus, der Rittmeister lächelte ebenfalls, nur die Comtesse schnitt ein grimmiges Gesicht, das als eine wilde Mißbilligung solcher Schadenfreude gedeutet werden konnte, da sie unmittelbar darauf sagte:

„Man sollte die Lage des Mannes eher bedauern, selbst wenn es wahrscheinlich wäre, wie Du zu meinen scheinst, daß ihm ein. bloßes Hirngespinnst den Glauben an die Treue seiner Frau erschüttern könne! In diesem Falle müssen Erfahrungen vorangegangen sein, welche das Vertrauen nicht gestärkt haben.“

Mit einem wenig freundlichen Knix, der dem Rittmeister galt, drehte sie sich um und war verschwunden.

Während die Beiden noch lange über die Einzelheiten der Tagesgeschichte hin und her sprachen und die Rückkunft des Generals sehnlichst erwarteten, ging im Gemach der Comtesse Thieboldsegg Folgendes vor:

Sie war kaum auf ihr Zimmer gekommen, als sie Herrn von Rack auf das Dringendste zu sich rufen ließ. Dieser

Herr erfreute sich ihres größten Vertrauens, welches nicht allein durch seinen unleugbaren weltgeschulten Verstand gerechtfertigt war, sondern sich auch auf die reichen Gaben seines Gemüthes und auf die Uebereinstimmung Beider in religiösen Ueberzeugungen begründet hatte.

Herr von Rack ließ nicht lange auf sich warten.

„Lieber, guter Freund," sagte die Comtesse, als er eingetreten, ihm entgegengehend, „ich brauche dringend Ihren Rath. Setzen Sie sich und hören Sie zu!" Als sich Herr von Rack gesetzt hatte, fuhr sie fort:

„Wir saßen gestern bis gegen elf Uhr im Salon. Kurz vor dem Aufbruche bemerkte ich, daß ein zusammengelegtes, briefähnliches Papier zwischen Leonie und Cornelia, die neben einander saßen, auf dem Boden liege. Ich ließ es natürlich nicht mehr aus den Augen, denn ich mußte annehmen, daß es der Rittmeister, dessen anstößiges Benehmen schon so oft Ihnen wie mir Aergerniß gegeben, hingeworfen habe. Ich wartete erst lange, ob es Leonie aufheben werde, dann aber hob ich es selber auf. Hier hab' ich dieses unsaubere Document!" Sie zog den Brief aus der Tasche hervor. „Als ich mich von seinem durch und durch sträflichen Inhalte überzeugt hatte, schwankte ich lange, was damit zu beginnen sei. Ich sage nicht zu viel, wenn ich gestehe, daß mich meine Selbstberathungen eine schlaflose Nacht gekostet haben. Gegen Morgen war mein Entschluß gefaßt, welchen Sie billigen werden und in meiner Lage gewiß nachgeahmt hätten. Zur Verhütung ferneren Unheils, das aus solchen Sünden hervorgeht, hab' ich heute Morgen dem General Alles entdeckt. Die Wirkung war furchtbar, über alle Erwartung! Da ich aber, wie sich denken läßt, keinen boshaften oder schadenfrohen Beweggrund hatte, sondern nur eine Verirrte auf den rechten Weg zu bringen beabsichtigte, nahm ich dem General das Ehrenwort ab, nicht anzugeben, wem er die Enthüllung zu verdanken habe. Ebenso wenig lieferte ich ihm, wie er es verlangte, den Brief aus, denn meine Absicht war erreicht und dieses Schriftstück sollte mir in allen Fällen den Rücken decken. Was geschieht aber —"

„Ei, ei, ei!" unterbrach sie Herr von Rack mit nicht länger

zu bezwingender Verwunderung. „Diese wunderschöne Frau hat eine Liaison mit dem Rittmeister! Das ist empörend! O, diese Soldaten!“

Comtesse Sophie ließ ihn aber in ihrem Eifer nicht vollenden.

„Hören Sie mich zu Ende,“ sagte sie. „Soeben war ich bei meinem Bruder, bei dem ich den Rittmeister traf. Ich war wie vom Donner gerührt, dort zu hören, daß der fragliche Brief von dem verstorbenen Bruder des Rittmeisters herrühren solle, und daß er ihn an zwei ungarische Damen, auf deren Schlosse er sich aufgehalten, vor langer Zeit geschrieben.“

„O, gewiß eine Finte, eine Finte!“ rief von Rack.

„Als ich hierauf den Brief nochmals überflog,“ fuhr das fromme Fräulein ein wenig kleinlaut fort, „fand ich, was mir bei der wie absichtlich räthselhaften Stylisirung bis dahin entgangen war, daß es sich darin in der That noch um eine zweite Dame handle. Kurz, ich wäre furchtbar blamirt, wenn sich die Sache so verhielte, wie der Rittmeister behauptet. Diese Sorge hat mich angetrieben, Sie rufen zu lassen, damit Sie mir mit Ihrem reifen Urtheile beistehen. Sollte es sich aber herausstellen, daß ich Recht habe, dann will ich die Schuldigen sammt den Intriguanten, zu welchen mein Bruder gehört, mit offenem Visir angreifen! Da lesen Sie, mein lieber Rack, und prüfen Sie!“

Sie übergab ihm den Brief nicht ohne große Unruhe.

Herr von Rack, der gierig darnach gegriffen hatte, las, von den Blicken der Comtesse gefolgt, mit sichtlich immer höher steigender Spannung. Bei der Unterschrift angelangt, zuckte Alles in ihm zusammen, während sich ein ganzes Gewölke schwarzer Gedanken um seine Augen und auf seiner Stirne zusammenballte. Ohne eine der zahllos hervorstürmenden Fragen seiner Nachbarin zu beachten, trat er rasch an das Fenster, um die Natur und die Wasserzeichen des Papiers im hellen Sonnenlichte zu studiren.

Diese Alles bedenkende Umsicht imponirte der Comtesse so sehr, daß sie sogleich verstummte und, eines unumstößlichen

Befundes gewärtig, dem Ausspruche des großen Experten fast athemlos entgegenlauschte.

Nachdem von Rack den Brief noch eine gute Weile betrachtet und nach allen Seiten gewendet hatte, sagte er leicht, aber bestimmt:

„Der Brief ist erst vor einigen Tagen geschrieben worden.“

„Wirklich!“ rief die Comtesse, ihm beinahe um den Hals fallend, aus.

„Die Tinte ist frisch,“ erläuterte der Fachmann. „Dieses Papier hält sich kaum drei Monate so weiß, geschweige ein Jahr! Auch finden sich da — wenn Sie gefälligst hinsehen wollen — stellenweise Streusandspuren —“

„Ja, ich sehe!“ rief die Comtesse, „ganz richtig! Der Sand müßte längst abgestreift worden sein! Wir haben die Intriguanten, die mich als Verleumderin hinstellen wollen, im Netze!“

„Doch gemach, meine gnädige Comtesse,“ erwiderte von Rack, aus dessen Mienen plötzlich ein gewisses beängstigendes Etwas hervorbrechen wollte. „Dieser Brief ist nicht vom Rittmeister, gewiß nicht!“

„Von wem soll er denn sein?“ rief die Comtesse, weit zurückfahrend, doch mit dem zähesten Glauben, welcher sie vielleicht vor einem Krampfsanfall schützte. „Von wem soll er denn sein, wenn er erst vor Kurzem geschrieben ist, wie Sie sagen? Man wird doch nicht einen schlechten Witz gemacht haben! —“

„O nein!“ rief von Rack mit gehobener Stimme. „Die Sache hat ihren Ernst, ihren großen Ernst!“ Er hatte es wie Einer gesagt, der mit dem letzten Gedanken noch lange nicht hervorgekommen war. „Der Rittmeister,“ fuhr er fort, „ist nicht der Verfasser, sondern wirklich sein Bruder, wie schon der Anfangsbuchstabe des unterzeichneten Taufnamens andeutet.“

„Was wissen Sie von dem?“ rief die Comtesse verzweiflungsvoll aus.

„Zufälligerweise,“ sprach von Rack, „hat der Rittmeister erst gestern in meinem Beisein von seinem Bruder gesprochen. Es ging soviel daraus hervor, daß der Letztere ein mauvais

sujet ist, welches sich überall herumgetummelt, wo es einen Krawall oder einen Aufstand gegeben. Als ich hierauf nach Hause gekommen war, ließ ich mir sogleich unser schwarzes Buch, den Polizei-Index bringen, in welchem ich den Monsieur unter den steckbrieflich Verfolgten auch wirklich gefunden. Sein Vorname ist Bruno, was mit dieser Unterschrift stimmt, während der Rittmeister Arthur heißt."

„Das ist fatal!" rief die Comtesse, die Stirn mit beiden Händen fassend, ganz außer sich. Sie warf sich auf das Kanapee und stierte sprachlos in den Boden, während auch Herr von Rack verstummt war und den Reichthum der empfangenen Eindrücke nachdenkend zu ordnen suchte. Ihm war es klar, daß sich der Flüchtling in nächster Nähe, wahrscheinlich im alten Schlosse unter fremdem Schutze aufhalten müsse, und der darauf hinzielende Inhalt des Briefes bekam noch durch die Erinnerung an die merkwürdigen Staubspuren hinter dem Kaiserbilde, die ihn so ahnungsschwer gemacht hatten, eine schwerwiegende Bestärkung. Alle seine Gedanken waren auf baldigste Einbringung des Verfolgten gerichtet und er hütete sich, um nicht den Erfolg zu gefährden, ein näheres Wort darüber fallen zu lassen. Er sagte deshalb nur:

„Liebe Gräfin, das Gericht und die gute Sache haben es Ihnen zu danken, daß wir in Bezug auf einen Hochverräther, der sich so lange straflos umhertreibt, einen neuen Fingerzeig gewonnen haben. Sie werden mir gefälligst erlauben, den Brief, welcher leider Ihren Erwartungen nicht mehr entsprechen kann, gerichtlich zu deponiren —"

„Seltsame Handlungsweise!" rief die Comtesse ungeduldig und eigentlich unfreundlich. „Was kann mir die Einfangung dieses Menschen in meiner Verlegenheit helfen? Ich habe Sie als meinen Freund herbeschieden, Sie aber verwandeln mein Anliegen zu meinem großen Befremden in eine reine Polizeifrage!"

„Wie können Sie das glauben!" rief von Rack, von der Richtigkeit der Beschuldigung betroffen, mit großem Aufwand von Hingebung. „Das ist reine Nebensache, die aber auch zur Sprache kommen muß! Obenan steht mir natürlich die

Sorge, wie wir uns aus der Fatalität, die ja durch meinen Antheil gleichsam die meinige ist, hinauswinden. Die Schwierigkeit ist unverkennbar groß, aber ich lasse den Kopf nicht hängen!" Er blieb in Nachdenken versenkt eine Weile stehen. „Ich habe etwas!" sagte er dann. „Das Mittel mag nicht von jener Geradheit sein, welcher unsere Grundsätze nachstreben, aber gleichviel — es ist das beste, so lange kein besseres vorgeschlagen wird —"

„Lassen Sie hören!" rief die Comtesse mit größter Spannung.

„Der fatale Brief wird aus dem plausiblen Grunde angeblich verbrannt," begann von Rack, „damit er kein weiteres Unheil stifte. Ist das corpus delicti entfernt, kann kein Mensch mehr beweisen, ob Peter oder Paul der Briefschreiber war. Dann steht nur die nackte Behauptung des Rittmeisters, also die werthlose Aussage des Angeklagten, da. Dagegen bleibt uns das Zeugniß des Generals in voller Kraft, der den Brief mit eigenen Augen gesehen —"

„Und gelesen," berichtigte die Comtesse.

„Und gelesen," fuhr von Rack fort. „Dieser glaubt an den Brief und es ist undenkbar, daß er einen Widerruf machen könnte. Gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Er hat viel für sich," gab die Comtesse zur Antwort, „aber man wird mit Recht fragen, warum ich den Brief mit solcher Eile verbrannt habe, warum ich ihn nicht wenigstens eine Zeitlang aufgehoben?"

„Warum Sie ihn nicht aufgehoben!" rief von Rack mit einem seltsamen Hohngelächter. „Weil er weder Leonie, noch den Rittmeister gravirt, sondern vielmehr geeignet ist, Ihnen eine böse Stunde zu machen, liebe Gräfin!"

„Das klingt sehr bösartig!" rief die Comtesse. „Doch klingt es nur so! Ihr Vorschlag ist gut. Und was geschieht wirklich mit dem Brief?"

„Der wird —" sagte von Rack verlegen zögernd, „wie ich schon erwähnt, mit einem Schlage zwei Fliegen treffen. Nach einer Seite thut er Ihnen durch seine Verbrennung einen Dienst, nach der andern wird er zur Entdeckung eines dem

Gesetze Verfallenen beitragen, indem ich ihn in's Deposit mitnehme. Ich hoffe —"

„Ich hätte nichts dagegen," versetzte die Comtesse. „Ist aber keine Gefahr, daß er irgendwie zum Vorschein kommt?"

„Keine," sagte von Rack ganz fest. „Keine! Was einmal in unserer Hand ist, bleibt für ewig begraben!"

„Es sei," sagte die Comtesse. „Meinen innigen Dank!"

Die Beute in der Brusttasche sorgfältig verwahrend, empfahl sich der Freund in der Noth unter allerunterthänigsten Bücklingen aus dem Gemache.

Eine gute Weile zuvor war der General von seinem Morgenritte endlich zurückgekommen. Der Affect, in welchen er gerathen, hatte ihm den excentrischen Einfall gegeben, außer Dienst das Roß zu besteigen. Man hatte erwartet, daß er wie ein Tiger zurückkehren werde, und war sehr erstaunt, ihn ganz zahm, ja niedergeschlagen zu finden. Das war bei ihm sehr natürlich. Der hitzige Anfall hatte sich auf dem langen Ritte abgekühlt und der General war plötzlich wieder auf das Niveau seines gewöhnlichen Phlegmas herabgesunken. Nun weiß man, wie anders man eine und dieselbe Sache im aufgeregten und im ruhigen Zustande betrachtet. Der General war plötzlich selbst erstaunt, wie er so excentrisch hatte werden können, und bei dem Gedanken war eine gewisse Reue unausbleiblich. Auch konnte die Erinnerung an den Skandal, der das ganze Haus erfüllt hatte, in ihm nicht ohne ein Reuegefühl emporsteigen, zumal es ein Vorfall war, der jeden Mann, dem er begegnet, unter allen Umständen mehr oder minder lächerlich macht. Bei ruhigem Nachdenken war auch noch ein Zweifel an den Absichten der alten Comtesse hinzugetreten, mit welchem sich die Strafbarkeit seiner Frau gleichmäßig verringerte. Nachträglich fragte er sich nämlich mit Recht, ob das fromme Fräulein, das ihn schon mehrmals zur Eifersucht zu hetzen versucht, beim Vorlesen des Briefes nicht einige der ärgsten Stellen hineindictirt habe, da er den Inhalt aus Mangel einer Brille nur unvollkommen nachgelesen hatte.

Gleich beim Absteigen vom Pferde wurde er vom Grafen von Thieboldsegg, der die Lösung des Mißverständnisses über-

nommen, zu einer Unterredung unter vier Augen eingeladen. Als ihm der neue, ganz veränderte, seiner Frau günstige Sachverhalt in allen Details auseinandergesetzt war, gab er eine naiv laute Freude darüber kund. Der Zorn über die böswillige Angeberin, deren Name noch immer Allen unbekannt war, machte sich erst in zweiter Linie Luft. Den Grafen plötzlich stehen lassend, stürzte er zu ihr auf's Zimmer.

Das fromme Fräulein, auf Alles gefaßt, hatte den Muth ihrer desparaten Lage. Ohne sich auf eine Debatte ohne weitere Zeugen einzulassen, eilte sie, von dem General natürlich gefolgt, auf das Zimmer ihres Bruders, wo sich inzwischen Leonie und der Rittmeister eingefunden hatten.

Wie eine wilde Katze trat sie ein, und ihr bloßes Erscheinen in diesem Augenblicke und in Gesellschaft des Generals bezeichnete sie den überrascht Dastehenden deutlich und klar als die Anstifterin der heutigen Ereignisse.

„Was?" rief sie, nachdem einer ihrer bösesten Blicke über die Gesellschaft hingestrichen, zum General gewendet. „Sie sind ein Soldat und halten so Ihr Ehrenwort? Ich habe mir Ihr Schweigen ausbedungen, denn ich wollte warnen, Andere vom Abwege abbringen, ohne den Schein der Angeberin als Dank zu ernten! Nun, da Sie ein so schwacher Mann sind, trete ich offen vor und erkläre, daß ich den Brief zu Leonie's Füßen gefunden und Ihnen mitgetheilt habe!"

Laute Einwendungen, Ausrufe, Proteste ertönten gleichzeitig von allen Seiten. Nicht ohne Mühe stellte der Graf die Ruhe wieder her, ohne welche nicht zum Ziele zu kommen war.

„Die Sache ist jetzt ganz einfach," sagte er. „Ich ersuche meine Schwester, den Brief auf den Tisch zu legen!"

„Das kann mir mein eigener Bruder zumuthen?" rief die Comtesse mit einer Art von Entrüstung aus. „Sollte ich eine Anklägerin spielen und die Schande anderer Leute unter Glas und Rahmen bringen? Ich wollte warnen, nicht zerstören; Unheil verhüten, nicht herbeiführen. Ist es mir nicht gelungen, so ist mein Gewissen rein. Der General hat den Brief in Händen gehabt, für wen sollte ich ihn noch aufheben? Ich habe ihn verbrannt!"

„Das ist das Verkehrteste, was Du thun konntest," rief der Graf, nachdem er die allgemeine Bewegung, welche entstanden war, beschwichtigt hatte. „Das kostet Dich den Proceß! Du warst getäuscht und hast getäuscht —"

„Und mir haben Sie mein werthestes Andenken an meinen Bruder zerstört," fiel der Rittmeister in's Wort.

„Mich haben's," ließ sich der General vernehmen, „schon oft gegen meine Frau gehetzt! Einmal ist es Ihnen g'lungen! Jetzt können's sagen, was Sie wollen. Aber mögen's jetzt mit Ihren Knieen die Steine in der Kirche auswetzen und mit allen zwölf Aposteln täglich beisammen sein, so weiß ich, was an Ihrer Frömmigkeit ist!"

„Ich verzeihe Ihnen!" warf Leonie mit verächtlichem Stolze hin. Zu Cornelia gewendet, sagte sie leise: „Ich reise heute Abend. Ich habe meiner Tante, Vicomtesse Vergnier in Paris, soeben geschrieben und ihr meine Ankunft angezeigt."

„Alles fällt über mich her!" rief Comtesse Sophie in klagendem Tone, mit zum Himmel erhobenen Händen, einer Märtyrerin nicht unähnlich, welche gesteinigt wird. „Das hätte ich wissen sollen! Und doch habe ich es gewußt, daß gute Werke auf Erden Verfolgungen nach sich ziehen. Die Bibel, die Legende ist von solchen Beispielen voll! Es heißt aber auch im Buche Sirach, daß man die Kohlen der Sünder nicht in Brand bringen soll! Das ist der Lohn dafür, daß mich die Flammen nun ergreifen! Mag es Euch der Himmel nicht vergelten!"

Sie stürzte hinaus.

„Der schwere Fehler meiner Schwester," ergriff der Graf unmittelbar darauf das Wort, „hat alle nachfolgenden erzeugt. Ich nehme sie nicht in Schutz, aber ich mache doch ihre exaltirte Religiosität als mildernden Umstand geltend. Wollen wir sie aus der Amnestie nicht ausschließen, da wir ein allgemeines Versöhnungsfest feiern!"

„Wie hat sich mein klarer Kopf," rief der General, mit sich ganz zerfallen, „von Weiberg'schwätz so überrumpeln lassen! Künftighin sollen aber die Leute über mich und meine Frau sagen, was sie wollen, ich will darauf nicht Acht haben!"

Sein Blick, der auf Leonie gefallen war, sank beschämt zu

Boden. Seine Biederherzigkeit und angeborene Scheu, Unrecht zu thun, waren stärker als das Sträuben seiner ehemännischen Würde. Er näherte sich seiner Frau und sagte in dem gutmüthigsten, so recht vom Herzen abbittenden Tone: „Verzeih mir, Leonie! Vergiß Alles, denn, das weiß der Himmel, wenn Du mich nach zehn Jahren an den heutigen Tag erinnerst, werd' ich noch über und über schamroth werden!"

„Wer seine Frau behandelt hat, wie Du," erwiderte Leonie eiskalt und unbewegt, „der sollte nicht daran denken, zu ihr zurückzukehren! Mein Bündel ist geschnürt und ich werde gehen!"

„Herrgott!" rief der General ganz verzweiflungsvoll, „Du siehst, daß ich selbst auf's Jämmerlichste belogen war! Was kann ich mehr thun, als Dir Abbitte leisten? Was g'schehen ist, ist g'schehen, und wenn ich mir den Kopf herunterreiß'!"

„Ich gehe," wiederholte Leonie ruhig, aber entschieden, „Du kannst mich nicht mehr halten, außer wenn Du das Recht, das Dir das Gesetz über mich giebt, in Anwendung bringen willst!" Sie wollte zur Thüre hinausgehen, aber der Graf hielt sie an der Hand zurück und sagte:

„Sie sind zu hart, Leonie! Obwohl ich selber Zeuge Ihrer tiefen Kränkung war, muß ich Ihnen diesen Vorwurf machen! Ich weiß freilich auch, daß weder der Wille, noch die Reue hinreicht, einen Stachel aus dem Herzen mit einem Zuge hervorzuziehen. Die heilsame Zeit ist da der einzige Seelenarzt. Ich werde daher einen Vermittelungs-Antrag machen und hoffe sowohl auf das Entgegenkommen meines würdigen Freundes Greifenstein, als auf Ihre Zustimmung, Leonie! Trennt Euch Beide auf kurze Zeit! Reisen Sie, Leonie, nach Wien, oder besuchen Sie Ihre Verwandten und Bekannten in Paris, einer Stadt, deren gewaltige Eindrücke die kleinlichen Spuren einer häuslichen Scene rasch verwischen werden. Was meint Ihr Beide?"

Das Ehepaar zögerte mit der Antwort. Eine erwartungsvolle Pause war entstanden, ehe Greifenstein sagte:

„Sie sagt nichts! Ich kann der Erste nicht zustimmen, denn



ich wollt' Leonie lieber in meiner Nähe haben. Was sie will, ist mir recht. Will sie eine Reise machen, ich will ihr nicht im Wege stehen."

„Leonie," wandte sich der Graf an die noch immer unbewegt Dastehende, „treiben Sie es nicht zu weit!"

„Wohlan!" sagte Leonie nach längerem Kampfe, „ich nehme es an! Trennung auf einige Zeit, bis diese Eindrücke sich verwischt haben."

„Gottlob, wenn's nicht auf immer sein soll!" rief der General erfreut, indem er an seine Frau trat und ihr die Hand zur Versöhnung reichte. Leonie gab sie ihm langsam und halb abgewandt. Es war eine kalte, eine leblose Hand.

Alle zerstreuten sich und suchten Ruhe nach den bewegten Stunden auf dem einsamen Zimmer.

Erst am Abend umstanden sie den Reisewagen der Frau von Greifenstein vollzählig wieder und nahmen den letzten Abschied. Auch Herr von Rack war unter denen, welche gekommen waren, der Scheidenden glückliche Reise und Amusement in der französischen Hauptstadt zu wünschen. Als der Wagen aus dem Gesichtskreise verschwunden war, sagte von Rack abseits zum Grafen von Thieboldsegg:

„Excellenz, ich habe eine Bitte! Ich bin von den Antiquitäten, die ich in dem alten Schlosse gesehen, so entzückt, daß ich um die Erlaubniß nachsuche, morgen ein paar gute Freunde hinaufführen zu dürfen!"

„Vom Herzen gern!" erwiderte der Graf.

Spornstreichs eilte von Rack auf die Gensdarmerie-Wachtstube, um zwei bis drei Mann auszuwählen, welche ihn am nächsten Morgen in anständiger Civilkleidung auf seinem Rundgange durch das alte Schloß begleiten sollten.

Sechzehntes Kapitel.

Spielt im blauen Karpfen in Kraßnitz.

Die Logik der Ereignisse ist eine anerkannte Sache, seitdem der menschliche Geist den Hochmuth seiner Subjectivität verloren und es aufgegeben hat, alle Wirkungen, welche den Stempel seiner Urheberschaft nicht haben oder über die ursprünglichen Absichten weit hinausgehende Folgen in sich tragen, als rohe Thatsächlichkeiten anzusehen.

Nun giebt es aber noch eine kleinliche, koboldartige Macht, den Zufall, welcher so keck ist, die Handlungen der Menschen zu verwirren oder ganz zu vereiteln, indem er in den hermetisch geschlossenen Kreis sorgfältigster Berechnungen lachend hineinspringt, ohne sich von dem mit Recht erzürnten Werkmeister wieder verscheuchen zu lassen. Dieser Kobold kommt nicht immer allein; ihm folgen oft noch mehrere Kameraden, um einen noch ärgeren Unsinn zu treiben, und es dauert nicht lange, so sieht man sie alle in einem hämischen Einverständnisse zusammenwirken. Diese unheimliche Bande ruinirt oft Alles, was sich der klarste und einsichtsvollste Verstand erdacht, und stellt das Oberste zu unterst. Es giebt aber auch Fälle, in welchen sie so sonderbare Dinge zu Tage fördert, ehe sie sich aus dem Staube macht, daß der Verstand, der dem absurden Eingreifen grimmig zugesehen, in die höchste Verwunderung fällt und es nicht unter seiner Würde findet, das tolle Bubenspiel selbst aufzunehmen und mit dem ihm eigenen Ernste zu Ende zu führen.

Zu solchen und ähnlichen Reflexionen fand sich der Rittmeister Haldenried veranlaßt, als er nach Leonie's Abfahrt nach Hause gekommen war und an das Quiproquo des Briefes zurückdachte, dessen Widersinn so ernste Resultate hinterlassen hatte. Ein unermeßliches Staunen über das Spiel der Zufälligkeiten, das in Zwischenpausen immer wieder ausbrach, war von dem Sturme, der in seiner Brust fortwüthete, nicht zu übertäuben. Er hatte den Bruder gefunden und Leonie,

das Ideal seines Herzens, verloren. War seine Liebe auch nur Traum geblieben, man weiß, daß auch Illusionen mit der Schwere von Bleigewichten auf das Haupt Desjenigen herabfallen, dem sie geplatzt sind, und was seinen Bruder betraf, so war die Freude, daß er noch am Leben sei, mit einem nicht zu beschwichtigenden Schrecken unlösbar verflochten, weil er unter so gefährlichen Umständen am Leben war, daß er morgen schon als todt betrachtet werden konnte. Was ihn unter anderen Verhältnissen mit Jubel erfüllt hätte, wirkte auf das Bruderherz jetzt wie eine Pein. Und da bebte er nur vor unbestimmten Eventualitäten zurück und wußte nicht, daß Rack bereits alle Schlingen gelegt habe, um sich des Opfers zu bemächtigen. Wenn ihm die Gefahr, die im Verzuge lag, bekannt gewesen wäre, er würde gewiß sogleich mit verzweiflungsvoller Eile alles Dasjenige zur Rettung des Bruders versucht haben, was er aus Furcht vor Ueberstürzung erst am folgenden Tage zu thun beabsichtigte. Die Erinnerung an dieselbe Wiege und die gemeinsame Mutter, die über ein gefühlvolles Herz eine unvergängliche Macht hat, ließ die mattherzigen Bedenken der Gefahren, deren er sich als Officier aussetze, oder vollends gar die Bedenken der entgegengesetzten Parteifarbe nicht in ihm aufkommen, ja er ging der Collision, welcher ihn zwei sich widersprechende unvereinbare Pflichten aussetzen konnten, mit vollem Bewußtsein muthig entgegen.

Vor dem Ernst dieser Angelegenheit wich momentan alles Andere zurück, und wollte ihm neben diesen großen Fragen sein Liebeskummer nur wie ein mißlungener Scherz scheinen, so konnte er doch tief innen die Klagestimme seines verwundeten Herzens nicht zum Schweigen bringen. Mit immer neuen Anläufen kam sein Wehe hervor und mußte mit irgend einem Vernunftgrunde zurückgedrängt werden. Es war umsonst. Er hatte eine zu tiefe Leidenschaft für die schöne, geistvolle und in ihrer Veränderlichkeit immer anders, aber gleich mächtig anziehende Frau gefaßt. Wenn ihr Bild mitten unter die Gedanken an seinen Bruder plötzlich unverhofft trat, so glaubte er, indem er es fortscheuchte, daß diese liebliche Tändelei seine Stimmung beeinträchtige, während er es unbewußt doch nur aus der Angst that, daß dieser Schmerz nicht, einmal angehört,

Alles übertöne. Diese Geringschätzung seiner eigenen Liebe, welche ihm noch kurz zuvor hoch und heilig gewesen, war nur ein sophistischer Kniff, den sein Verstand gegen das Herz anzuwenden versuchte, damit er den Verlust des Gegenstandes durch künstliche Herabdrückung seines Werthes minder fühle. Er betrachtete ja Leonie als für ihn verloren! Der Trost, sie wiederzusehen, war so hohl und nichtig, da er ihr nicht gleich nachzueilen vermochte, und in der dazwischen liegenden Zeit lag eine Welt von Möglichkeiten, hinter welchen seine nachhinkenden Erwartungen weit zurückbleiben mußten.

Dunkel und unklar wirbelte ihm dies Alles durch den Kopf. Mehrmals war er aufgesprungen, um dem Zustande gleichsam zu entfliehen, setzte sich aber, wie betäubt, gleich wieder nieder. Sein einsames Grübeln schien ihm nur die Verwirrung seines Geistes zu steigern, und er faßte endlich den Entschluß, sich aus dem wilden Schwarme seiner Gedanken, wie ein Soldat, hinauszuhauen.

Er sah auf die Uhr. Es war Acht. Die Stunde war da, um welche er, wenn er nicht im Schlosse geladen war, sich in das sogenannte Officierscasino im blauen Karpfen zu begeben pflegte, um dort den Abend mit seinen Kameraden zu verbringen. Mit Recht versprach er sich unter dem lebenslustigen, dem Augenblicke lebenden Kriegsvolke einige Zerstreuung, aber vornehmlich zog ihn die Anwesenheit seines Freundes Julius Werner dahin. Mit diesem wollte er sich unterhalten und je nach den Umständen ihm das Herz öffnen. Werner hatte ihm ja ein Pfand des Vertrauens gegeben, indem er ihm seine Schicksale in der Bergmühle ausführlich erzählt und ihn über den Stand der Dinge täglich unterrichtet hatte.

„Der glückliche Werner!“ sagte er zu sich, als er die Landstraße von seiner Wohnung zum Wirthshause hinabging. „Sein ganzes Unglück besteht nur darin, daß er nicht weiß, wie glücklich er ist! Hedwig liebt ihn — welche Bedeutung können einige Polterworte des Vaters, in der Aufregung einer politischen Debatte gesprochen, haben? Aller Widerstand, den er findet, treibt ihm die Geliebte noch sicherer entgegen.

Ungeduldig ist er und nur insofern unglücklich. Ach, wenn mich Leonie liebte — —"

Er trat in's Wirthshaus. Im ersten Stockwerke, wo die Versammlung der Officiere allabendlich stattfand, ging es schon recht munter her, wie das durch die offenen Fenster herabdringende Stimmengeschwirre verkündigte. Mit dem lärmenden Jubel der verhältnißmäßig kleinen Anzahl stand die Stille in den unteren Stuben, wo die gesammte Kraßnitzer Bewohnerschaft kneipte, in einem grellen Contraste. Dort herrschte eine den Zeiten angemessene Mäßigung der Rede und eine bis an Gedrücktheit streifende Ruhe, welche im ganzen Laufe des Abends Niemandem abhanden kam. Aus dieser Ruhe, dieser Apathie, diesem Todesschlaf der Lebensgeister erwachte Keiner, wie auch das oben tafelnde Militair über den Köpfen herumstampfte. Auch das Beamtenthum hatte sich seit Kurzem in die Nähe der Officiere hinaufgezogen, aus Furcht, im Umgange mit den Beherrschten allzu populär zu werden und an Autorität einzubüßen. Die Officiere hatten die Annäherung freundlich aufgenommen, obgleich sie sonst im Allgemeinen den Herren von der Feder höchst ungewogen waren. Durch die Besuche, die herüber und hinüber gemacht wurden, war das Extrazimmer der Beamten schon längst ein Anhängsel des militairischen Casinos geworden.

Hier aber ging es oft nicht allein tumultuarisch-lustig, sondern auch politisch-bewegt her. Die Gesellschaft machte von der Redefreiheit, die im ganzen Lande verpönt war, den unbeschränktesten Gebrauch und bildete einen wahrhaft revolutionären Verein, welcher aber keine Schließung zu fürchten hatte, weil er seinen destructiven Eifer nicht nach Oben, sondern nach Unten richtete. Da war besonders der alte Auditor Sedlik, ein Czeche von Geburt, bemerkbar, welcher bei jeder Gelegenheit bemüht war, die Gemüther gegen die Zeittendenzen zu erhitzen. Dieser eifrige Mann hatte noch öfter die Gewohnheit, den Officieren, die meist junge Leute waren, direct und indirect in's Gewissen zu reden, weshalb er auch der politische Feldpater getauft worden war. Obwohl keine eigentliche Veranlassung vorlag, schien der vorsorgende Auditor doch eine geheime Angst zu haben, daß sie sich eines Tages

ihrer Abstammung erinnern könnten, da der Eine ein Deutscher, der Andere ein Pole, der Dritte ein Serbe u. s. f. war und doch Alle Oesterreicher sein und bleiben sollten. Wenn man Sedlik's Vorträge über Disciplin und den Geist der Armee anhörte, so konnte man ihn dreist für einen Veteranen aus dem dreißigjährigen Kriege halten. Den jungen Leuten, welche leichte Unterhaltung suchten, waren diese Ergüsse oft ungelegen, aber Sedlik's zudringlicher Patriotismus war nicht leicht abzuweisen. Der Umstand, daß man in letzter Zeit in Folge gewisser Vorfälle munkelte, der Feldpater denuncire auch fleißig, that der Autorität des Redners keinen Eintrag. Im Gegentheil! Seine Reden wurden noch aufmerksamer angehört und die Opposition, welche sie früher oft fanden, verminderte sich und wurde weit geschmeidiger. Jedermann fühlte den Einfluß eines Alles überwachenden Geistes, — nach dem Princip einer neuersonnenen Gleichberechtigung wurde den sogenannten Unterdrückern wie den Unterdrückten mit demselben Maße gemessen.

Haldenried hatte an diesen Reden oft Anstoß genommen, hielt aber Sedlik's hyperloyale Feldpredigten lediglich für zwanglose und unsaldirte Eingebungen eines absonderlich organisirten Kopfes. Seine Erscheinung war ja auch in diesem Kreise nichts Ungewöhnliches; jedes Regiment, vielleicht jede Compagnie hatte ihren Sedlik. Wiewohl geistreicher als Julius Werner, theilte Haldenried doch dessen schwärmerische Ansichten über das verjüngte Oesterreich vollkommen, ohne sich von widersprechenden Einzelheiten, die in Hülle und Fülle auftauchten, beirren zu lassen. Es ist überhaupt der jugendlichen Phantasie eigen, sich um Details nicht zu kümmern, besonders wenn sie nicht in ihren Kram passen, um nicht, wie sie glaubt, das große Ganze aus dem Auge zu verlieren, während sich dieses eben aus den verachteten Kleinigkeiten aufbaut. Leider macht man so schwer Erfahrungen an Anderen; man muß selbst am Kragen gefaßt werden.

Als Haldenried in den Saal getreten war, hatte sich eben über eine militairische Standrede des trefflichen Sedlik von allen Seiten eine lauttobende Debatte erhoben. Ohne auf den Gegenstand des Streites zu achten, trat er, da Werner

unter den Anwesenden nicht zu erblicken war, an einen der nächstsitzenden Waffengefährten und fragte ihn, ob Jener schon dagewesen sei. Das wurde sowohl von dem Gefragten als mehreren Nachbarn verneint, aber einer derselben machte die Bemerkung hinzu, daß ihm Werner in der Dämmerung mit großer Eile und in nicht gewöhnlicher Aufregung begegnet sei und, ohne stehen zu bleiben, ihm zugerufen habe, daß er später wieder in's Casino kommen werde, um den Kameraden vor seiner am nächsten Morgen bevorstehenden Abreise Adieu zu sagen, worauf er in der Richtung gegen die Bergmühle oder das Schloß weiter gerannt sei. Der Rittmeister war sehr betroffen, da Werner im Sinne hatte, für die ganze Dauer des Urlaubs in Kraßnitz zu bleiben, was leicht erklärlich war, und es ließ sich bei dieser Abänderung nur annehmen, daß dem Entschlusse irgend ein störender Zwischenfall, am wahrscheinlichsten ein gänzlicher Bruch mit dem Bergmüller vorangegangen. Mit bedenklichem Kopfschütteln trat er bei Seite und kam bis an das, nur durch ein Stübchen getrennte Extrazimuer der Beamten, dessen verhältnißmäßig große Stille ihn einlud, sich dort niederzulassen und seinen Freund zu erwarten. Er setzte sich an die Spitze einer länglichen Tafel, an welcher weiter unten sechs bis acht Gäste eine Frage discutirten. Vier darunter waren Beamte, die zwei ihm am nächsten, sich gegenüber Sitzenden die beiden Ortsgeistlichen, der Dechant, ein heiter und wohlwollend aussehender Greis von großem körperlichen Umfange, und der Kaplan, Pater Michael, ein Freund und Protegé der Comtesse Sophie von Thieboldsegg, ein ganz junger, schmächtiger, hohlwangiger, bleicher Mann mit großen schwarzen Augen, welche durch die arglistige Klugheit und ungemeine Leidenschaftlichkeit ihres Ausdrucks eine unheimliche Anziehungskraft ausübten.

Haldenried, in Nachdenken verloren, hatte im Augenblick nicht die nöthigen Sinne, an dem Gespräche seiner Nachbarn irgendwie Theil zu nehmen. Als aber die Unterredung, die anfangs gedämpft geführt worden war, in einen hitzigen Zweikampf zwischen den beiden Theologen ausartete, der durch die laute Heftigkeit des Kaplans das ganze Zimmer be-

herrschte, mußte er unwillkürlich seine Aufmerksamkeit darauf hinrichten.

„Daß ich solche Opposition bei dem Herrn Dechanten finde," sagte der Kaplan in sehr gereizter Sprache, „betrübt mich, zumal da mir scheint, daß sonach seine Ansichten im schneidenden Widerspruche mit dem Geiste der ganzen katholischen Geistlichkeit nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Europa stehen. Die große religiöse Bewegung, welche alle Länder von Osten bis in den fernsten Westen ergreift, wird nicht stillstehen, sondern fortschreiten und den sinnekitzelnden Materialismus und die heidnischen Irrlehren einer glaubenslosen Philosophie, welche die Revolution geboren haben, mit Stumpf und Stiel ausrotten! Die Armeen haben Großes gethan, aber die Reihe ihrer Siege wäre nur in Flugsand eingedrückten Fußtapfen gleichzuachten, die der nächste Morgenwind verwischt, wenn nicht die Kirche auf dem gewonnenen Boden fortbaute, gleichwie die Werke großer Eroberer nur Eintags-Schöpfungen waren, wenn sich die Staaten nur auf ihre Bajonnette und Kanonen stützten und den mit Gewalt gebrochenen Trotz der Völker in freudigen Gehorsam zu verwandeln vernachlässigten. Da fängt die höhere Aufgabe erst an, die Erziehung, die geistige Umbildung, die innere Bekehrung, mit einem Wort die Christianisirung eines verweltlichten Jahrhunderts. Nur wenn die Siege zu diesem Ziele führten, war es um das vergossene Blut nicht schade, sonst aber wären sie nicht einmal des verschossenen Pulvers werth; der Staat, der von seinem Ursprunge abgeirrt ist, muß wieder zu seinem Ursprung zurückkehren und sein neues Leben für und durch die Kirche proclamiren, sein Werk ist gethan und seine Waffen können rosten. An der Kirche, die sich ihrer apostolischen Mission wieder bewußt geworden, ist es jetzt, zu ihrem Schwerte zu greifen!"

„Sie hätten eine so langwierige Ausführung nicht nöthig gehabt," erwiderte der Dechant in seiner ruhigen und milden Weise. „Ich habe Sie schon zuvor verstanden. Jeder wahre Priester muß wünschen, daß sich der religiöse Sinn hebe. Darin bin ich mit Ihnen einig, aber über das Mittel der Hebung denken wir himmelweit verschieden. Die Waffe des

Priesters ist das Wort, die Liebe, das gute Beispiel. Jedes andere Schwert kehrt sich gegen ihn selber."

„Liebe, Worte und gutes Beispiel," versetzte der Kaplan mit einem Anfluge des Spottes um die schmalen, farblosen Lippen, „würden ausreichen, wenn die Welt mit lauter frommen Kindern bevölkert wäre. Wollen Sie aber damit auch gegen den Verstockten, Gottlosen und Andersgläubigen auskommen? Warum verfügt denn die Kirche über Segen und Fluch? Philosophen, Aufklärer und Freimaurer predigen freilich seit hundert Jahren, daß die Religion Sache des eigenen Gewissens bleiben müsse, und wir haben gesehen, daß diese Doctrin beinahe zur Vernichtung des priesterlichen Ansehens und zum völligen Umsturze der ganzen gesellschaftlichen Ordnung geführt hätte. Es ist eine Geschichtsfälschung, von mattherzigen Humanisten begangen, zu behaupten, daß das Christenthum durch liebreiche Mahn- und Bußworte begründet und die Heerde seiner Anhänger nur mit dem friedlichen Hirtenstabe vereinigt worden ist, da doch Blatt für Blatt verzeichnet steht, welchen Kampf seine Einführung und Verbreitung gekostet — ein Kampf, in welchem das Blut auf der einen oder der andern Seite stromweise geflossen. Wie die Kirche entstanden und gewachsen ist, so nur kann sie fortbestehen. Ein sogenanntes gemüthliches Dahinleben ist ihr Tod. Sie muß entweder streiten und verfolgen, oder unermeßliche Leiden erdulden. Sie muß ihr heiliges Amt entweder mit dem strengen Ernst eines Groß-Inquisitors verwalten, oder ein Märtyrer werden; sie muß Kaiser und Könige haben, die ihr den Steigbügel halten, oder bereit sein, Backenstreiche von jedem Lotterbuben zu empfangen. Nur im Leiden ist sie groß, wie sie es auch in der Verfolgung ist!"

„Also mit anderen Worten," antwortete der Dechant, „Sie wünschen Ketzergerichte, Scheiterhaufen, die Inquisition?"

Sichtlich betroffen senkte der Kaplan die Augen, erhob sie aber rasch wieder und sagte mit einer trotzigen Entschiedenheit:

„Ja, ja! Ohne Zweifel, aber nach einer zeitgemäßen Einrichtung, das versteht sich! Nach einer zeitgemäßen Einrichtung."

„Ihnen, Herr Kaplan," sagte der Dechant mit einem die verblüfften Zuhörer um Nachsicht bittenden Blicke, „ist offenbar irgend ein Buch, das Sie im Seminarium zu eifrig gelesen, zu Kopfe gestiegen!"

„Eine höchst auffallende Aeußerung!" rief Pater Michael höchst aufgeregt. „Da müssen Sie ja auch die besten katholischen Journale, die denselben Ton anschlagen, und die mündlichen und schriftlichen Kundgebungen der ersten kirchlichen Autoritäten aller Länder für den Ausdruck der Verrücktheit erklären."

„Nahebei," gab der Dechant ruhig und sicher zur Antwort. „Ich glaube, es steckt mehr Herrschsucht als Religion darin. Die Herren vergessen, daß wir nicht mehr in den Zeiten Gregor des Großen leben, sondern eine Welt vor uns haben, in welcher die Menschen ihr Brod suchen und die Tage rechtlich und friedlich dahinzubringen lieben. Ich bin daher überzeugt, daß der allerneueste Bekehrungseifer der Kirche nur schaden und den letzten Einfluß des Clerus untergraben wird."

„Die Menschen sind das," sprang der Kaplan in's Wort, „wozu man sie anhält, erzieht, macht. Wer hätte gedacht, daß der Freiheitstaumel vom Jahre Achtundvierzig so rasch und so kläglich enden werde? Das souveränetätslüsterne Volk duckt sich jetzt zehnmal demüthiger, als je zuvor, kaum daß man ihm mit einem Kugelregen die Freiheitsgluth abgekühlt. Es wird und muß auch der religiöse Indifferentismus und die Häresie umschlagen, wenn man dieselben Mittel anwendet, denn wenn der Gebrauch der Gewalt von politischen Phantomen kurirt, so muß er auch Unglauben und religiösen Irrwahn heilen."

„Sie und die Partei, der Sie anhängen," versetzte der Dechant, „wollen also die Menschen mit Gewalt in die Messe und zur Beichte treiben?"

„Besteht nicht auch Schulzwang?" gab der Kaplan lakonisch zur Antwort.

„Nach meiner Ansicht," sprach der Dechant, „hat die Kirche nur Glocken, um die Leute zusammenzurufen, aber nicht Gensdarmen. Gewaltsame Bekehrung gehört vergangenen

Jahrhunderten an, gleich wie die Zeit der Zeichen und Wunder vorüber ist."

„Das leugne ich!" rief der junge Fanatiker. „Ich leugne Eins und das Andere! Zeichen und Wunder geschehen noch immer, alle Tage, an allen Orten! Nur für die Rationalisten giebt es keine, welchen die Josephinische Toleranz Zeit gelassen, den Unglauben zur modernen Wissenschaft auszubilden. Von diesen Leuten wimmelt es in den Städten, sie beherrschen die Pressen und die Katheder, und sie sind es, die die unbegreiflichsten Erscheinungen auf natürliche Weise auslegen und da, wo sie um Auskunft verlegen sind, mit vornehmer Skepsis die Achseln zucken. Das Ansehen, welches sie unleugbar genießen, hat es dahin gebracht, daß Bildung in der Welt höher steht, als ein frommer Sinn, und so sehen wir, daß die staunende Menge ihnen Alles nachbetet, um das modische Prädicat eines Gebildeten zu verdienen. Einfache, unverdorbene Gemüther, in welchen die Ahnung des Ueberirdischen noch lebendig ist, werden jenen weltlichen Sophisten zum Gegenstande des Hohnes, und es ist so weit gekommen, daß Wallfahrer, welche an Gnadenorten wunderbare Einwirkungen an sich empfunden haben, oder außergewöhnlicher Erscheinungen gewürdigt worden sind, bei ihrer Heimkehr nur ganz schüchtern Aussagen gemacht, ja sich sogar völliges Schweigen auferlegt haben, um das Zeugniß, das sie der Wahrheit zollen, nicht dem profanen Gelächter preiszugeben. Wer nichts sehen will, kann nichts sehen. Auch der Fünffürst von Galiläa hat nichts gesehen, obwohl die Wunder unter seinen Augen in seinem eigenen Reiche verrichtet wurden. Das muß sich ändern! Der Terrorismus der Bildung muß aufhören, und die Religion das Scepter emporheben und über die kleinsten Beziehungen des Lebens herrschen! Die Zeit der Zeichen und Wunder ist nicht vorüber, o nein, nein, und sie wird mit der Weckung des religiösen Geistes in ganzer Gloria aufleben! Daß aber Sie, Herr Dechant, einen solchen Ausspruch gethan, welcher einem Rationalisten, aber nicht dem katholischen Priester in den Mund paßt, setzt mich in die größte Verwunderung und überzeugt mich, daß der Alles zernagende Wurm

der Aufklärung sogar in die Pfeiler der Kirche hinein Löcher gebohrt haben müsse."

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe!" rief der Dechant, sich geräuschvoll vom Stuhle erhebend, mit einem von höchstem Unwillen gerötheten Gesichte. „Sie wollen einen Mann, der sechsundvierzig Jahre die Seelsorge versehen, über Religion schulmeistern, Sie, der Sie kaum dem Seminarium entlaufen sind! Ich habe mir überall, wo ich gewesen, die Achtung und Liebe meines Pfarrsprengels erworben; sehen Sie zu, daß Sie einmal ein Gleiches sagen können und nicht als ein überschnappter Tyrann gehaßt und gemieden werden!"

„Bravo!" rief der Rittmeister, lauten, freudigen Beifall klatschend, während der Dechant so schnell, als ihn seine alten Beine trugen, zur Thüre hinaushumpelte, ohne sich mehr umzusehen. Desto größer war der Eindruck der Demonstration auf die Zurückbleibenden, besonders auf den Kaplan, gegen welchen sie gerichtet war, und der sie von einem Soldaten nimmermehr erwartet hätte. Hoch aufgeregt, das hohlwangige Gesicht auf die linke Hand gestützt, saß er, einem verstörten Fieberkranken nicht unähnlich, da und stierte mit flammenden Augen vor sich hin, auf einer Seite von dem zweideutigen Stillschweigen der Beamten umgeben, auf der andern von einem offenen Gegner belagert. Die Stellung war nicht behaglich, aber es schien nicht, daß ihn Reue und Mißvergnügen, zu leidenschaftlich vorgegangen zu sein, im Stillen quälte; er machte vielmehr den Eindruck eines Menschen, der seinen Zorn verbeißt und auf bessere Gelegenheit zur Rache brütet, oder in seinem Trotze schwelgt und nur einen neuen Angriff ablauert.

Der Rittmeister war nicht gesonnen, sich mit ihm in Streit einzulassen. Die Episode, die seine Gedanken von ihrer ursprünglichen Bahn abgezogen, war bald wie ein Schattenspiel an der Wand verschwunden, kaum, daß sie einige stille Bemerkungen über das Vorgefallene veranlaßt hatte. Welche Wichtigkeit und welche Consequenzen konnten die Ansichten eines überspannten Priesters haben, gegen welche einer seiner eigenen Standesgenossen auf der Stelle so energisch protestirt hatte? Und dennoch täuschte sich Haldenried in diesem be-

sondern Falle, wie die ganze gebildete Welt im Allgemeinen über die religiöse Frage, welche aus dem geschlossenen Krater der Revolution gestiegen war und dem Zeitalter der Humanität und der ganzen Wissenschaft Krieg auf Leben und Tod erklärt hatte. Auch da täuschte sich das große Publikum und glaubte den heraufbeschworenen Geist des Mittelalters mit spöttischem Lächeln und verächtlichem Naserümpfen bannen zu können. Man war ja bis zum Jahre Achtundvierzig gewohnt gewesen, die Geistlichkeit gegen die Forderungen der Zeit nachgiebig zu finden und sie in den Reihen der liberalen Opposition in den Kammern aller Länder zu sehen! Trotz der bedenklichsten Symptome, welche sich nun in allen möglichen Formen kundgaben, fühlte man sich nicht berechtigt, den früheren Liberalismus für ein bloßes Scheinmanöver zu halten, welchem bei der Gunst der gegenwärtigen Verhältnisse so plötzlich eine so ganz veränderte Frontstellung folgte, sondern fuhr fort, die theologischen Excentricitäten auf Rechnung einzelner Individuen und extremer Parteien zu schreiben. Gewiß lag dieser allgemeinen Anschauung viel edles Vertrauen, sicherlich aber wenig Tiefblick zu Grunde. Auf diese Weise mußte die Ueberraschung um so größer sein, von welcher alle Confessionen ohne Unterschied befallen wurden, als die berüchtigten Staatsverträge mit Rom, wie über Nacht aus dem Boden gestampft, in allen Ländern auftauchten, um, dem ganzen Gange der politischen Entwickelung entgegen, einen Staat neben und über dem Staate zu bilden. Der Euphemismus, mit welchem sich diese Staatsverträge Concordate nannten, vermochte Niemanden mehr zu blenden, man sah die Hierarchie wie mit einem Ruck aufleben und ein Stück vom Mittelalter repräsentiren, allerdings nach einer zeitgemäßen Einrichtung, welche ja schon der überspannte Kaplan von Kraßnitz zugestanden hatte.

Haldenried schwebte eine ruhmvolle, thatenreiche Zukunft des Staates, dem er diente, vor den Augen, statt dessen sollte sein Degen allen Ernstes der bleichen, abgezehrten Gestalt im Priesterrocke, welche, seiner ferneren Beachtung ungewürdigt, am Tische neben ihm finster brütete, zur Verfügung gestellt werden. Er würde gewiß denjenigen, welcher es ihm in diesem Augenblicke prophezeit hätte, für verrückter gehalten

haben, als den Kaplan selber, welcher solche Ansprüche erhoben.

Nach der Entfernung des Dechanten herrschte im Zimmer eine lange schwüle Stille, welche durch einige kaum erwiderte Aeußerungen der Beamten nur momentan zu verscheuchen war, die Stimmung für gesellige Unterhaltung war an diesem Abend vernichtet. Aus diesem Zustande sollten die Anwesenden auf eine etwas schreckenvolle Weise befreit werden.

Plötzlich ließ sich ein Lärm, der immer lauter anschwoll, auf der Straße vernehmen. Die unverständlich durcheinanderschreienden Stimmen verkündeten einen großen Zusammenlauf von Menschen, bis endlich von allen Seiten heraufdringende Feuerrufe über die eigentliche Ursache der Bewegung keinen Zweifel übrig ließen.

Alles drängte sich an die Fenster. Ein langer, grellrother und röthlichgelber Streifen stand am Saum des Westhimmels, gerade über einem waldigen Bergrücken, dessen schwarzer Schatten eine wirksam contrastirende Unterlage bildete.

Es brannte zwar nicht in Kraßnitz, aber in nächster Nähe, dem Anscheine nach in einem benachbarten Dorfe, das etwa eine halbe Stunde entfernt war.

Hülfebringende und Neugierige jagten in wilder Hast über die Johannisbrücke nach dem Schauplatze des Unglücks, Spritzen und Kutschen rasselten dazwischen und Gensdarmen arbeiteten sich hindurch.

Als sich der Rittmeister vom Fenster wieder wegwandte, waren alle Gäste verschwunden. Er war allein, auch im Officierssaale hatte sich die Gesellschaft bedeutend gelichtet. Da — während des allgemeinen Tumultes, welcher noch immer zu wachsen schien, kamen rasche Schritte die Treppe herauf, ein Officier stürzte in's Zimmer — es war Werner.

„Kommst Du endlich!“ rief ihm Haldenried erfreut entgegen. „Weißt Du, wo es brennt?“

„Hier —“ erwiderte Werner, indem er auf seinen Kopf zeigte, ganz tonlos, „hier gewiß am stärksten!“

„Was giebt es denn wieder?“ fragte der Rittmeister, der die Bedeutung der gehörten Worte noch nicht bemessen konnte. „Auch ich habe Dir eine Welt von Neuigkeiten mitzutheilen!“

„Nein," rief Werner mit aufgeregter Hast, „sage nichts! Ich kann nichts hören! Ich bin taub, blind für Alles, ausgenommen für das wahrhaft schmachvolle Mißgeschick, welches aus heiterem Himmel auf mich Unglücklichen herabgefallen ist —"

„Nun, nun, nun!" rief der Rittmeister, nicht nur von den Worten, sondern von dem ganzen verwirrten und verstörten Aussehen seines Freundes, den er erst jetzt näher betrachtet hatte, in Unruhe versetzt.

„Ich bin davongejagt," sagte Werner mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung. „Ich bin als unwürdig erklärt, in der Armee fortzudienen! Meine Stellung, meine Ehre — Hedwig ist mit einem Schlage dahin, und ich kann jetzt keinen besseren Einfall haben, als mir eine Kugel durch den Schädel zu jagen! Da lies!" Er riß ein Papier aus der Brusttasche hervor und warf es dem Rittmeister auf den Tisch hin, welcher rasch darnach griff und zu lesen anfing.

Es war ein Quittirungsrevers.

An allen Mienen verändert, hielt Haldenried das gelesene Schriftstück starr und stumm in den Händen und fand lange nicht das Wort, das seiner Bestürzung den stärksten Ausdruck verleihen solle.

„Was hat es gegeben? Was zwingt Dich zu diesem Schritte?" fragte er endlich.

„Eine Denunciation und ein Auftritt mit meinem Obersten!" erwiderte Werner.

„Mit Baron Reuter?"

„Mit demselben!"

„Ist er denn hier?"

„Höre nur, höre nur!" sprach Werner, indem er die Hand seines Freundes ergriff und sich neben ihn auf einen Stuhl warf. „Heute Morgen — in aller Frühe bringt mir mein Bursche die Nachricht, der Oberst sei hier — er besuche den Grafen Thieboldsegg. Ich freue mich noch darüber und beeile mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich finde ihn im Gasthofe, eben im Begriff, in's Schloß überzusiedeln. „Schöne Sachen hört man von Ihnen!" schnaubt er mich in seiner barschen Weise an, und da ich ihn stumm und voll Ver-

wunderung, was er wohl meinen könne, ansehe, fährt er fort: „Sie haben in Wien an einem öffentlichen Orte Verkehr mit Leuten gehabt, die für's Zuchthaus reif sind und vermuthlich noch in's Zuchthaus kommen. Ist das ein Umgang für einen Officier?" — „Herr Oberst," sage ich, ich bin in der That kurz vor meiner Abreise von Wien in einem Wirthshause mit ein paar Freunden aus früherer Zeit zusammengetroffen. Was auch ihre Ansichten seien mögen, es sind brave, unbescholtene Leute." — „So?" unterbricht mich der Oberst, „unbescholten? Ein entlaufener Pfaff, ein davongejagter Professor, ein revolutionärer Scribler sind bei Ihnen unbescholtene Leute? Wenn Sie solche Freunde haben, so kann ich Ihnen nur den Rath geben, die Kameradschaft mit den Officieren aufzugeben!" — „Herr Oberst!" rufe ich, „der Denunciant, dem ich diesen Auftritt verdanke, wird doch, wenn er noch einen Funken Gewissen im Leibe hat, ausgesagt haben, daß ich mir meinen Freunden von ehemals gegenüber — ja ich halte diesen Ausdruck fest, meinen Freunden — meiner Ehre als Officier nichts vergeben, ja daß ich in einer kurzen Debatte sie zu belehren versuchte" — „Belehren!" fährt mir der Oberst in's Wort. „Am Ende wollen Sie auch noch mich belehren? Der Ehre nichts vergeben? — Wer mit solchem Gesindel Umgang hat, vergiebt der nichts seiner Ehre? Aber so ist's! Ein Mensch, der Antecedentien hat, wie Sie, der ist nicht zu bessern! Er sollte versuchen, diese Antecedentien vergessen zu machen, indem er alle alten Verbindungen abschwört, aber nein! Einen Mohren wäscht man nicht weiß und ein Rother bleibt zeitlebens ein Rother! Ich sollte Ihnen eigentlich den Proceß machen — aber — ich will nicht Ihr Unglück! Das aber sage ich Ihnen: ich kann bei mir keinen Octoberhelden brauchen." — „So werde ich meine Quittirung einreichen!" sagte ich kurz, kehrte um und ging fort. Ja, ich gebe allen Widerstand auf, er ist ja, wie Du weißt, bei uns ohnehin unmöglich! Was würde mir ein Proceß nützen? O, mich ergriff ein Ekel — ein unaussprechlicher Ekel, und so schwer es mir fällt, meine Kameraden zu verlassen — meine Carrière beendet zu sehen — so furchtbar es ist, Hedwig zu lassen — mein Loos liege da, wie es eben liegt. Der Mohr kann

gehen und sich hängen! Es ist schrecklich, aber eigentlich geschieht mir ganz Recht."

Er schlug sich wild auf die Stirne.

„Alles wegen Deiner politischen Antecedentien!" rief Haldenried. „Unglaublich, daß so etwas geschehen — daß solche Paschawillkür eine Zukunft zertrümmern kann! Und diese Denunciation! Ich weiß nicht, was ich dafür gäbe, wenn ich den Geist der Inquisition, der da hervorguckt, nicht gesehen hätte! Ich kann und darf Dir keinen leeren Trost geben, keine eitlen Hoffnungen machen! Wirf Deine Charge hin, und selbst auf den Fall hin, daß man sich besinnen und sie Dir wieder anbieten würde, wirf sie noch einmal hin! Vielleicht schon morgen wirst Du darüber ganz anders denken, denn es giebt auch einen Stolz des gekränkten Verdienstes, welcher sich auf die Stufe der Erniedrigung nicht herabdrücken läßt. Fasse Muth, den Kopf in die Höhe! Was Dir das Geschick auf dieser Seite nimmt, wird Dir auf der andern Seite von den lieblichsten Händen entgegengetragen!"

„Wenn das der Fall wäre! Wenn es der Fall sein könnte!" rief Werner tief aufseufzend, hoffnungslos. „Es ist nicht daran zu denken! Hedwig ist für mich verloren! Das ist es ja, was den Schlag so unheilbar macht! Meiner Stellung wegen, die ich jetzt wie ein Ausgestoßener verliere, habe ich mich mit ihrem Vater überworfen, diesem Ehrenmanne, welcher mir sein einziges Kind gegeben, wenn ich meine Charge freiwillig geopfert hätte! Kann ich mit einem Funken von Ehre im Leibe vor ihn hintreten und sagen: Herr, Sie wollten mir Ihre Tochter, so lange ich Soldat war, nicht geben. Dieses Hinderniß besteht nicht mehr, denn ich bin soeben davongejagt worden. Das kann, das kann ich nicht, und wenn ich es könnte, würde mir der Bergmüller die Thüre weisen!"

Bei den letzten Worten traten einige Officiere ein. Auch der würdige Sedlik erschien im Hintergrunde.

„Wißt Ihr," rief ihnen Haldenried entgegen, „daß unser Freund Werner seine Charge niederlegen muß?"

„Warum?" fragten Alle sehr betroffen.

„Wegen seiner Antecedentien!" gab Haldenried zur Antwort. „Während er in den Lagunen kämpfte, waren sie

Niemandem eingefallen! Seht, erst jetzt denkt man daran, die Armee von einem so braven und tapfern Officier zu säubern."

„Auch ich habe Antecedentien!" rief ein Serbe. „Wer will behaupten, daß ich nicht ein ganzer Soldat bin?"

„Das ist zum Lachen!" bemerkte ein Ungar. „Bin auch nicht mit schwarzgelben Streifen am Leibe auf die Welt gekommen!"

„Aber, meine Herren —" ließ sich Sedlik mit warnender Vaterstimme vernehmen, um die aufgeregten Gemüther abzukühlen.

„Ein erbärmlicher Undank," fiel der Rittmeister ein, „aber mit Schimpfen und Beileidserklärungen wird nichts gut gemacht! Einen Protest sollten wir aufsetzen und mit unseren Unterschriften bedeckt in der Armee herumgehen lassen."

„Ich unterschreibe," sagte der Ungar.

„Aber Herr Haldenried," rief Sedlik, „lassen Sie sich um's Himmels willen aus rein freundschaftlicher Parteinahme nicht zu einem so unnützen und geradezu gefährlichen Schritte hinreißen!"

„Herr Hauptmann Sedlik hat Recht!" rief Werner, sich unverhofft erhebend und vorspringend. „Er kennt den Geist, der die Regierung durchweht, besser als Ihr! Auch ich kenne ihn jetzt, leider zu spät, aber mir ist der Staar gründlich gestochen worden! Ein Teufel ist in dieser Uniform versteckt, welchen ich erst entdecke, da ich sie ausziehen muß! Dieser Teufel hat mir die Augen verblendet und die Eitelkeit an die Stelle meines politischen Gewissens gesetzt! Wer eine Vergangenheit hat wie ich, soll freilich nicht unter diesen Fahnen stehen, wenn er nicht als Ueberläufer gelten und die Schande eines solchen am Ende ernten will. Reue, tiefe Reue zerfrißt mir das Herz! Tretet den Ansichten des Obersten nicht zu nahe, sie sind ja allgemein vorhanden in dieser Welt! Werft diesem Régime höchstens vor, daß es sich meiner so spät erinnere und mich nicht nach meiner Gefangennehmung in Wien in einem Graben mit den Uebrigen erschossen habe! Der Tod war mir damals willkommen, und ich läge jetzt im ewigen Frieden, ohne die Qualen dieses Augenblicks zu kennen! O

warum sind alle italienischen Kugeln an mir vorübergepfiffen, oder warum habe ich das Gewehr, das mir aufgedrungen, nicht gegen mich selbst gerichtet! Ich bereue jeden Schuß, den ich abgefeuert habe, der Ruhm, mitgeholfen zu haben, das letzte Bollwerk der Freiheit umzureißen, ist mir zu einem Fluche geworden! Ein Geist der Vergeltung zieht nicht nur durch die Weltgeschichte, sondern auch durch das einzelne Leben, und wie er mich heute mit unerbittlichen Händen ergreift, so wird er auch eines Tages kommen und die Regierung von Oesterreich nach ihren Antecedentien fragen! Adieu, Adieu, Kameraden —" Plötzlich abbrechend und das Taschentuch an die von Thränen überquellenden Augen drückend, stürzte der Unglückliche zur Thüre hinaus, während die Anwesenden ergriffen und erschüttert dastanden.

Selbst Haldenried, von dem Eindrucke wie gefesselt, dachte nicht gleich daran, dem in die Nacht hinausfliehenden Freunde zu folgen. Als er eine Weile später auf die Straße herabkam, war Werner längst verschwunden. Gedankenvoll blieb er stehen, ohne die ihn umwogende Menschenmenge zu sehen, wie wenn er allein wäre. Eine Betrachtung jagte die andere, aber der Stoff, den der ereignißreiche Tag geliefert, war nicht zu bewältigen. Bald war er im Geiste bei seinem Bruder auf dem Schlosse, bald eilten seine Gedanken dem Wagen nach, der Leonie davontrug, bald verweilte er bei Werner...

Als er gleichsam erwacht war und nach Hause ging, war der Flammenschein am Himmel längst verschwunden und die Spritzen sammt der Löschmannschaft waren wieder zurückgekehrt. Man hatte weder in dem Dorfe, noch in der Umgebung ein Feuer entdeckt. Da sich gleichzeitig der Gluthstreifen am Firmament verloren hatte, gab die Erscheinung Veranlassung zu den wunderlichsten Auslegungen, wie sie der Phantasie des Volkes eigen sind. Dem Einen verkündigte das Phänomen Krieg, dem Andern den Ausbruch der Cholera, Anderen war es nichts als ein Luftbild, aber Alle waren gespannt, an einem der nächstfolgenden Tage etwas Genaueres darüber zu hören oder in einer Zeitung zu lesen.

Siebzehntes Kapitel.

Schließt mit Wundern und Zeichen.

Ziemlich weit draußen vor Kraßnitz steht auf einem weiten Felde eine altersgraue, architektonisch interessante Kirche, welche jedoch längst nicht mehr zum Gottesdienste benutzt wird und ihrem Verfall entgegengeht. Ihr Thurm mit den ausgebrochenen Spitzbogenfenstern, allabendlich von einem Volk von Krähen umschwärmt, die uralten, mächtigen Lindenbäume ringsum und der Friedhof mit den eingesunkenen Gräbern geben ein melancholisches Bild, und dieses präsentirt sich am besten, wenn man die Fahrstraße ein Stück Weges verfolgt und die schwarze, schmale, aus einem einzigen Bogen bestehende, steil hinan- und hinablaufende Johannisbrücke betritt, die mit der Kirche beinahe von gleichem Alter sein mag. Unter ihr schießt die Kraßnitz, ein kleines, aber recht wildes Flüßchen, reißend schnell vorbei, die ausgefranzten Ufer bilden tiefe Einbuchten, wo Weiden in's Wasser herabtauchen, wie es scheint, in einem ewigen Kampf gegen den Drang der Wellen begriffen. Weiterhin dehnt sich eine morastige Gegend, wo hohes Ried wuchert und einzelne Erlen stehen.

Auf der Brücke ragt, aus Stein gemetzt, die lebensgroße Statue des Heiligen, dessen Namen sie trägt, und trotzdem man in neuerer Zeit ihr den heiligen Wenzel in Erzguß gegenübergestellt hat, fällt es Niemandem ein, mit der einem gekrönten Haupte schuldigen Rücksicht die Brücke umzutaufen. Wie groß auch die Verehrung sein mag, deren sich der heilige Wenzel erfreut, der Blick der mit dem Tragkorb vorübergehenden Bäuerin fällt sicherlich zuerst auf das geschwärzte Bild des heiligen Johannes und der alte Bauer grüßt es mit submisserer Bewegung. Selten ist's, außer in Winterzeiten, daß dem Scheitel des Heiligen ein Kranz von Blumen fehlt.

Der Reisende, der von dem benachbarten Grenzorte herüberkommt, erblickt hier zum ersten Male die beiden Heiligen, die das Volk der Böhmen mit seiner Liebe bevorzugt. Er mag sie sich genauer ansehen, da sie ihm später auf allen Wegen begegnen werden. Die fromme Welt in dem alten Hussiten-

lande verehrt zwar noch zur Stunde eine ganze Anzahl von Heiligen, aber keiner derselben kann sich rühmen, die immense Popularität der beiden obengenannten Schutzpatrone erreicht und bis in unsere Tage behauptet zu haben. Während es alle übrigen nur zu einer örtlich begrenzten Kirchenfeier und einer achttägigen Andachtsoctave hinaufgebracht haben, werden die Namenstage der beiden Letztgenannten wie Land- und Nationalfeste gefeiert, welche Schaaren von Pilgern nach dem alten „goldenen" Prag locken.

Daß die beiden Heroen des böhmischen Kirchenkalenders keinen Rivalen neben sich dulden, steht fest, aber ebenso wenig kann in Abrede gestellt werden, daß der Grundton und das Maß ihrer Verehrung nicht brüderlich gleich getheilt ist.

Der heilige Wenzel repräsentirt das Uralt-Ehrwürdige, das mythisch Geschichtliche, das Nationale, welches mehr den Mann und den Patrioten anspricht, während der heilige Johannes durch die doch eigentlich nur pflichtschuldige Wahrung des Beichtgeheimnisses der Liebling und das rechte Schooßkind aller religiösen Herzen, besonders des Frauengeschlechts, geworden ist. Dieser Unterschied ist auch in den traditionellen Abbildungen der Beiden deutlich ausgesprochen. Der altböhmische Herzog erscheint nie anders, als in Helm und eiserner Rüstung mit der Landesfahne in der Hand und zeigt sich nicht selten auch zu Pferde; der ehemalige Beichtvater der böhmischen Königin dagegen steht in seinem einfachen Priesterkleide da, das Haupt von den fünf Sternen umgeben, welche auf seine in den Moldaufluthen schwimmende Leiche vom Himmel herabgefallen, und herzt mit seitwärts gesenktem Kopfe und dem Ausdrucke eines zärtlichen Gemüthes das Crucifix in den Armen ...

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der starre, uralte, naturwüchsige Böhmenfürst von seinem weit jüngeren Landsmanne, der sich in der langjährigen Stellung eines Hofkaplans eine größere Geschmeidigkeit erworben haben mag, seit langer Zeit überflügelt worden ist. Obwohl sein Cultus durch die czechische Bewegung seit Achtundvierzig einen neuen Schwung erhielt, gewann er doch nur vorübergehend dabei und mußte schon in den nächstfolgenden Jahren seine Einmischung in die Politik büßen, indem man höheren Orts

seine Namensfeste, die füglich nicht übersprungen werden konnten, mit auffallender Lauigkeit feierte, während Johannes von Nepomuk, der Liebling der gutgesinnten Concordatsmänner, für seine standhafte Anhänglichkeit an die klerikale Partei die festlichsten Illuminationen und die brillantesten Feuerwerke erntete.

Erst in neuester Zeit wieder gewinnt der fromme Fürst den Vorsprung, seitdem seine Krone das Schiboleth einer Partei geworden; aber es bleibt dennoch sehr fraglich, ob er es je zu dem Grade der Sympathie bringt, deren sich der verschwiegene Hüter zarter Geheimnisse, der heilige Johannes, erfreut.

Als beim ersten Grauen des Tages, welcher jener Nacht folgte, in welcher die Kraßnitzer von dem räthselhaften Widerschein eines Feuers am Himmel in so große Unruhe versetzt worden waren, die ersten Menschen auf ihrem Wege zur gewohnten Tagesarbeit auf die Johannisbrücke kamen, bot sich ihnen ein Anblick, der ihre Gemüther wahrhaft entsetzte. Der Gegenstand ihrer lebendigsten Verehrung, der heilige Johannes, war das Opfer eines blasphemischen Hohnes geworden! Er hatte nämlich einen alten, brüchichen Cylinderhut, bis tief in die Augen gedrückt, auf dem Haupte, trug eine altmodische, sehr hohe Cravatte von schwarzem Lasting am Halse und hielt ein vielgebrauchtes kleines ungarisches Pfeifchen zwischen den Fingern seiner linken Hand...

Die Entdeckung einer solchen Büberei verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und bald waren so viel Zuschauer zusammengeströmt, daß nicht alle auf der Brücke Platz hatten. Vermuthung auf Vermuthung wurde aufgestellt, auf der That verdächtige Personen gerathen, gestritten, dazwischen auf den unbekannten Frevler geflucht, doch auch bei Seite gewitzelt und gekichert. Der Heilige hatte ja auch die frappanteste Aehnlichkeit mit einer Vogelscheuche, und die Entrüstung über die abscheuliche Handlung, welche sich Aller bemächtigte, mußte erst über ein unwillkürliches Lachen hinwegsetzen und konnte nur bei den ältesten Bauernweibern in ungetrübter Reinheit zum sofortigen Ausbruch kommen. Ab und zu strömte die Menge der Neugierigen, ohne daß Jemand den Heiligen von der Vermummung zu befreien dachte oder wagte, weil die be-

gangene That bei ihrem kirchenschänderischen Charakter gewissermaßen der rächenden Obrigkeit geweiht und verfallen war. Zufälliger- und sonderbarerweise hatte sich keiner der vielen geschäftigen Diener des. Bezirkshauptmanns eingefunden; erst nach dem Aveläuten, als die erste Frühmesse stattfinden sollte, wurde der Kaplan Pater Michael, der eben in die Sakristei getreten war, von seinen Leuten über den entsetzlichen Vorfall unterrichtet.

Der Kaplan, der schon die Alba ergriffen, um in sie hineinzuschlüpfen, stand wie versteinert da und ließ das Kleid aus der Hand fallen, erholte sich aber schnell und eilte ohne Rücksicht auf die vorgeschriebene Meßzeit auf den Schauplatz des Attentats. Mit ehrfurchtsvollem Schweigen theilte sich dort die Menge, um Seine Hochwürden vorzulassen, indem sie sich selbst vergaß und den Eindruck der Frevelthat auf den geistlichen Herrn kennen lernen wollte. Der Kaplan schlug bei dem Anblick die Hände über dem Kopf zusammen, während sein bleiches Gesicht ein heiliger Zorn röthete, und rief zu den Versammelten:

„Da seht Ihr, geliebte Brüder und Schwestern, und seid Zeugen, daß es noch in unseren Zeiten wiedererstandene Hussiten giebt und daß, wie ich immer predige, der Kreuzzug gegen sie je eher je lieber angehen muß, wenn wir es nicht erleben sollen, daß sie in ihrem teuflischem Trotze immer weiter schreiten, uns sogar die Meßgewänder und Kelche aus den Sakristeien stehlen und die Tempel des Herrn über unseren Häuptern anzünden! Wessen ruchlose Hand das gethan, das, Geliebte, wird mit Hülfe Gottes zu Tage kommen; sollte es aber verborgen bleiben, so seid gewiß, daß der Frevler irgend ein elendes Ende nimmt! Johannes von Nepomuk, der Heilige, der Wunderthäter, er, dessen heilige Zunge, im Prager Dome aufbewahrt, in ewiger Lebensfrische prangt, hat fürwahr die Macht, einen Schandbuben zu verfolgen und die Hände, die sich an seinem Bilde vergriffen, mit Lähmung zu schlagen! Ich sehe Euch, geliebte Anwesende, den gerechten Zorn an, doch, um der Gerechtigkeit selbst willen, hütet Euch, Euren Verdacht und Argwohn vorschnell auf schlechte Menschen in unserem Kirchspiel, in welchem der Schuldige leider aller Wahr-

scheinlichkeit nach zu Hause ist, zu werfen! Beargwohnt nicht gleich Jene, von welchen es bekannt ist, daß sie die Kirche nicht besuchen, oder der Beichte aus Verstocktheit ausweichen und überhaupt schwache, laue, wie man sagt, aufgeklärte Religionsbegriffe haben! Noch inständiger aber bitte ich Euch, Geliebte, in Bezug auf eine andere Menschenklasse in Eurer Meinung vorsichtig zu sein! Gerade in dieser schlimmen Zeit wird von den Feinden der Religion der katholischen Kirche der Vorwurf der Unduldsamkeit und Verfolgungslust gemacht. Ich bitte Euch daher, um unseres Namens als Katholiken und um der Toleranz selbst willen, nicht aus übereiltem Eifer die wenigen Protestanten- und Judenfamilien, die in unserer Mitte wohnen, durch irgend eine Anschuldigung zu kränken oder denselben, auf eine ungeprüfte Muthmaßung hin, gar ein Leides anzuthun! Bedenkt, daß Gott selber nach Gutbefinden jedesmal Denjenigen bezeichnet, den er der irdischen Strafe überliefern will!"

Diese glaubenseifrige Rede, aus welcher doch ein so edler Geist der Versöhnung und Nächstenliebe hervorglühte, that auf die Versammelten ihre Wirkung. Hatte sich bisher die Entrüstung des Volks unklar auf einer allgemeinen Bahn bewegt, so war sie jetzt auf eine gewisse Spur geführt und das große Reich der Vermuthungen in einem festen, engeren Kreis zusammengeschlossen worden.

Jetzt sollte aber auch das Aergerniß, das der Frevel Aller Augen geboten, endlich aufhören. Auf den Befehl Seiner Hochwürden sprangen zwei Bauerbursche auf die Brüstung hinauf und nahmen den entstellenden Tröbel von der Statue herab. Damit war aber dem wilden Eifer des Kaplans noch nicht genug gethan. Mit Hast hob er die zu seinen Füßen liegenden Gegenstände, einen nach dem andern, vom Boden auf und schleuderte sie mit zorniger Aufregung und so wilden Handbewegungen, als ob ihm die Dinge zwischen den Fingern brannten, über die Brüstung der Brücke in's Wasser.

Es war die Handlungsweise eines heißblütigen Schwärmers, jedenfalls aber eine unpraktische That, deren sich Herr von Rack zum Beispiel nie schuldig gemacht hätte. Statt sie wegzuschleudern, galt es, die Dinge, die ja corpora delicti,

aufzubewahren, um durch die Feststellung ihres Besitzers auf die Entdeckung des Thäters zurückzukommen ...

Diese Bemerkung machte auch ein alter Bauer, der mit seinem hundebespannten Milchwagen auf der Brücke selbst hielt, der junge fanatische Priester war aber ebenso taub wie blind.

Die Menge hatte indessen den Act eines frommen Jähzorns mit tumultuarischem Beifall aufgenommen und sich dicht an die Brüstung der Brücke gedrängt, wie um zu sehen, ob nicht diesmal das unten fließende Wasser mit den herabgeworfenen Gegenständen etwas ganz Besonderes vornehmen werde. Diese Erwartung war leider vergeblich. Der Hut, die Pfeife und sogar die Cravatte behaupteten den Wellen gegenüber ihre specifische Leichtigkeit und trieben rasch und lustig hinunter, aber die Augen des nachstarrenden Volkes sollten auf eine andere Weise entschädigt und alle Erwartungen übertroffen werden ... Es war ein überraschendes Schauspiel, welches, zuerst von Einzelnen gesehen, bald der allgemeine Zielpunkt einer grauenerweckenden Aufmerksamkeit wurde ...

Eine Strecke von ungefähr zwanzig Schritt unterhalb der Brücke entfernt, ganz nahe dem Ufer, schaute etwas Schwarzes, von den dort weit herabhängenden Weidenruthen halb bedeckt, über den Wasserspiegel vor, was bei einiger Beachtung als die Leiche eines Ertrunkenen nicht zu verkennen war, welcher sich dort im letzten Augenblicke hatte emporarbeiten wollen, oder schon todt von dem unter dem Brückenbogen hervorschießenden Schwalle auf die seichtere Stelle seitwärts gespült worden war.

Mit einem Schlage zerstob die Gruppe auf der Brücke, man schrie, man stieß sich, man schob sich, in wenig Secunden war Alles auf dem Schauplatze des neuen Ereignisses.

Die Leiche wurde an's Ufer herausgezogen und auf die Wiese hingelegt. Es war die Leiche eines ganz jungen Mannes in der Mitte der Zwanzig, welchen keiner der Neugierigen kannte, eines Fremden. Er trug den Sommeranzug eines Städters, welcher trotz der Nässe und Kothflecken eine gewisse Anständigkeit verrieth. Er hatte dunkles Haar und ein Schnurrbärtchen, und seine Züge waren angenehm zu nennen. Sein Gesicht war gar nicht entstellt, wie überhaupt sein gan-

zes Aussehen zeigte, daß er erst eine Nacht, vielleicht nur wenige Stunden im Wasser gelegen haben könne.

Dieser letzte Umstand war wichtig. Stand dieser Fund mit dem nächtlich verübten Frevel in Verbindung, und in welcher? Wie konnte einer That, die dem reinsten Muthwillen entsprungen war, ein so gewaltsamer Tod unmittelbar folgen? War der Todte unvorsichtigerweise, als er mit seinem Bubenstück eben fertig geworden, von der Brüstung der Brücke hinabgeglitten? Oder hatte er, als er durch Zufall des Weges daherkam, den Thäter oder die Thäter gestört, und war er von ihnen hinabgestürzt worden?

Das waren Fragen von höchstem Interesse, Annahmen, von denen jede etwas für sich hatte, über welche aber nur der Ausweis, wer der Verunglückte sei, und die daran geknüpfte Untersuchung ein zuverlässiges Licht verbreiten konnte. Möglich, daß die Auffindung der Leiche ein ganz getrennter Fall war, immerhin mußte unter den besonderen Umständen ein mysteriöser Zusammenhang angenommen werden.

Solchergestalt hatte die an der Statue begangene Profanation eine unheimliche Vertiefung erhalten, in deren grauenhaftem Dunkel sie selbst ein düsteres Aussehen annahm. Das Volk, von augenblicklicher Eingebung und dem Hange zum Abergläubischen blind beherrscht, besann sich nicht lange, um sich eine Meinung zu bilden. Es sah ein an dem Fremden vollzogenes Strafgericht, und es war ganz nach seinem Geschmacke, zu glauben, daß der heilige Johannes den Frevler, den er ja auf frischer That ergriffen, ohne viel Federlesens gelyncht habe.

Die kleinliche und thörichte Vorstellung, daß ein Heiliger, in so menschlich wilden Zorn gerathen, gleich so brutal strafe, fand zahlreiche und glühende Anhänger, besonders Anhängerinnen, und der Anblick dieses Häufleins war die einzige Labung, welche das betrübte Herz des Kaplans ein wenig erfrischte. Mit dem Fortgange der Sache zufrieden, entfernte er sich, um die Messe zu lesen, welche ein so unerhörter Vorfall verspätet hatte.

Als man den ertrunkenen Fremdling in einer Tragbahre in das Leichenhaus fortgeschafft hatte, blieb fortwährend bis

gegen Abend eine beträchtliche Menschenmenge auf der Johannisbrücke stehen, obwohl es, da auch die Statue in den vorigen Stand gesetzt war, nichts mehr zu sehen gab. Es ist aber, wie man sich täglich überzeugt, als ob die Geister des Unglücks auf solchen Stätten noch lange zurückblieben und die Menschen hinlockten.

Die Kunde von der Begebenheit war natürlich auch sehr früh in's Schloß hinaufgedrungen, nur Cornelia und Frau Hassenfeld, welche ein gemeinsames Schlafzimmer hatten, waren bis neun Uhr in Unkenntniß des Geschehenen geblieben, da keine von Beiden bis dahin die Thürschwelle überschritten hatte.

Als endlich Frau Hassenfeld hinausgegangen und in die Mitte des Corridors gekommen war, hörte sie vom Weiten das Knarren der aufgehenden Thüre, die über die Steintreppe in's alte Schloß führte, mit dem Geräusch von Menschentritten vermischt. In besorgnißvoller Spannung trat sie schnell bei Seite, da die Leute herabkamen, um unbeobachtet zu beobachten, was es gegeben habe.

Herrn von Rack's lange und dürre Gestalt trat ihr zuerst vor die Augen. Ihm folgten drei Herren, von denen sie einen trotz seiner Civilkleidung als einen Gensdarmen, dem sie oft begegnet war, auf das Bestimmteste erkannte.

Ohne sich aufzuhalten und lautlos ging die unheimliche Gesellschaft die Treppe hinab, und Frau Hassenfeld sah sie vom Fenster aus bald darauf in der nach Kraßnitz führenden Allee verschwinden. Es war kein Zweifel, daß der Besuch dem Flüchtling gegolten habe.

„Hat ihn ein Schutzgeist abermals gerettet, oder ist er, bevor ich kam, in aller Stille abgeführt worden?“ war die martervolle Frage, welche sie an sich stellte, während sie zu Cornelia zurückflog, um ihr mitzutheilen, was sie gesehen.

Wenige Minuten darauf jagten beide Damen in's alte Schloß hinauf. Ihr Schrecken war groß, als sie Bruno beim Eintreten nicht erblickten, wich aber vor der Verwunderung zurück, als sie sein Bett in demselben Zustande entdeckten, wie es ihm Koß am gestrigen Abend hergerichtet hatte. Ebenso unberührt stand sein Nachtessen auf dem Tische und das Waschwasser auf der Commode da. Als sie nach eifrigem Nach-

suchen auch alle Schubladen, die er zu gebrauchen gewohnt war, ausgeleert gefunden hatten, war es höchst wahrscheinlich, ja gewiß, daß er sich schon gestern, entweder am späten Abend oder bei vorgerückter Nacht und offenbar freiwillig entfernt haben mußte. Diese Annahme gab aber noch immer sehr wenig Beruhigung.

„Wie kann er fortgegangen sein," sagte Cornelia untröstlich, „da alle Thüren zugeschlossen waren?"

„Mein Gott," erwiderte Frau Hassenfeld, „das wäre das geringste Hinderniß! Haben nicht Menschen, die frei sein wollen, Ketten an den Füßen zerbrochen? Sind sie nicht über Festungsmauern gesetzt und haben sie nicht Ausgänge gefunden, welche noch Niemand gesehen?"

„Sich aber so fortzustehlen!" rief Cornelia im Tone des Vorwurfs. „Kein Wort zu sagen! Nicht eine Zeile wenigstens dazulassen!"

„Sie haben nicht Unrecht!" erwiderte Frau Hassenfeld. „Das Letzte ist seltsam, doch wer weiß! Vielleicht hat ein Brief dagelegen und ist von diesem vermaledeiten Schnüffler, diesem Rack, uns soeben vor der Nase weggenommen worden!"

„Ja, gewiß, so ist's!" rief Cornelia lebhaft zustimmend. „O, was gäbe ich für die Beruhigung, daß er glücklich fortgekommen ist und keinem Unfalle auf der Weiterreise entgegengeht!" Sie war ganz unglücklich.

Frau Hassenfeld, Zeugin eines Interesses, welches die gewöhnlichen Grenzen der Theilnahme zu überschreiten schien, warf unwillkürlich einen prüfenden Blick auf das mit gesenktem Köpfchen dasitzende Mädchen, hatte aber doch keine Ahnung, daß dieses Interesse das tiefste war.

Nachdem sie das ganze Schloß durchwandert und alle Oeffnungen gemustert, welche in Augenblicken der höchsten Noth als Ausgänge dienen konnten, riefen sie, ohne die Möglichkeit der Entweichung begriffen zu haben, den alten Koß herbei, um von ihm Aufschlüsse zu verlangen, da er den Entschwundenen noch gestern gesehen und gesprochen haben mußte.

Koß war von den Mittheilungen, die ihm gemacht wurden, ganz überrascht und konnte nicht das geringste zur Aufklärung Beitragende vorbringen. Als er das Nachtessen in der Däm-

merungsstunde auf des Flüchtlings Stube hinaufgebracht, stand dieser abgewandt am Fenster. Während der Alte die übrigen Verrichtungen besorgte, wurde kein Wort gewechselt, ja Bruno hatte sich nicht einmal umgewendet. Ein ähnliches Schweigen war schon oft vorgekommen, wenn es, wie diesmal, keine Veranlassung zu einer nothwendigen Mittheilung auf irgend einer Seite gegeben hatte.

Koß, welcher eigentlich noch dieselben Ansichten über den Flüchtling hatte, wie am ersten Tage, da er von den dazwischenliegenden Resultaten ununterrichtet geblieben war, hielt denselben noch immer für eine Sorte von Vagabunden, dessen Anwesenheit eine ewige Quelle von Verlegenheiten gewesen war, und hatte die ganze Zeit über nichts sehnlicher gewünscht, als daß der ungebetene Gast wieder spurlos verschwinden möchte. Er mußte natürlich glauben, daß dieser Wunsch, der heute in Erfüllung gegangen, auch von seinen zwei Mitschuldigen gehegt worden sei, und deutete die Bestürzung auf dem Gesicht der jungen Gräfin als den Ausdruck der Sorge, welche von der peinlichen Ungewißheit über den endlichen Ausgang unzertrennlich.

Während alle Drei noch dastanden und sich besprachen, waren mehrere männliche und weibliche Mitglieder der Schloßdienerschaft im lebhaften Gespräch über die Begebenheiten auf der Johannisbrücke herbeigekommen, und eine der Kammerzofen begann sogleich den beiden noch nichts ahnenden Damen das Tagesereigniß mit aller Ausführlichkeit zu erzählen. Bei der Erwähnung des ertrunkenen unbekannten jungen Mannes erhielt Cornelia einen Stich in's Herz, und sogar ihre mannhaft entschlossene Gesellschafterin kam etwas aus der Fassung. Als aber die Beschreibung des Ertrunkenen, den einer der Diener mit eigenen Augen gesehen, gefolgt war, konnte sich Cornelia kaum mehr auf den Füßen halten und mußte von Frau Hassenfeld weggeführt werden. Auf ihrem Zimmer angelangt, brach sie in Thränen und Klagen aus, ohne ein Trostwort anhören zu wollen, wie wenn sie die authentische Nachricht von Bruno's Tode erhalten hätte. Da sich Frau Hassenfeld kein Gehör zu verschaffen vermocht hatte, entschloß sie sich plötzlich, den Rittmeister aufzusuchen, um dem Zustande der

Ungewißheit, von der sie selbst verzehrt war, mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Als sie beim Rittmeister eingetreten war, fand sie ihn auf auf dem Sopha, wie einen plötzlich von Unwohlsein Befallenen liegen. Von seinem bleichen, verstörten Aussehen auf's Aeußerste erschreckt, rief sie ihm, die Thürklinke in der erstarrenden Hand, schon von Weitem entgegen:

„Mein Gott, Sie haben ihn gesehen!"

„Es ist schrecklich!" erwiderte der Rittmeister mit matter, dumpfer Stimme, indem eine langsame Kopfbewegung eine ernste, düstere Bejahung ausdrückte.

Die Hände zusammenschlagend, setzte sich Frau Hassenfeld sprachlos auf einen Stuhl.

„Haben Sie ihn auch gekannt?" fragte der Rittmeister, der sich erhoben und ihr genähert hatte.

Die Frau sah ihn mit großen Blicken fragend an.

„Aber man muß," sprach der Rittmeister weiter, „alle Geschicke wie ein Türke hinnehmen! Was habe ich seit den letzten Kriegen unter meinen Augen verlieren müssen! Ich beabsichtigte eben in's Schloß zu gehen, als mir dieser schreckliche Zwischenfall in den Weg kam. Sie bringen mir gewiß etwas Neues von meinem Bruder! Haben Sie ihn gesprochen?"

„Welche Frage!" rief Frau Hassenfeld aufspringend, wie wenn sie einen Irren reden hörte.

„Was sehen Sie mich so seltsam an?" fragte der Rittmeister verwundert.

„Ihr Bruder," sprach Frau Hassenfeld, „hat das Schloß allem Anschein nach schon gestern Abend ganz heimlich und verstohlen verlassen —"

„Verlassen!" rief der Rittmeister mit höchstem Erstaunen. „Was hat ihn fortgetrieben? Ich habe ihm einen Rettungsplan ausgesonnen! Wenn wir demnächst hören sollten, daß man ihn ergriffen! Großer Himmel! Laß es an dem heutigen Schlage genug sein!

„Wir haben uns früher offenbar mißverstanden!" rief Frau Hassenfeld. „Ueber wessen Unglück haben wir denn gleich nach meinem Eintreten gesprochen?"

„Ueber wessen Unglück?" rief der Rittmeister, die fatale

Verwechselung rasch durchblickend. „Der Ertrunkene ist nicht mein Bruder, — mein theuerster Freund — Julius Werner — mein beinahe einziger Freund!“

„Ihr Freund!“ rief Frau Hassenfeld, von der Antwort erleichtert, nur mechanisch und fügte höflichkeitshalber hinzu: „Wie ist der Unglückliche umgekommen?“

„Räthsel über Räthsel,“ erwiderte der Rittmeister aufseufzend und mit den Achseln zuckend. „Bis jetzt läßt sich nur vermuthen, nur rathen, nur klagen.“

Mit dem Hauptresultate zufrieden, hatte sich Frau Hassenfeld bald darauf entfernt.

Es war wirklich so, wie der Rittmeister gesagt hatte. Julius Werner war todt. Da sein Körper keine Spuren von Gewalt, nicht einmal die geringste Hautaufschärfung zeigte, auch sich in seiner Rocktasche eine nicht unbedeutende Geldsumme vorfand, war mit der höchsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er in seiner Verzweiflung den Tod im Wasser gesucht und gefunden. Seit er am gestrigen Abend aus dem Kreise seiner Kriegsgefährten hinausgestürzt war, hatte ihn Niemand erblickt, seine Bekannten alle sahen ihn erst im Leichenhause wieder. Die Officiere, der Rittmeister inbegriffen, welche seine letzten Worte gehört und von der wildesten Selbstanklage erschüttert worden, waren Zeugen, daß der Unglückliche in einem Zustande fortgegangen, welcher vor dem Aeußersten nicht erschrickt. Sonderbar war es, daß Werner noch vor seinem letzten Gange die Uniform, die ihm freilich nicht mehr gehörte, ausgezogen und mit bürgerlichen Kleidern vertauscht hatte. Im Gasthofe „zur Kugel“, wo er wohnte und die Ummechselung der Kleider stattgefunden haben mußte, war er von Niemand, weder beim Ein= noch beim Ausgehen gesehen worden.

Da er in Kraßnitz nicht allgemein bekannt war, fuhr die öffentliche Meinung noch immer fort, ihn für den Schänder der Statue zu halten; allein die wenigen Kreise, welche ihn kannten, verwarfen die absurde Annahme mit Unwillen und dachten bei der Nachricht von seinem Tode mit doppeltem Bedauern an Hedwig, deren Liebe ein so grausames Schicksal getroffen.

Und die Bergmüllerstochter wußte noch nichts, Dank der ängstlichen Vorsorge ihres Vaters, der alle Anstalten getroffen

hatte, daß die gräßliche Neuigkeit wenigstens so spät als möglich zu ihren Ohren gelange, während er selber wie ein Sinnloser in der Stube auf- und ablief. Da er ihre unermeßliche Anhänglichkeit an Werner kannte, so mußte er mit Recht das Aeußerste fürchten, und da er nur annehmen konnte, daß der Unglückliche in Folge des letzten Zerwürfnisses aus hoffnungsloser Liebe die That gethan, fiel er mit den größten Vorwürfen über sich selbst her und griff sich verzweifelnd in's Haar. Obwohl er sich sagen mußte, daß er recht gehandelt und mit seinem Wohlwollen an Werner's verblendetem Soldatengeiste gescheitert, fühlte er sich doch in nichts entlastet.

Werner hatte nämlich, als er gestern Abend in die Bergmühle gekommen war, um Abschied zu nehmen, nicht den Muth gehabt, seinen unfreiwilligen Austritt aus der Armee als Grund der Abreise anzuführen, sondern allerhand allgemeine Dienstverhältnisse zum Vorwand genommen.

Auf diese Weise war es gekommen, daß Hedwig um die Zeit, als der Name des Ertrunkenen in der Stadt von Mund zu Munde lief, in einer Bodenkammer beschäftigt ahnungslos da saß, und im Geiste ihrem mit dem Postwagen dahinfahrenden Geliebten von Station zu Station folgte.

Als sie nach verrichteter Arbeit plötzlich beim Vater in der unteren Stube erschien, fuhr dieser zusammen.

„Ich bin fertig," sagte sie, „und will einige kleine Einkäufe machen gehen."

„Nein!" schrie der Vater. „Zu Hause bleibst Du —"

„Was giebt es denn?" rief Hedwig ganz erstaunt, da sie keine Veranlassung zu einer so polternden Weigerung entdecken konnte. „Was bist Du so aufgeregt?"

„Du weißt nichts!" rief der Bergmüller in der größten Verwirrung und Verlegenheit. „Ich habe schon längst gesagt, daß wir in Kraßnitz keinen Segen mehr haben! Schon seit der Mutter Tod ist mir der Ort verleidet! Da giebt es keine Ruhe mehr! Aber die Hetze muß ein Ende nehmen! Längst wollte ich die Mühle verkaufen, kam aber vor lauter Bedenken nicht dazu. Fort mit dem Rumpelzeug!"

„Was ist denn geschehen?" fragte Hedwig.

„Was nützen die Fragen!" fuhr der Bergmüller, um jeden

Ausweg noch immer verlegen, fort. „Kurz, wir können nicht da bleiben! Ja! Ja! Jetzt ist mir das Rechte eingefallen! Wir müssen fort und zwar ohne Verzug! Packe das Nothwendigste zusammen, ich lasse gleich anspannen! Mache schnell, mache schnell, raffe nur das Nothwendigste zusammen!"

„Bin ich denn plötzlich ein kleines Kind geworden," sagte Hedwig in größter Unruhe, „daß mir der Vater kein Vertrauen mehr schenkt?"

„Du wirst Alles hören!" sprach der Bergmüller. „Was soll ich Dir sagen! Du kannst es selbst errathen! Ich muß fort — mir droht etwas — Du weißt, wie mir die Behörden auf dem Nacken sitzen — ich fürchte Verhaftung —"

„Um Gottes willen!" rief Hedwig und flog zur Thüre hinaus, vom Vater ängstlich gefolgt, um einzupacken und der Gefahr auf's Schnellste zuvorzukommen.

Nicht lange darauf war der Bergmüller mit seiner Tochter im Wagen davongebraust, ohne ein Ziel bis zur Stunde zu kennen.

Auch Stropp, der zwar seinen gefährlichen Rivalen los geworden war, ohne jedoch seine Sache wesentlich gefördert zu haben, verließ am nämlichen Abend die Familie Scheppkes und begab sich nach Wien zurück. Er hatte aber, wie er sich äußerte, die Hoffnung nicht sinken lassen und war gewiß, daß er, wenn Hedwig in einiger Zeit Werner vergessen habe, unfehlbar zu seinem heiß ersehnten Ziele gelangen werde.

Die Johannisbrücke, welche den ganzen Tag über so viele Neugierige angelockt hatte, war auch bei Anbruch der Nacht noch nicht leer geworden. Die Besuche waren im Gegentheil im Zunehmen, da um diese Zeit auch das Landvolk aus den nächsten Ortschaften dahin zu wallfahrten begann. Man hatte nämlich im Laufe des Tages noch bemerkt, daß der heilige Johannes den Kopf von Kraßnitz weggewendet und die Stellung, die er seit hundert Jahren innegehalten, verändert habe. Diesem unglaublichen Mirakel fehlte es nicht an Augenzeugen. Somit sollte das in Erfüllung gehen, was Pater Michael gestern vor dem Dechanten behauptet: daß die Zeit der Wunder und Zeichen noch nicht vorüber sei.

Er hatte auch Recht, denn es macht sie der Glaube.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.



